Altwienerisches

Bilder und Gestalten



von

Karl Blümml

und

Gustav Gugitz



Altwienerisches

Mit 18 Bildbeigaben und 8 Textbildern
nach alten Originalen und Stichen
Umschlagzeichnung und 20 Vignetten
von Fritzi Löw

Altwienerisches

Bilder und Gestalten

von

Emil Karl Blümml
und Gustav Gugitz

Verlag Ed. Strache
Wien – Prag – Leipzig
1 · 9 · 2 · 0



1. Aus der guten alten Zeit des Bezirkes Landstraße

Die Entwicklung Wiens zur Großstadt, die Anforderungen der modernen Kultur, des Handels und Wandels haben leider schon manches Stück unseres alten Wien zu Grabe tragen lassen, das wir umso schmerzlicher vermissen, als es längst organisch mit unserem Gefühlsleben verwachsen war, dem der traditionslose Ersatz noch wenig zu sagen vermag. So selten gelingt es ja, Tradition und Fortschritt harmonisch zu vereinen. Indessen, wenn nun schon die Tradition einem modernen Geiste, wenn auch zögernd, weichen muß, ist es doch eine Pflicht der Pietät, uns dankbar früherer Kulturstufen zu erinnern und den Nachkommen ein treues Bild von allen Werdeprozessen eines großen Gemeinwesens zu hinterlassen.

Der um das Gemeinwohl des III. Bezirkes hochverdiente Bezirksvorsteher (bis 1919) Paul Spitaler hatte seit Jahren diesen schönen Gedanken erfaßt, in einem sogenannten Bezirksmuseum im engeren Rahmen den kulturellen Entwicklungsgang einer Wiener Vorstadt zu zeigen, die sich von einer stillen wiesenbunten Ländlichkeit zu einer lärmenden Großstadt aufgeschwungen. Er hat diesbezüglich Aufrufe an die Bevölkerung ergehen lassen, ihm ihre tätige

Mithilfe durch Spenden von auf den III. Bezirk bezüglichen Dingen angedeihen zu lassen und hoffte, seine Idee baldigst verwirklichen zu können. Ein solches Bezirksmuseum würde nicht nur den einzelnen Bewohnern des Bezirkes mit seinen Bildern, Stichen, Büchern, Manuskripten und altem Hausrate einen andächtigen Ruhepunkt im alltäglichen Leben bedeuten, sondern auch ein treffliches Anschauungsmittel für die Schuljugend bieten, das sie mit Liebe für ihre Scholle erfüllen und die Geschichte ihrer engsten Heimat besser lehren sollte als in trockenen Worten. Gewiß würde von der Romantik verschwundener Tage manche ästhetische Anregung in dem empfänglichen Kinderherzen haften bleiben. Man fühlt sich ja wie in ein Märchenland versetzt, wenn man die Aquarelle durchsieht, die Bezirksvorsteher Spitaler mit rühmenswertem Eifer von jetzt verschwundenen Stätten anfertigen ließ, und man kann es kaum glauben, daß uns erst vor kurzer Zeit diese holde Romantik eines Gartenstädtchens entrissen wurde. Freilich mußte man dafür auf allen Komfort einer Großstadt verzichten, der jetzt an die Stelle der Romantik getreten ist. Schönheit und Nützlichkeit aber zu vereinen, dies sollte der Leitspruch einer jeden Stadtverwaltung sein und gerade ein solches, nur kulturellen Zwecken dienendes Bezirksmuseum könnte ein immerwährender Ansporn dazu sein. Daß es diesen Zweck erfüllt hätte, wenn es in das Leben getreten wäre, war um so mehr zu erwarten, als Herr Spitaler, der uns den Arenbergpark erhalten hat, stets auf den traditionellen

Charakter der Landstraße, auf die „Vorstadt der Gärten" mit echt historischem Sinne Bedacht genommen hat.

Einige alte Folianten, die Gerichtsprotokolle[1]) der Gemeinde unter den Weißgerbern, die leider nur fragmentarisch vorhanden sind und mir 1908 von dem Herrn Bezirksvorsteher in liebenswürdiger Weise zur Benützung überlassen wurden, sollen uns im folgenden in jene Zeit zurückversetzen, da der III. Bezirk, damals noch in die Gründe Erdberg, Weißgerber, St. Marx und Landstraße zerfallend, nichts als ein großes Dorf vor den Toren einer großen Stadt war. Die Protokolle beginnen mit dem Jahre 1679 und gehen mit mehrfachen großen Lücken bis zu dem Jahre 1762. Es sind in diesen Blättern zwar keine großen welthistorischen Ereignisse aufgezeichnet, es sind die kleinen Schicksale kleiner Leute, die freilich auch für diese groß genug waren. Die Bevölkerung der genannten vier Gründe setzte sich namentlich aus vier Gewerben zusammen, und zwar aus den Fleischhauern, Flecksiedern, Weißgerbern und Küchengärtnern, deren Lebensweise denn auch charakteristischerweise die genannten Protokolle hauptsächlich zum Ausdrucke bringen, und zwar in den unverfälschtesten Naturlauten. Solange diese vier Gewerbe vorherrschten, gaben sie der Landstraße einen ganz eigentümlichen Charakter und man kann sich wohl denken, daß er rein im Materiellen lag. Der einzige Unterhaltungsort der genannten vier Gründe, der völlig organisch aus dem bürgerlichen Leben hervorgegangen zu sein

scheint, war bezeichnenderweise die — Tierhetze. Nur einige Jahre hielt sich im 18. Jahrhunderte eine armselige Bühne und man sagte damals, vielleicht nicht mit Unrecht, daß sich ein Theater darum nicht halten konnte, weil die Bewohner der Landstraße wegen ihrer Gewerbe bald — schlafen gehen mußten. Die materielle Richtung, die manchmal etwas abstoßend wirkt, kommt denn auch damals an der Hand dieser Protokolle in allen Äußerungen des Volkslebens, den Bedürfnissen des Geistes und der Unterhaltung am stärksten zum Ausdrucke.

Das Jahr 1679, mit dem die Protokolle beginnen, war nicht nur für den III. Bezirk ein Unheilsjahr, denn auch alle übrigen Vorstädte wurden in diesem Jahre von der Pest verheert und siebenhundert Menschen begrub man allein in Erdberg. Handel und Wandel stockte, die Leute begingen Exzesse, wie auch einen das Protokoll (2. Band, Fol. 23) zur Sprache bringt, wonach man über die Art, Kranke abzuholen, unwillig wurde. Es war kein Wunder, wenn sich noch später bei Schuldprozessen die Leute auf die Pestzeit beriefen (1680 v. 29. Mai), bei der namentlich die Fleischhauer in Zahlungsschwierigkeiten gerieten, da Schweinefleisch verboten war. Aber schon erholten sich die Bewohner der Landstraße wieder, als nur vier Jahre später die Türkenbelagerung die mächtig aufblühende Vorstadt mit allen anderen der Vernichtung preisgab. Viele Jahre brauchte es, um nur wieder den früheren Wohlstand zu erreichen. Auch die Gerichtsprotokolle, die wahrscheinlich in die Stadt

geflüchtet wurden, sind in der Zeit vom 6. Juli 1683 bis 18. Juni 1684 unterbrochen.

Es war kein Wunder, wenn solche Katastrophen auf die sittlichen Verhältnisse unseres Bezirkes keineswegs günstig einwirkten und viel Verrohung mit sich brachten, der ja ohnehin durch die eigentümlichen Gewerbe viel Vorschub geleistet wurde. Wir müssen aber auch bedenken, daß diese Gerichtsprotokolle nur einseitig sind, da sie ja stets die Fehler, keineswegs aber auch die Tugenden vorführen. Immerhin kann man doch im Vergleiche zu anderen Delikten, speziell zu Delikten am Eigentum, gewiß den Schluß ziehen, daß die Bewohner wohl ehrlicher, aber leidenschaftlicher Natur waren, die ihrem Temperament nur allzuleicht die Zügel frei ließen. Von großen Raufereien und ähnlichen Exzessen, gewöhnlich zwischen Leuten, die verschiedenen Ständen angehörten, sind diese vergilbten Blätter voll. Der Umstand, daß damals jeder Mann noch bewehrt ausging, führte leicht zu Gewalttätigkeiten. Gärtner und Lederer zogen ganz ritterlich den Degen (1679 vom 29. September) und selbst die Schneider ließen sich nicht spotten, da sie den Degen wie die Schere gleich gut zu brauchen verstanden. Gar hitzig ging es aber ab, wenn sich einmal ein Radaustudent in die Vorstadt verirrte, die übrigens liederliche Musensöhne schnell vom Grunde abschaffte (1682 vom 8. August). Cherchez la femme! hieß es bei solchen Exzessen auch damals schon, denn ein Nachsatz einer solchen Gerichtsverhandlung über Bürger- und

Studentenschlägereien lautet: „Daß Mensch aber Nambens Regina, so an dißer entstandener Händel ein Ursach ist, ist auß der Jäger Zeil geschaft worden.“ Oft ereigneten sich auch ganz grundlose Ausschreitungen, die an die Heldentaten unserer „Plattenbrüder“ erinnern: Plankenabreißen, Steinewerfen und Messerstiche waren noch das Harmlosere. Das Blut dieser Vorstädter scheint ganz unbändig gewesen zu sein. Da half denn schließlich nichts anderes als das strenge Verbot des Waffentragens am 27. September 1754. Bezeichnend ist auch, wie oft Klagen gegen die bösen Hunde der Fleischhauer einliefen.

Während das stärkere Geschlecht gleich handgreiflich wurde, begnügte sich das schwächere mit einem Zungengefechte, dies aber in so ausgiebigem Maße, daß die Geldstrafen, die gewöhnlich der Kirche zufielen, ein ganz erheblicher Zuschuß waren. Oft und oft mußte der Richter die streitsüchtigen Damen ermahnen, sich „des Maulwözens“ ferner zu enthalten. Mit besonderer Vorliebe bedachten sie ein Schimpfwort, das auf die sittlichen Verhältnisse der Landstraße in dieser Zeit kein günstiges Licht werfen würde, wenn wir nicht überzeugt wären, daß nur die Roheit des Metiers auf gesellschaftliche Formen übertragen wurde. So beschuldigte eine Frau die andere, daß sie die „französische Krankheit“ hätte (18. März 1760), wie die ärztliche Untersuchung feststellte, völlig grundlos.

Trotz dieser etwas urwüchsigen Grundtöne waren die sittlichen Verhältnisse in geschlechtlicher Hinsicht

keineswegs unbefriedigend. Die Leute mußten zu schwer arbeiten, als daß sie sich Ausschweifungen hingeben konnten. Gewöhnlich fielen diese auf die Rechnung der Ausländer oder verabschiedeten Soldaten, die meist im Konkubinate lebten. Es wurde gegen letztere (10. Jänner 1681) strenge eingeschritten und die Frauensperson „öffentlich in die Brechel gespannt". Für gewöhnlich waren diese Geschöpfe wohl mehr bedauernswert als strafwürdig. Die Strafen für derlei Sittlichkeitsdelikte waren für die Frauenzimmer meist noch von unangenehmeren Folgen begleitet, denn sie wurden nach der Bestrafung in der Regel ausgewiesen, wenn sie nicht zuständig waren. Sonst strafte man mit Fußeisen und Arrest, mit Geld und der sogenannten „Fiedel". Wohl fanden sich nichtsdestoweniger einige Wirte, die verdächtigen Leuten und Liebespaaren Unterschlupf gewährten (so zum Beispiel 17. September 1685); auch Privatpersonen wußten den Kuppler zu spielen, so wurde am 25. Juni 1679 ein Unterschlupf von zwei Schuhknechten und zwei Dirnen entdeckt, der Unterstandsgeber wurde mit 4 Talern (ein Wirt ähnlich mit 10 Talern) bestraft, die Schuhknechte mußten bei Wasser und Brot brummen und die zwei Frauenzimmer öffentlich am Pranger stehen. Verhältnismäßig gering war die Strafe für einen Ehebrecher, einen Lustgärtner, den man bei der Frau eines „Hatschiers heimlich erdapt" hatte, denn sie betrug für den allerdings reuigen Sünder nur fünf Reichstaler. Später war man strenger; ein verheirateter Bürger,

der seine Magd schwängerte, mußte dies empfindlich büßen. 30 Gulden mußte er der Kirche zahlen, 12 Gulden Kindbettunkosten, 25 Gulden jährlich auf die Kindesunterhaltung und 8 Gulden Arrestkosten; wahrscheinlich hatte man das Mädchen, das sofort abgeschafft wurde, zuerst eingesperrt (25. August 1738). Derartige „Eheirrungen“ finden sich in den vielen Jahren aber nur äußerst wenige, die Sittlichkeitsdelikte betreffen fast nur ledige Leute.

Sehr streng war man auch mit den Dienstboten und man kann wohl sagen, oft verfuhr man geradezu ungerecht gegen sie. Wehe der Magd, die die Schimpfworte der Herrschaft, des Dienstgebers zu erwidern wagte (vgl. 1. August 1742). Sie standen selbst dem Hunde des Dienstgebers nach, denn als ein Mädchen, das einen bissigen Köter mit Steinen abwehrte und dessentwegen arg beschimpft wurde, den Schimpf zurückgab, wurde sie bei Androhung einer noch höheren Strafe für spätere Fälle dahin verurteilt, der Kirche ein halbes Pfund Wachs zu zahlen. Um zehn Gulden Jahreslohn und zwei Gulden extra diente damals noch eine Magd, wie aus einer Verhandlung hervorgeht (vgl. 6. Juli 1687). Häufig liefen aber auch Klagen ein, daß eine Frau der anderen den Dienstboten durch höheren Lohn abspenstig machte.

Von den obgenannten Rauferzessen und Roheitsausbrüchen abgesehen, scheint es um die öffentliche Sicherheit nicht gar zu schlecht bestellt gewesen zu sein. Allerdings dürften schwerere Verbrechen vor eine

höhere Instanz gekommen sein als vor dieses Grund-
gericht. Von mörderischen oder räuberischen Anfällen
lesen wir nun allerdings nichts in diesen Protokollen
und die Delikte gegen das Eigentum qualifizieren
sich lediglich als Gelegenheitsdiebstähle. Man brach
in Gärten ein und stahl Obst und Gemüse, oder man
entwendete bei Fleischhauern Fleisch, Felle, mitunter
ein Schwein oder ein Schaf, jedoch gab es auch
Professionsdiebe, und unter dem 30. Juli 1705 er-
scheint eine Untersuchung gegen eine Verbrecher-
herberge. Die Strafe bei Gelegenheitsdiebstählen war
eigentlich verhältnismäßig gering. Gewöhnlich be-
gnügte man sich damit, wenn es anging, den Übel-
täter für immer von dem Grunde auszuweisen.

Daß die Bewohner der alten Landstraße in Er-
manglung von guten Schulen, selbst einer Kirche
(speziell unter den Weißgerbern) in kulturelier Hin-
sicht wohl etwas zurückgeblieben waren, beweisen
einige abergläubische Akte, die allerdings heikle
Stoffe betreffen. Am 2. Mai 1686 klagt ein 36-
jähriger Mann, daß ihn ein „Dienstmensch nambens
Lißl Paumbgartnerin“ zum geschlechtlichen Verkehr
herausgefordert hätte. Da er sie abwehrte, hätte sie
ihn öfters „mit den Formalien, der teuffl hol mich,
ihr seit nichts nuz“ verspottet, worauf er „von selbiger
Zeit an sein manschaft (potentiam coeundi), die er
sonsten jeder Zeit gehabt, verlohren“. Die Beklagte
bekannte „obige Formalia“ ein, jedoch sei dies nur
im Spaß gesprochen worden. Sie erbot sich freiwillig,
so lange im Arrest zu bleiben, bis das Übel behoben

wäre, „er solle nur nachfragen, entweder bey dem Freymann (Scharfrichter, der damals auch als Hexenmeister rc. galt), oder sonsten ...“ Das Gericht sprach dem Kläger nun zu, er möge sich vorerst an „Geistliche und medicinae Doctores“ wenden, ob der Zustand nicht etwa ex defectu naturae herkäme, worauf der Kläger nach einigen Tagen freudestrahlend zurückkehrte, daß er bei der Geistlichkeit gewesen, „in specie bey den Franziskanern“ und am dritten Tage nach der Verhandlung seine vorige Mannschaft wieder erlangt hätte. Die Liebeszauberin wurde natürlich aus dem Arreste entlassen. Die ganze Angelegenheit beruht auf dem mittelalterlichen Aberglauben des Nestelknüpfens, der wohl auch noch heute unter den Bauern herumspukt. Unter dem 20. September 1702 wird auch ein Diebstahl unter abergläubischen Formen gemeldet.

Leider standen der Gemeinde, die durch die Pest und die Türken unendlich gelitten hatte, zu wenig Mittel zur Verfügung, um die rein geistigen Interessen besser pflegen zu können. Die Schulmeister, nebenher auch Mesner, waren meist verabschiedete Soldaten oder verkommene Studenten, die keineswegs befähigt waren, der Jugend Bildung und Sitte beizubringen. Das geht auch aus diesen Akten hervor, wonach der Schulmeister mehrmals wegen der gröbsten Exzesse und Schimpfereien belangt wurde (vgl. 1. Oktober 1706, 19. Juni 1751). Und was soll man von einem solchen Pädagogen denken, der ein Kind auf der Gasse „schäbige Sau“ nannte. Dies waren

wahrhaft beklagenswerte Zustände, denen erst unter der großen Kaiserin Maria Theresia ein Ende gemacht wurde. Doch hatte man schon in den letzten Jahren Karls VI. diese Übelstände erkannt, wie ein Dekret vom 12. Jänner 1739 an den Grundrichter unter den Weißgerbern beweist, welches sich gegen die „Winkelschulmeister“ wendet, „waßmassen sich unterschiedlige herumbvagierende sowohl ledig als verheurathete Stutende auch sonsten andere entweder auß denen Lehrjahren entlassene oder verdorbene Professionisten auf derley Gründten und Teritorijs sich befindeten, welche Wincklschullen und conventiceln aufrichteten und daselbst Kindter instruieren“. Der Richter mußte bei schwerer Strafe derlei Individuen anzeigen.

Auch um die Seelsorge war es schlecht bestellt. Am 15. November 1698 wurde die gesamte Nachbarschaft unter den Weißgerbern vorgefordert und ihr vorgeschlagen, erstens wegen „Lößung der heillig Möß unter den Weißgärbern, damit Ein Geistlicher erhalten werden könnte, zweitens wegen reparierung des Turms, weillen derselbe sehr schadhafft“, etwas beizusteuern, was denn auch beschlossen wurde. Indessen mußte wegen Erhaltung eines Seelsorgers immer wieder an die Mildtätigkeit des einzelnen Bewohners appelliert werden. So wurde am 11. Juli 1700 „proponirt, wie man dem Geistlichen ein Zimmer und vor den Schulmeister eine Wohnung bauen khönte, und ob die Nachbahrschaft etwas beytragen wollte“. Es erging nun der Beschluß, daß jeder pro-

portionell nach seinem Vermögen etwas beisteuern sollte. Es scheint aber, als ob die Bürger nicht besonders freigebig gewesen wären, denn am 17. Juli 1701 kleidete man den Entschluß, etwas für die Seelsorge tun zu wollen, in bestimmte Formen ein und überließ dies nicht der bloßen Freigebigkeit. Die Adjuta der Gemeinde an den Geistlichen wurden mit 46 fl. festgesetzt, und zwar sollte der behauste Bürger 51 kr. und der unbehauste 34 kr. zahlen. Freilich erklärte man noch immer, daß dies aus Gutwilligkeit geschehe und zu keiner Konsequenz führen sollte. Recht erbaulich waren diese Zustände nicht und es war erklärlich, wenn, wie wir sahen, die Verrohung der Sitten stark überhandnahm. Gewiß hatten die Gemeindemitglieder noch immer an den Folgen der Türkenbelagerung genug zu tragen, daher kam es immer wieder zu einem Feilschen mit dem jeweiligen Geistlichen, der sich auf dieser ärmlichen Pfarre nicht halten konnte. Am 5. Jänner 1705 wurde der Seelsorger auf Messen verwiesen, die einzelne Bewohner lesen lassen würden, und aus einer Notiz vom 25. Juli 1705 geht hervor, daß zwischen dem Seelsorger und der Gemeinde Mißhelligkeiten ausgebrochen waren, da er sich wegen des Adjutums an das Konsistorium gewendet hatte. Nochmals erklärte die Gemeinde, daß man ihm „die adjuta nur auß gutwilligkheit und nit auß schuldigkheit gegeben“ und da er die Gemeinde beim Wiener Konsistorium „unverschulter weiße“ angegeben, so wollten sie ihm „ehenter nit seine adjuta erfolgen lassen, biß die ge-

sambte gemain auch derbey sein möchte." Mit dem zunehmenden Wohlstande in den langen Jahren, da Wien keinen Feind sah, änderten sich auch diese Verhältnisse. Fortan wurde das Adjutum richtig eingebracht (24. Juni 1708) und auch unter diesem Datum die Errichtung eines ewigen Lichtes beschlossen. Im Jahre 1746 endlich am Dreifaltigkeitssonntag wurde die neue Kirche Sankt Margareta unter den Weißgerbern von einem ungarischen Bischof eingeweiht, wobei die ganze Bürgerschaft feierlich aufzog; auch Stiftungen stellten sich ein (28. Oktober 1746) und von 1742 an ging jährlich eine Prozession nach Maria Haydt in Ungarn, wofür ebenfalls Stiftungen errichtet wurden (17. September 1752)

Nach der Türkenbelagerung von 1683 drangen nur noch einmal Feinde bis in die Nähe unserer Vorstadt und drohten, sie, die sich kaum erholt hatte, zu vernichten. Es waren dies aufständische Ungarn unter Rakoczy, gegen die man aber doch rechtzeitig Vorkehrungen treffen konnte, vor allem durch die Errichtung des Linienwalles, der denn tatsächlich namentlich die Landstraße im März und Juni 1704 vor neuerlicher Verheerung beschützte. Schon am 27. Oktober 1703 wurde unter den Weißgerbern beschlossen, daß „bey dißen jezigen gefährlichen Conjuraturn . . . alle nächt 2 behauste, 2 mitbürger und 2 Inwohner in den Gässen herumbgehen undt umwexlungsweiß ihrer 6 patrolirn sollen". Offenbar fürchtete man Brandlegungen. Bereits unter dem 26. November 1703 wird die Verpallissadierung er-

wähnt und strenger Auftrag gegeben, auf fremdes Volk besonders aufmerksam zu sein. Die Bewohner der Landstraße scheinen indessen nicht sehr heldenhaft veranlagt gewesen zu sein, denn unter dem Datum vom 13. Februar 1704 wird ihnen vorgeworfen, daß sie ihrer Pflicht, zu wachen, nicht gehörig nachgekommen wären, und bei einer Strafe von drei Gulden wurde ihnen neuerlich eingeschärft, nächtliche Patrouillen abzuhalten, auch wurde die Zahl dieser Nachtwachen von sechs auf acht erhöht. Am 29. Februar 1704 wurde über diese Schar ein Rottmeister gesetzt, der die Säumigen sofort anzuzeigen hatte. Am 8. Juni 1704, als die Gefahr am höchsten war, mußten zu den Schanzlinien, die von Mannschaft entblößt waren, auch zwölf Mann vom Grund unter den Weißgerbern ausrücken. Sie wurden bei St. Marx aufgestellt. Indessen liefen auch hier über die geringe militärische Zucht dieser gezwungenen Vaterlandsverteidiger Klagen ein, da mancher nicht den Dienst versehen wollte und sich sogar an seinen Vorgesetzten vergriff (29. Juni 1704). Noch am 14. Dezember 1705 entstand ein Kriegslärm, offenbar ein falscher, aber es wurde beschlossen, daß man wieder wie früher bei den Linien wachen sollte, kein Ungar durfte hereinpassieren außer bei der Favorita und jeder Bürger mußte bei Strafe von 12 Talern mit Ober- und Untergewehr aufziehen. Fortan störte aber nichts mehr die Ruhe der Landstraßer bis in das 19. Jahrhundert. Am 11. Mai 1742 wurde die Gemeinde zwar aufmerksam gemacht, daß sich der Feind

(die Preußen) nähern könnte, indessen blieb es auch diesmal nur bei Vorbereitungen. Im Jahre 1748 waren unter den Weißgerbern Panduren von Trenck einquartiert.

Die Wohlfahrtseinrichtungen der Landstraße dürften im 18. Jahrhundert noch wenig befriedigend gewesen sein, mit dem zurückkehrenden Wohlstande aber machten sich auch in dieser Hinsicht Forderungen geltend, die schließlich durchgesetzt werden mußten. Bezüglich Errichtung eines Armenhauses, was der Gemeinde unter dem 10. Mai 1740 aufgetragen worden war, wehrte sich diese mit Darlegung ihres schlechten Vermögensstandes, man wollte die Armen nur mit Geld unterstützen. Auch wegen Anschaffung einer neuen Feuerspritze hatte sie sich am 24. März 1706 — unter diesem Datum mit mehr Recht — mit Mittellosigkeit entschuldigt, aber am 11. Mai 1742 kam sie einem schärferen Auftrage, neue Feuerlöschrequisiten anzuschaffen, doch nach. Weiteren Gemeinsinn verraten die Akten bis 1761 leider nicht.

Ebenso anspruchlos war die Gemeinde in bezug auf öffentliche Unterhaltung. Eine geistigere Anregung innerhalb derselben mangelte vollständig. Lange Jahre bot nur die grausame Hetze den Bewohnern der Landstraße ein uns zweifelhaft erscheinendes Vergnügen. Etwas Musik beim Tanze und das Wirtshaus befriedigten vollständig das Unterhaltungs- und Geselligkeitsbedürfnis dieser fast noch bäuerlichen Bevölkerung. Besonders Tanzmusik zu unerlaubten Zeiten bildet wenigstens das Substrat einer Anzahl

2*

von Verhandlungen, stammte doch schließlich auch der sagenhafte „liebe Augustin“ von diesem Grund. Leider sind in den Akten nur ganz obskure Kollegen des lieben Augustin genannt und von ihm findet sich keine Spur. Am 30. August 1738 wird auch bereits ein „Cavée“ erwähnt, nach den Szenen, die daselbst vorgingen, allerdings recht primitiver Natur. Sehr beliebt scheint zur Sommerszeit das Baden im Wienflusse gewesen zu sein, das schließlich Ärgernis erregte und bei einer Strafe von 50 Reichstalern verboten wurde (30. Mai 1739). Was man damals aber als Luxus und Ausschweifung empfand, das war der Genuß des Tabakes. Danach wurde der Gemeindewächter unter dem 15. Juli 1687 angeklagt, daß er „den Tobäckh zur nacht getrunken“ (jedenfalls ein kurioser Ausdruck) und mit der brennenden Lunte nebenbei unvorsichtig umgegangen wäre. Er wurde drei Tage eingesperrt und ihm das „tobäckhtrinken“ auf diese Art untersagt. Gelegentlich wollten die Bürger auch die großen Herren spielen und auf die ihnen verbotene Jagd gehen, denn am 14. Februar 1702 hat der „Richter proponiert, wie daß sich etliche Bürger undterstehen mit Flinten zu gehen undt zu schießen“, was ihnen nach „Jägeramtsrecht und Gerechtigkeit“ nicht erlaubt war.

Das war die „gute alte Zeit“ der Landstraße, jene gute alte Zeit, mit der man ungerechtfertigterweise so oft jede Entwicklung schmäht. Uns mutet diese gute alte Zeit freilich nicht anders an wie das Leben und Treiben in jedem größeren Dorfe mit

seinem oft kleinlichen Partikularismus und geringen Gemeinsinne und jeder solche kulturhistorische Rückblick soll uns die Gegenwart mit ihren vielseitigen Bestrebungen nur um so höher schätzen lehren, ja es wäre sogar heilsam, wenn jeder dieser Laudatores temporis acti nur einen Tag in seiner guten alten Zeit verbringen müßte. Er würde kein Wort mehr über diese verlieren.



2. Vom Versatzamte in Wien

Im Volke gilt allgemein Joseph II. als der Stifter des Versatzamtes, der aber nur einschneidende Reformen schuf und dem Versatzamt zu seinem heutigen Nebentitel „Dorotheum“ verhalf, während der wirkliche Begründer Joseph I. war. Verhältnismäßig spät wurde diese Institution, die den Armen in erster Linie vor unbarmherzigen Wucherern schützen sollte, in Österreich eingeführt, da in Italien, dem Ursprungsland allerdings, bereits viele Städte ihre Montes pietatis besaßen. Das erste öffentliche Leihhaus wurde in Perugia im Jahre 1462, also beinahe um 250 Jahre früher als in Wien, von dem Franziskanermönch Barnaba errichtet; das erste deutsche Leihhaus wurde im Jahre 1498 in Nürnberg gegründet.

Auch in dem Patent vom 14. März 1707, von dem sich ein gedrucktes Exemplar in der Wiener Stadtbibliothek befindet, wird auseinandergesetzt, daß der Hauptzweck dieser kaiserlichen Stiftung „in der alleinigen Besorgung des bei Privaten so vielen Ausartungen und Mißbräuchen ausgesetzten Pfandleihgeschäftes in der Residenzstadt Wien besteht, und deren Ertragsüberschüsse, insoweit sie für den Hauptzweck entbehrlich sind, für das Armenwesen in Wien

überhaupt gewidmet sind". Man wollte also den gewerbsmäßigen Pfandverleihern dieser Zeit, die der Armut gewiß bittere Stunden bereiteten, ihr Handwerk legen und damit erstens die in momentaner Geldnot befindlichen Leute vor der Verschleuderung ihrer Effekten schützen und zweitens aus dem eventuellen Gewinn die Notleidenden unterstützen. Das Versatzamt stand daher in enger Verbindung mit der Armenversorgung, ja war dieser untergeordnet, dies geht auch schon aus dem Titel des Patentes hervor, der in gekürzter Form etwa also lautet: „Das von Ihro Röm. rc. Maj. Josepho rc. dem vorm Schottenthor allhier Neuauffgerichten Armen-Hauß Allergnädigst bewilliget rc. Versatz- und Frag-Ambt."

Demgemäß wurde auch das Versatzamt untergebracht, und zwar, wie Hormayr berichtet, in der Annagasse, im Hause mit der Konskriptionsnummer 995 (Orientierungsnummer 20). Dieses Haus hatte Graf Ferdinand Karl Weltz, Herr von Eberstein rc., der in den Jahren 1705 bis 1711 Statthalter von Niederösterreich war, dem in der Alserstraße befindlichen großen Armenhaus vermacht. Da nun der Ertrag des Versatzamtes diesem zufiel, so hatte man dieses Haus zur Geschäftsgebarung bestimmt. Hier blieb das Versatzamt bis 1787. Hier begannen so manche Komödien des Leichtsinns, als auch Tragödien der Not, wie sie der alte Nicolai aus den Versatzzetteln herausliest. Nicolai[1]), der den Wienern nicht sehr gewogen war, liest allerdings mehr Unterstützung des Leichtsinns heraus, wenn er

zu einigen versetzten Gegenständen folgende Beweggründe des „Versetzens“ hinzufügt, wie: Nr. 3697. Eine goldene Uhr, Wert 38 fl. 54 kr. (Um Maskenkleider und Lohnkutscher zur nächsten Redoute zu bezahlen.) — Nr. 6833. Ein atlassener Frauenrock, Wert 6 fl. 51 kr. (Um das Feuerwerk im Prater zu besehen.) — Nr. 4015. Zwei Rautenohrringe, Wert 32 fl. (Zur Zahlenlotterie.) Nur einmal fügt er bei „25 Pfund zinnernen Tellern“ bei: „um meine kranke Frau und vier Kinder zu erquicken“. Diesen boshaften Witz des Berliners bei Seite — denn welches Ding hätte nicht zwei Seiten — wurde die wohltätige Seite des Instituts doch stets im Auge behalten.

Freilich waren oft die äußeren und die inneren politischen Verhältnisse der wünschenswerten Entwicklung des Versatzamtes hinderlich. Der Groß-Armenhausfonds schaffte die ersten Betriebsmittel vorschußweise, die ihm auch zurückgezahlt wurden, als sich allmählich der eigene Versatzamtsfonds bildete. Der Bildung des eigenen Fonds war zuerst der Umstand hinderlich, daß der Ertrag anfänglich ganz dem Groß-Armenhaus zugewendet wurde.

Es wurde dann vom Jahre 1765 ein jährlicher Betrag von 2000 fl. dem Groß-Armenhause zugeführt, später vom Jahre 1785 durch Verordnung Kaiser Josephs II. die Hälfte des Reinertrages des Versatzamtes dem Groß-Armenhausfonds zugewiesen und vom Jahre 1859 die Abfuhr dieser Gewinsthälfte dorthin ausdrücklich durch kaiserliche Ent-

schließung sistiert, weil die Regierung einsah, daß diese Abfuhren und die frühere, oft übermäßige Herabsetzung der Pfänderzinsen bei einer Pfandleihanstalt, die zudem meist mit fremden verzinslichen Betriebsmitteln arbeiten mußte und deren Pfänderzinsen doch so hoch hätten gestellt bleiben sollen, daß sie die an sich, besonders aber bei den kleinen Pfändern teure Regie und eine mäßige Verzinsung des Betriebskapitals hätten decken können, das Vermögen des Versatzamtes nie zu jenem Aufschwung gelangen ließen, der die Erfüllung des Hauptzweckes, die Erweiterung des Pfanddarlehensgeschäftes, nämlich in einer der anwachsenden Residenzbevölkerung entsprechenden Weise, somit die Gründung von Filialen in den Vorstädten vor allem ermöglicht hätte.

Doch wir greifen hier vor. Schon Nicolai, der das Versatzamt noch an seiner ursprünglichen Stätte in der Annagasse sah, resümiert einige Klagen der Wiener und gibt seine kritische Stimme über einige Unzweckmäßigkeiten des Instituts in dieser Zeit ab [1]): „Das k. k. priv. Versatz- und Fragamt, wo auf Pfänder geliehen wird, ist von dem großen Armenhause errichtet und der Vorteil desselben kommt auch noch der Armenkasse zugute. Das Haus steht in der Annagasse Nr. 1015. Es kann unter mehreren z. B. dienen, daß man in Wien zu allen Anstalten weit mehr Personen als an anderen Orten gebraucht. Bei dieser Anstalt, welche in zwei Klassen 1. die Pretiosen, 2. die Mobilien geteilt ist, sind nicht weniger als 29 Offizianten. An anderen würden vier oder fünf

die dabei nötige Arbeit füglich verrichten können. Die verfallenen Pfänder, welche verauktioniert werden, stehen vorher nebst Meldung des Preises, wofür sie versetzt sind, in der posttäglichen Anzeige des Frag- und Kundschaftsamtes. Die Zeit, wenn man sie besehen kann, heißt die Weisstunde. In öffentlichen Blättern ward vor einiger Zeit folgendes aus Wien geschrieben: Unser Versatzamt oder Lombard hat bisher immer von allen Versätzen 16 Prozent Interesse genommen. Nunmehr aber hat es die Weisung erhalten, daß es von ordinären Pfändern nicht mehr als 4 Prozent bis auf die Summe von 1000 fl. nehmen soll — was aber über 1000 fl. trägt, dafür darf es 8 bis 10 Prozent nehmen, weil meist nur Herrschaften so ansehnliche Summen aufnehmen und also auch mehr Interesse davon bezahlen können. — Ob dieses völlig richtig ist, kann ich nicht sagen. Aber es ist mir fast unglaublich, daß das Versatzamt sollte 16 Prozent genommen haben. Man klagt in Wien sehr über den Wucher der Tandler oder Trödler, wovon wunderliche Geschichten erzählt werden. Bei den öffentlichen Verkäufen des Versatzamtes sollen sie viel Unfug treiben, alles in Gesellschaft kaufen, so daß keiner den anderen überbieten darf, da sie hiegegen jeden Fremden überbieten, um alle andern Käufer wegzuscheuchen. Auf die Art müßten sie alles erhalten und teilten es dann unter sich mit großem Vorteil. Wenn dieß wahr ist, so ist es der Aufmerksamkeit der Polizei wohl würdig." Nicolai behauptet auch, daß der Hang der Wiener zum Lottospiel durch

das Versatzamt im 18. Jahrhundert stark gefördert worden wäre.

So viel steht fest, daß das Versatzamt um 1780, zur Zeit, als es Nicolai besuchte, bereits reformbedürftig war, nicht zuletzt erwies sich das Gebäude bei dem wachsenden Aufschwung Wiens unzulänglich. Joseph II., der Reformkaiser, schritt auch hier ein. So berichtet Geisler[2]), daß sich der Kaiser in der Mitte des März 1786 nach dem Passauer Hof begab, die daselbst befindliche Kirche besichtigte und auf der Stelle beschloß, in dieselbe das so übel gelegene Pfand- und Leihhaus zu verlegen. Der Kaiser hatte die Chorherren von St. Dorothea, denen die Kirche gehörte, kurz vorher aufgehoben. Hierauf verfügte sich Joseph II. nach dem Versatzamt, ließ sich alles daselbst vorzeigen, erkundigte sich nach der Einrichtung, den Zinsen, wie viel auf die Waren geliehen werde, und „wunderte sich, daß man auf allerhöchst dero Hut nichts leihen wollte", weil er keine zwei Gulden wert wäre, unter welchem Preis kein Pfand angenommen werden sollte. Hierauf beurlaubte der Monarch die sämtlichen Beamten und ließ sich auch das Pretiosenbehältnis zeigen; als er in dieses hinein kam, welches aus acht geräumigen, mit Gold, Silber, Edelsteinen, Uhren und anderen Wertgegenständen ganz angefüllten Kammern bestand, wunderte er sich über diese Gattung von Schatzkammer; aber ganz erstaunt war er, als er eine ihm in die Augen fallende Schachtel zu öffnen befahl und darin einen Toison erblickte. „Wie meine Herren,

auch Toisons hier?" fragte er lächelnd. — „Nicht zu wenig," war die Antwort, „bald werden solche versetzt, bald ausgelöst."

Kurz darauf nahm der Kaiser große Veränderungen vor, wie Faber[3]) berichtet. Joseph II. wollte nicht nur die Prozente auf 4 herabsetzen, sondern es sollten fortan auch solche Waren als Unterpfänder angenommen werden, die bisher nicht angenommen worden waren. Wahrscheinlich war da der Hut daran schuld. Nun wurde auch eifrig Kirche und Kloster St. Dorothea für das Versatzamt adaptiert und im Jahre 1787 bezogen. Noch heute befindet sich das Versatzamt an dieser Stelle, nur das alte Gebäude mußte der Entwicklung der Großstadt geopfert werden.

Der Kaiser besuchte noch öfter seine neue Schöpfung und bezeigte sich einst „sehr aufmerksam über die vielen Kapitalien, die das Versatzamt seit einiger Zeit aus dem Banco genommen hatte. Besonders waren ihm die während der Faschingszeit eingekommenen Pfänder sehr aufgefallen, weswegen auch die Faschingsredouten und sonstige kostbare Rekreationen einige Einschränkungen erleiden mußten". Die Kausalität zwischen Fasching und Leihhaus dürfte sich indessen nicht nur auf Wien beschränkt haben. Der lustige Perinet nennt[4]) das Leihhaus ein „Refugium Peccatorum, denen es zum Pflaster wird, wenn sie sich im Fasching zu sehr verblutet haben".

Auch das neue Gebäude scheint den Wienern

bald wieder zu klein geworden zu sein und allerlei alte Klagen tauchten wieder auf. Indessen blieb das k. k. Versatzamt noch lange Zentralanstalt in dem laut Quittung vom 5. Mai 1787 um 47.600 Gulden angekauften, laut Gewährschein dem k. k. Versatzamtsfonds gehörigen Freihause in der Dorotheergasse. Zubauten wurden aufgeführt, früher vermietete Räume dem Amtszwecke gewidmet, aber Raum und Mittel langten doch nicht zu, um dem Bedarf der riesig anwachsenden Residenz als Pfandleihanstalt zu genügen, daher der wucherische Winkelversatz zu blühen anfing, und die Regierung, die in den Zeiten der inneren und äußeren Stürme vom Jahre 1848 an selbst mit Geldnöten zu kämpfen hatte, war nicht in der Lage, dem Versatzamt jene ausgiebige pekuniäre Unterstützung zuzuführen, die für einen entsprechenden Fortbetrieb, noch weniger für die Erweiterung, die Gründung von Filialen zugereicht hätte. Es mußten sogar zeitweise die Darlehen auf Pfänder beschränkt werden.

Erst die jüngste Zeit hat all diesem gründlich abgeholfen. Filialen waren schon früher entstanden und das alte Haus — das Mutterhaus — ist einem Prachtbau gewichen, das unter dem Namen „Dorotheum", der jetzt ganz populär geworden ist, den unangenehmen offiziellen Titel ersetzt. Diese neue Form, die unter unseren Augen entstanden ist, gehört der Zukunft an, möge sie in ihrem Sinne ersprießlich wirken. Hat doch der alte Wiener Poet Joachim Perinet, der in seiner Leichtlebigkeit in bezug auf

das Versatzamt[5]) sicher Fachmann war, dieses Institut sogar zu den „Annehmlichkeiten Wiens“[6]) gezählt, denn, so meint er, „es ist und bleibt doch immer angenehm, wenn man in der Not ist, einen Ort zu haben, wo man sich des Überflusses gegen Empfang der Hälfte des Wertes auf einige Zeit, vielleicht auch auf immer entledigen kann . . .“

3. Die Wiener Stubenmädchenliteratur von 1781

Zu eben der Zeit, da die deutsche Literatur sich allenthalben regte und es eine Lust zu leben war, hielt die unerbittliche Zensur Maria Theresias die Geister in Österreich nieder. Diese Strenge und die Abgeschlossenheit von der übrigen Geisteswelt erstickte die Literatur in Österreich, die sich nur mehr in leeren Formeln bewegte wie der gelehrte Dilettantismus der Jesuiten; wahrhaft schöpferische Kraft, die zu neuen Wegen führte, gab es nicht mehr. Es war daher auch voraussichtlich, daß sich unter Josephinischer Freiheit erst eine Entwicklung anbahnen mußte und daß die Freiheit allein nicht die Genies hervorzaubern konnte. Die gewaltsam plötzliche Befreiung aus dem Geisterzaum erregte nur einen Literaturtaumel, der sich vor allem in einer argen Schreibwut äußerte, welche ein Heer von Dilettanten ansteckte. Diese wußten über alles etwas zu schreiben, aber bei der fieberhaften Hast und Aufregung kamen sie meist nicht über die Form einer schleuderhaften Broschüre hinaus, wie ja die Broschüren überhaupt immer zu aufgeregten Zeiten ihre meist kurze Blüte erleben. Die Unerquicklichkeit einer solchen Broschürenliteratur, die die Freiheit noch in keiner weisen Selbstbeschränkung fand, sondern im ersten Aufschäumen wahllos

genoß und Raubbau mit ihr trieb, läßt sich denken; noch dazu beschäftigte sie sich meist mit aktuellen Fragen.

Geben wir einem Zeitgenossen wie Pezzl[1]) darüber das Wort; er schreibt: „Wie ein Sturmwind aus Süden oft in den öden Sandwüsten des inneren Afrika ein Heuschreckenheer emporhebt und plötzlich über eine ruhige Provinz hinschleudert, so hob das kaiserliche Handbillet über die Preßfreiheit im Jahre 1781 aus den öden Köpfen selbstgefälliger Müssiggänger jenes bekannte unzählbare Broschürenheer empor und ließ es auf das erstaunte Wien niederregnen.

Vom Tage dieser Federnfreiheit bis zu Ende des August 1782 waren schon über 1000 solcher Heftlein erschienen. Man schrieb:

Von all dem Wesen
Der olim gelehrten Pfaffheit, anbei
Von Stubenmädchen und ihren Röcken,
Von Handlung, Finanz und Polizei,
Von Kaufmannsdienern und ihren Säcken,
Von Fräulein, Frauen und ihren Gecken,
Von Schneidern, Pensionen und Leichen,
Von Dirnen, die ihren Herren gleichen,
Von Thieren mit langen und kurzen Ohren,
Von Advokaten und Professoren,
Von Bruderschaften und Rosenkränzen,
Von Fahnen, die zu viel flimmern und glänzen,
Von Lukaszetteln und Kardinalen,
Von Jesuiten und ihren Kabalen,
Vom Papste und seinen schönen Füßen,
Von Damen, die gern den Pantoffel küssen.



Wiener Stubenmädchen

P. Oellenhaintz pinx., Joh. Jacobé sc. 1785

Sammlung M. v. Portheim



Und weiß der Himmel wovon noch! — Kurzum:
Da ist kein Pudendum noch Skandalum,
Das nicht ein rüstiger Federheld
Samt seiner Person auf den Pranger stellt . . .

Die Druckereien konnten die Preßbengel nicht schnell genug drehen, die Zensoren lasen sich die Augen müde an den Manuskriptenladungen, die täglich und stündlich auf der Zensur einliefen. Sie waren damals in der Tat die geplagtesten Leute in Wien; sie mußten ex officio jeden Quark lesen, auch den, der nicht gedruckt wurde. Um sie einigermaßen von dieser Folter zu befreien und zu verhindern, daß nicht gar jeder armselige Wisch zum Druck angetragen würde, geschah im Mai 1784 der ernstliche Vorschlag, daß jeder Schrifterling mit seinem Manuskript sechs Dukaten in der Zensur deponieren sollte, die verfallen wären, wenn das Manuskript nicht zugelassen würde. Man sah aber die unzweckmäßigen Folgen dieses Vorschlages ein, führte ihn nicht aus und gab dafür den Zensoren die Freiheit, auf ein nichtswürdiges Manuskript ohne alle Umstände zu setzen: Typum non meretur. Wodurch es dann nicht weiter an das Tageslicht kam . . .“

In eben diesem Jahre 1784 fing die Flut der Broschüren schon an, sich zu verlieren. Im Jahre 1785 hörte die ungewöhnliche Menge derselben gänzlich auf; und seitdem stand die Zahl der erscheinenden Broschüren mit der Zahl der übrigen Bücher, mit dem Lesebedürfnis einer so großen Stadt und mit der Broschürenzahl in anderen Hauptstädten so ziem-

lich in leidlichem Verhältnis. Die erste neugierige Lesewut des Publikums war gestillt, die Lust zu kaufen, verschwunden; und die Schmierer, welche wohl noch öfter Lust hatten, mit ihrer Ware zu Markte zu kommen, fanden keine Verleger mehr.

Das waren nun allerdings keine gesunden Verhältnisse, wenn auch die vielen Broschüren die Lust zum Lesen und Nachdenken in allen Volksklassen anregten. Diese Broschüren erweckten den Glauben, als ob eine ungeheure Anzahl Schriftsteller in Wien lebte, und doch verwunderte sich Meusel, von Wien keine Beiträge für sein „Gelehrtes Teutschland" zu bekommen. Ebenso tadelnd über die Broschüristen wie Pezzl läßt sich Blumauer[2]) vernehmen. Er schreibt unter anderem: in 18 Monaten seien 1172 Schriftchen im Gesamtwerte von 39.066 fl. 40 Kr. erschienen. „Nichts war vor der Feder der Autoren sicher." Er führt kuriose Titel an: „An den Herrn E. S., Chef der Maulaffenloge auf dem Graben" — „Etwas über die schopfichten Wienerinnen" — „Ist der Antichrist blau oder grün?" — Die meisten waren Makulatur „und erschienen bloß des Geldes wegen, waren in einem Tage fertig, am zweiten gelesen und am dritten vergessen". Die Schrift über die Begräbnisse in Wien zog allein 21 Streitschriften nach sich. Dieser Aufsatz Blumauers erschien übrigens gleichfalls als Broschüre. Um den Teufel mit Beelzebub auszutreiben, wurden zahlreiche weitere Broschüren gegen den Broschürenunfug verausgabt, so „Die Autorsucht, Ursprung, Beschaffenheit, Ausbreitung und Folgen derselben, nebst

einem großen Verzeichnis derjenigen, welche damit behaftet sind. Wien, bei Gerold 1781. 8°". In ihr wird den Broschüristen geraten, sie sollten sich doch lieber Hausierscheine lösen. Eine andere, im Dialekt geschriebene Broschüre: „Die neue Gestalt der Narrenversorgung in St. Marx" (Wien, gedruckt und verlegt in der Jahnschen Universitätsbuchdruckerei anno 1781, 8°, 30 Seiten) schickte die Broschüristen nach St. Marx in das Narrenhaus. Eine verspottende „Bittschrift der 10 Kreuzer Autoren" (Wien, 1781. In der Johann Paul Kraußschen Buchhandlung, 8°, 16 Seiten) seufzte, daß man die Broschüren bald um 5 Kreuzer geben müßte, und riet, öffentliche 10 Kreuzerstände zu errichten. Schärfer noch verurteilte der „Brief nach Göttingen über die neusten Schriftsteller Wiens" (Wien, bei Hartl, 1781) dies Treiben. Er verdammte die Broschüren zum Feuer. „Diese Urtel wäre auch ihrem Verbrechen besser angemessen, als welche hier ein Richter von willkürlicher Jurisdiktion ausgesprochen, und fast alle unsere Autoren neuester Zeiten auf St. Marx (Narrenhaus) verdammt hat" (Seite 11 bis 12). — „Es ist eine wahre Schande, mit diesen Müßiggängern und Brodschreibern nur eine Sylbe zu verlieren" (Seite 13). Berisch sagt kurz von den Broschüren in „Die Wiener Autoren. Ein Beitrag zum gelehrten Deutschland" (Wien, 1784): „Es giebt Grattepapiers . . ."

Die Unerquicklichkeit und der geringe literarische Wert dieser Broschüren von Dilettanten, wie ihre jetzige Unauffindbarkeit machten es, daß fast gar

3*

nichts über sie geschrieben wurde, wiewohl namentlich der Kulturhistoriker reichen Nutzen aus ihnen schöpfen kann. Nichtsdestoweniger wurden einige dieser Broschürenserien schon früher gesammelt und erfreuen sich noch jetzt eines großen Wertes bei Wiener Sammlern, so namentlich die sogenannte „Wiener Stubenmädchenliteratur“, eine Broschürenreihe, die im Jahre 1781 erschienen ist. Auch sie ist meines Wissens nirgends literarisch und bibliographisch behandelt worden. Da diese Broschüren sehr selten geworden sind (sie werden oft mit 5 bis 20 fl. bezahlt), weil sie damals schon als Makulatur verwendet wurden[3]), dürfte es für Bibliophilen und auch für die Kulturgeschichte von Interesse sein, sie näher zu betrachten, was ich mir im folgenden erlauben will.

Veranlassung zu der Broschürenreihe über die Wiener Stubenmädchen — ein Thema, das den Horizont der Wiener Literatur genugsam beleuchtet — war der Schriftsteller Johann Rautenstrauch[4]). Rautenstrauch, in Erlangen am 10. Januar 1746 geboren, kam ziemlich früh nach Wien und galt dort als „Aufmischer“. Er war Lizentiat der Rechte und Schriftsteller, den Titel eines Hofagenten maßte er sich nur an. Als Schriftsteller war er namentlich auf dem Gebiete des Theaters und des Kampfes wider den Klerus tätig. Wurzbach schreibt: „Einige seiner Schriften, die von Bücherfreunden sehr gesucht werden und bereits ziemlich selten sind, wirbelten viel Staub auf.“ Als Josephiner lag er vor allem mit der Geistlichkeit im Kampfe und schrieb wider sie viele

Broschüren. Es kam so weit, daß der Wiener Bürgerspitalspfarrer Mazzioli ihn geradezu zum Gegenstande einer Predigt machte, was Rautenstrauch nur mit einer neuen Broschüre beantwortete. Populär wurde er namentlich durch die Affäre Reinisch[5]) und durch die Broschüre „Über die Wiener Stubenmädchen". In der nachjosephinischen Zeit wohl zurückgedrängt, machte er sich nur mehr patriotisch bemerkbar. Sein Tod erfolgte[6]) am 9. Januar 1801. Er schilderte sich selbst folgendermaßen[7]):

„Rautenstrauch, Lizenziat der Rechte zu Wien. Hat durch viele gute, die Aufklärung und Lektüre befördernde Schriften von Zeit zu Zeit sich als ein patriotisch gesinnter und fähiger Mann ausgezeichnet. Selbst seine Feinde haben ihm schon öfters zugestehen müssen, daß er viele Talente besitzt. Seine Feinde, sagen wir — wer sind sie? So viel wir wissen, sind es dreierlei Gattungen. Die Zelotenpartei, samt allen die zur Fastisch-Spengerisch-Pochlinisch-Uhazischen[8]) Fanatikerzunft gehören; ein paar Buchhändler, deren Tagelöhner er nicht werden wollte, und welche wähnten, daß eine oder die andere seiner Schriften ihrem eigenen Verlag nachteilig sein könnte, und — einige Autoren, denen es vielleicht in die Nase raucht, daß ihre Werke liegen bleiben, indeß die seinigen öfter aufgelegt werden ..."

Im Jahre 1781 erschien nun seine Schrift „Über die Stubenmädchen in Wien", anonym, daher sie auch Meusel im „Gelehrten Teutschland" nicht unter den Rautenstrauchschen Schriften anführt. Sie erregte un-

geheures Aufsehen und zog eine Menge Erwiderungen nach sich. Wurzbach schreibt unter Rautenstrauch, daß die Wiener Stubenmädchen „eine ganze Reihe von Anwälten fanden, die für sie Partei ergriffen und die Setzer Wiens mit lauter Schriften über die Wiener Stubenmädchen beschäftigten. Es sind deren weit über ein Dutzend erschienen". Er bemerkt dazu, daß Gräffer die Titel dieser Stubenmädchenliteratur angibt[9]). Dies geschieht nun freilich in ganz unvollkommener, unbibliographischer Weise, was verwunderlich ist, da Gräffer Buchhändler war, aber doch daraus zu erklären ist, daß er, wie er selbst schreibt[10]), der wenigsten dieser Broschüren habhaft werden konnte. Überhaupt fließen die Quellen über diese Eintagsbroschüren sehr spärlich und meist ganz unzuverlässig. Blumauer behauptet[11]), daß sich 25 Broschüren für und wider den Gegenstand „Stubenmädchen" als glückliche Autorspekulation ergaben, was schon übertrieben ist, da Gräffer nur von anderthalb Dutzend etwa spricht, aber gar nicht so viel Titel anführt. Nicolai übertreibt vollends, wenn er 50 Broschüren über diesen Gegenstand vorhanden sein läßt[12]). Nur mühsam kann man sich zu der Wahrheit über diese Broschürenliteratur hintasten, „denn dort," sagt Schlesinger in seiner Rautenstrauchschrift, „wo man vermeint, daß reiche Quellen solcher Forschungsarbeit sich eröffnen — in den bibliographischen Schatzkammern Wiens — ist leider nur dürftiges Material vorhanden". Doch hat es schon 1781 Anton H. von Geißau (Geusau) unternommen, eine Anzahl Broschüren zusammenzustellen.

Das Büchlein heißt: „Alphabetisches Verzeichnis derjenigen Broschüren und Schriften, welche seit der erhaltenen Preßfreyheit herausgekommen sind. Verfertigt von Anton H. v. Geißau. I. Alphabet bis Ende August 1782. Wien, bey Sebastian Hartl." Daselbst gibt er auf Seite 58 13 Broschüren als Stubenmädchenliteratur an, freilich in einer ganz unbibliographischen Weise. Er zählt nicht mehr als einen oft ganz ungenauen Titel und den Verleger auf. Die Broschüren dieser Gattung sind sämtlich anonym erschienen, und es werden die meisten Verfasser kaum je zu ermitteln sein. Geißau wird übrigens wegen seiner Ungenauheit schon in der „Realzeitung"[13]) getadelt, wo sein Werkchen eine „Spekulationsbroschüre" genannt wird. Auch Berisch[14]) sagt, daß Geißau weder vollständig noch richtig sei; Seite 175 ebd. weiß er sich aber doch nur selbst an Geißaus Unrichtigkeiten zu halten und schreibt, „daß die Broschüre über die Stubenmädchen in Wien, 1780 (?) 13 Broschüren pro und kontra nach sich zog, die bei Geißau verzeichnet sind". Weiter kann man sich leider nur mehr an die Buchhändleranzeigen im Wienerischen Diarium 1781, 1782 halten, die aber auch mit Recht getadelt werden[15]). Immerhin geben alle diese, wenn auch ungenauen Quellen doch einen kleinen Fingerzeig. Es ist sogar zu bedauern, daß Geißaus Nachtrag zum „Alphabetischen Verzeichnis" im Manuskript verloren gegangen sein soll, wie Gräffer a. a. O. schreibt. Sonst ist man freilich nur auf Buchhändlerkataloge angewiesen, und am sichersten schreibt man wohl den

bibliographischen Steckbrief, wenn man, was leider schwierig ist, die Broschüren selbst vor sich hat.

Wurzbach unter „Rautenstrauch“, wie Berisch schreiben, daß die Broschüre Rautenstrauchs „Über die Stubenmädchen in Wien“ 1780, also noch in theresianischer Zeit erschienen sei, was der ganzen Sachlage nach unmöglich ist. Damit stimmt auch nicht die erste Ankündigung der Broschüre in der „Wiener Zeitung“, Nr. 47, vom 13. Brachmonat (Juni) 1781, letzte Seite: „Bei dem bürgerlich. Buchbind. Sebast. Hartl ꝛc. ist zu haben: ‚Über die Stubenmädchen in Wien, 10 Kr.“ Die ganzen Monate vorher ist keine Anzeige darüber zu finden; auch erschienen die späteren drei Auflagen, die mir bekannt sind, sämtlich 1781, und es kann bei der Schnelligkeit des Erscheinens dieser Broschüren keine lange Zeit zwischen der ersten und zweiten Auflage liegen. Ebenso kamen sämtliche Gegenschriften 1781 heraus, so daß es sicher ist, daß die Rautenstrauchsche Broschüre zum ersten Male im Juni 1781 erschien, wie es ja auch Geißau und der Titel selbst angeben. Dieser lautet wörtlich:

1. Über die Stubenmädchen in Wien. Wien, zu finden bey Sebastian Hartl, in der Singerstraße neben St. Stephansthor. 1781, 8°, 24 Seiten. (1. Auflage Wiener Hofbibliothek; 2. Auflage bei K. Trau, Wien; 3. Auflage Wiener Stadtbibliothek; 4. Auflage gibt Gräffer, „Wiener Lokalfresken“ Seite 71 an; mehr Auflagen konnte ich nicht konstatieren. Das Büchlein ist nicht besonders rar.) Der Inhalt dieser im Juni 1781 erschienenen Broschüre, den ich mir

wegen des Verständnisses der übrigen Eintagsfliegen gleichen Genres und im Interesse der Wiener Sittengeschichte nicht ersparen kann, ist folgender: Wer hätte geglaubt, daß die Wiener Stubenhexen der männlichen Jugend und selbst alten und jungen Ehemännern gefährlich werden, und daß man die Haustöchter vor ihnen bewahren müßte! Es ist gewiß, daß sie eine wichtige Epoche in der Geschichte der Wiener Sitten spielen. Die Bürgersmädchen, die halben und ganzen Fräuleins, die gnädigen Frauen beklagen sich, daß die Stubenmädchen ihnen ihre Liebhaber abfischen und Gatten untreu machen. Nun wirft Rautenstrauch zwei Fragen auf: 1. Wodurch sind die Stubenmädchen so reizend und so gefährlich geworden? 2. Woher kommt es, daß (fast alle) diese Mädchen Buhlerinnen sind oder werden? Die Ursache ihres gefährlichen Reizes liegt klar in ihrer Tracht; dagegen kleiden sich Fräulein und Frauen unvorteilhaft und halten sich im Gegensatz zu den Stubenmädchen nicht reinlich. Verfasser will die Reinlichkeit der Stubenmädchen nicht tadeln, aber sie kleiden sich kostbarer als ihre Herrinnen, um ihre Netze auszuwerfen. „Man gehe nur durch die Straßen der Stadt und betrachte diese Geschöpfe etwas genauer, so wird man erstaunen. Die sogenannten böhmischen Hauben (das einzige Kennzeichen, daß sie Stubenmädchen sind) verlieren sich schon sehr in kleine; viele fangen schon an, sich zu frisieren und geheftete Hauben zu tragen. Ihre Haare um die Stirne herum sind à la Rippamonté kurz abgeschnitten und in das Gesicht gekämmt.

Sie machen sich tief herabhängende Chignons, trotz jedem Fräulein. Sie sind weiß und rot geschminkt, trotz jeder Dame. Sie tragen tintücherne Gekröse um den Hals. Ihr Busen ist so heraufgepreßt, so offen, bloß, wie bei den ersten Koketten. Ihre sogenannten Röckel, oder wie man die Dinge heißt, sind nach Art wie die hiesigen Jaquetkleider gemacht, mit einem Kragen, mit Fischbeinen ausgesteift, um einen englischen Leib zu machen. Ihre Röcke sind mit Fälbeln garniert. Alles ist von Seide, oder gar von Mousselin. Fürtücher von Tintuch, weiße seidene Strümpfe, die schönsten Schuhe, große Modeschnallen, Ohrgehänge und Ringe an den Fingern machen den Reiz vollkommen." Woher das alles bei ihrem Lohn? Dazu spielen sie die Empfindsamen, lesen fleißig den Werther rc. und gehen im Augarten mit einem Buch oder einem „Chapeau", der nur ein verkleideter Bedienter ist, Arm in Arm spazieren. Warum werden sie Buhlerinnen? Vielen glückt es, gnädige Frau zu werden; warum nicht mir? denkt jede. Der Lohn genügt nicht, darum machen sie sich an junge Männer und alte Witwer. Diese verheiraten sie dann wohl öfters an Leute, die für ein Ämtchen gewonnen wurden. Dabei schlagen ihre Entwürfe, Frauen zu werden, doch oft fehl und sie nehmen, um die Pracht fortsetzen zu können, was ihnen entgegenläuft. So angeln sie auch nach den Söhnen des Hauses, und manche Ehefrau wird ihretwegen übel behandelt. Aber auch bei den Haustöchtern geben sie gern Kupplerinnen

ab. Außerdem verleiten sie Kommis zu Veruntreuungen. Die Stadtstutzer gehen zuerst auf sie los, da einige von ihnen berühmte Modegöttinnen sind. Dirnen nehmen jetzt schon die Maske eines Stubenmädchens an, aber auch ehrliche Frauen auf Bällen. Viele gnädige Fräuleins und Frauen, die hier herumlaufen, sind nur Exstubenmädchen, und ihre Reize nehmen nach dem Verdienste zu. Gemeiniglich haben sie junge Praktikantinnen im Stubenmädchenhabit bei sich, die dem Herrn X. Winke geben sollen, daß die Herrin ein Wildpret wäre. Man möge also nur Acht geben, daß „gute Jünglinge“ und die Haustöchter nicht zur Ausschweifung durch sie verführt würden. Rautenstrauch nennt die Stubenmädchen auch Mausfallen der Mediziner und Apotheker. Man muß daher die Stubenmädchen durch strenge Kleidervorschriften, die Rautenstrauch ausführlich behandelt, Beobachtung, Bestrafung bei Verführung von Söhnen und Töchtern und durch das Verbot, mit Männern herumzuvagieren, um ihre Reize bringen. Sollten sie sich dagegen widerspenstig verhalten, so möge die Polizei eingreifen, sonst würden noch Köchinnen, Küchenmenscher rc. auch zu kokettieren anfangen. „Was würden auf diese Art unsere gnädigen Frauen und Fräuleins vor jenen voraushaben?“ —

Diese moralsaure, gänzlich einseitige Broschüre, die, wie man heute sagen würde, vom rein „bourgeoisen“ Gesichtswinkel aus urteilte, indem sie noch dazu Einzelerscheinungen verallgemeinerte und die Stubenmädchen ganz unsozial rechtlos und ungerecht behandelte,

da ihnen allein auch für unverschuldete Dinge alle Schuld beigemessen wird, wurde mit Recht nicht nur von den Erwiderungen in Broschürenform verurteilt. Gräffer[16]) schreibt z. B., daß in dieser Schrift kaum Rautenstrauch zu erkennen sei: „fast nicht ein Zug von Schärfe, von plastischem Leben, von Beleuchtung der Eigentümlichkeiten jener Gattung des schönen Geschlechtes, nichts von irgend einer Individualität, von einem Typus zeichnet sie, sie ist kaum eine kahle Silhouette. Bloß um den Luxus dreht sich alles. Sie ist sogar nach vorjosephinischem Fanatismus gebildet, der nach der Keuschheitskommission riecht.“ Und von den Erwiderungsbroschüren schreibt Gräffer wohl nicht ganz ohne Unrecht, daß es eine große Überwindung koste, diese Büchelchen durchzusehen. „Heutzutage hat man gar keinen Begriff mehr von der Wässrigkeit, Seichtigkeit, Lahmheit, Schalheit, Nichtigkeit und überhaupt von Gehaltlosigkeit, welche die Broschüristen der Josephinperiode bezeichnet.“ In der „Bittschrift der 10 Kreuzerautoren“ (s. o.) wird auch dieser Stubenmädchenhorizont der Wiener Literatur auf Seite 12 verspottet: „Nun gilt die Weisheit nichts mehr als 10 Kreuzer, und da muß man sich die Nägel abbeißen, und wie oft die Stirne runzeln, bis etwas Unbekanntes, Erhabenes und Gelehrtes zum Vorschein kommt, z. B. Betrachtungen über die Stubenmädchen, Beantwortung und fernere Beleuchtung hierauf 2c.“ Diese Stubenmädchenschrift wurde von Blumauers „Realzeitung“[17]) nichtsdestoweniger mit Recht eine der glücklichsten Autorenspekulationen ge-

nannt, was andere Schriftsteller und die vier Auflagen bestätigen.

Das Dienstbotenthema mit seinen Klagen über den Verfall der guten Dienstbotensitten ist ein allgemein und ewig anziehendes. In dem XVIII. Jahrhundert der Galanterie war ja das Stubenmädchen meistens der deus ex machina und mußte, von seinen Dienstgebern in allen Künsten der Galanterie unterrichtet, besondere Aufmerksamkeit und wohl auch bei braven Bürgern Unwillen erregen. Nicht alle Stubenmädchen waren wackere Toinettes oder gar brave Franziskas einer noch edleren Minna; wenn man vielmehr Kunst und Literatur des XVIII. Jahrhunderts durchgeht, wird man wohl den Klagen des braven Spießers Rautenstrauch zustimmen müssen, nach welchen die Stubenmädchen zu den Unsitten der Zeit beisteuerten. Ich erinnere an die galanten Stiche eines Baudouins, z. B. an L'épouse indiscrète, wo eine Frau ihren Gatten mit dem Stubenmädchen belauscht, und an Hogarth. Und was weiß Casanova alles von den Stubenmädchen zu berichten! Kein Wunder, wenn die Wiener Stubenmädchen den übrigen nicht in dem Rufe der Galanterie nachstanden; ja, sie müssen etwas Besonderes gewesen sein, Heroinen, wenn man Literatur und Kunst betrachtet, die sich für sie gebildet hatten. Hören wir nur Pezzl[18]): „Die Legion der Stubenmädchen ist zahlreich, ich glaube, daß sie wenigst aus viertausend Köpfen besteht. Es sind junge, hübsche, runde, muntere Dinger, voll Koketterie, Mutwillen, Neckerey und Buhlerey. Sie

hüpfen durch das Leben hindurch, ohne selbst recht zu wissen, wie ihnen dabei geschieht, oder wozu sie eigentlich da sind. Caffeh und Chocolade zu machen, ein Hemd zu wärmen, einen Tisch zu wischen, das Bett zu machen, ein Halstuch zu plätten: dies sind die Künste der Wienerischen Stubenmädchen. Sie halten sich in ihrem Anzug sehr reinlich, wissen ihn mit Geschmack zu wählen und bleiben meist bei der schon unter ihnen eingeführten Tracht, welche die böhmische Haube und das knappe Corsettchen vorzüglich niedlich machen. Da die ganze vornehme weibliche Welt sich in die abscheulichen Buffanten stürzte und mit einer steifen lächerlichen Breite prahlte, hatten die Stubenmädchen allein Mutterwitz genug, ihre hübschen Figürchen nicht durch jenes abenteuerliche Gerüst gleich Packeseln auf beyden Seiten zu verunstalten. Sie verstanden ihren Vortheil besser ... Ihre Jahresbesoldungen sind zwischen 25 und 40 Gulden; diese reichen gerade hin, ihre Schuhe und ihren Haarpuder zu bezahlen. Nichtsdestoweniger gehen sie Sonntags ganz in Seide gekleidet, mit goldenen Ohrgehängen und großen silbernen Schnallen in die Kirche, in den Prater und die Komödie. — Rathet, wo sie ihre Capitalien liegen haben!

Unter der im Puncte des sechsten Geboths so strengen Regierung der Kaiserin waren die Stubenmädchen ein Artikel von größter Wichtigkeit. Es sind, wie man weiß, lauter honette Mädchen, und wohnen in lauter honetten Häusern: wenn also junge Herren zur Frau von, zur Wittwe von 2c., in die

Gesellschaft gingen, so konnte doch die Polizey nicht so neugierig sein und nachschleichen, um zu sehen, ob der junge Herr nicht etwa aus Irrthum an die Thüre des Stubenmädchens gekommen sei; da man hingegen bei minder honetten Mädchen in keinem Zimmer und zu keiner Stunde sicher war ... Seitdem aber die Regierung nicht so strenge mehr nachspürt, ist der Werth des Stubenmädchens um Vieles gefallen, und, wenige Ausnahmen abgerechnet, sind sie jetzt wieder in dem Zirkel, wohin sie gehören. Sie machen die Maitressen der Jäger, Läufer, Lakaien, Leibhusaren; und besonders der Kaufmannsdiener in den Seiden- und Galanterieläden. Da sie die Putzmaterialien für ihre Frauen von dort zu holen haben, so fällt manche Elle Zeug, Band, Spitzen ꝛc. nebenhin. Dafür darf der Ladenjunker Sonntags kommen, das gutwillige Ding im Fiaker auf das Land führen, und ihr — wie Yorik die Schuhschnallen festmachen.

Herr Rautenstrauch hat im Jahre 1781 einen garstigen Prozeß gegen die Stubenmädchen angefangen; aber die Dingerchen fanden ihre Advokaten. Das ganze galante Wien nahm an der Fehde theil. Man schrieb zwanzig Broschüren für die guten Mädchen; und wen diese papierenen Beweise von ihrer guten Sache nicht überzeugen konnten, den hätten sie nöthigen Falls gewiß in eigener Person von ihren Vorzügen überwiesen ... Merkwürdig ist, daß gerade zur nähmlichen Zeit, wo man in Wien für die Stubenmädchen die Federn stumpf schrieb, eben dieß in Berlin für ein altes Gesangbuch geschahe ...“

Gewiß stimmt der „österreichische Voltaire“ Pezzl in vielem mit Rautenstrauch überein, aber die Charakteristik ist doch viel feiner und duldsamer. Noch begeisterter für die Wiener Stubenmädchen traten J. Neuberger und M. Riggler[19]) auf: „Diese (Stubenmädchen) sind die liebenswürdigsten Geschöpfe, ihrer Tracht und auch oft ihrer Bildung nach, nur zuweilen ein wenig zu viel affektiert. Jedoch eben das macht sie angenehm. Sie sind naiv, munter, haben ziemlich vielen Mutterwitz, und sind doch nicht ausgelassen frech. Ich glaube nicht, daß Mädchen dieser Klasse irgendwo so reizend sind. Doch eben diese Reize sind oft Schuld an dem Untergange dieser Geschöpfe. Alle Männer drängen sich um sie, schmeicheln ihnen, beschenken sie, und kaum einer hat eine redliche Absicht. So“, heißt es weiter, „werden sie putzsüchtig, unterliegen der Verführung, indem sie glauben, Frauen zu werden, und kommen ins Elend ...“ Wiener Stubenmädchen und ihr Kostüm müssen allerdings etwas Bestrickendes gewesen sein, da ihnen auch die Kunst einige anziehende Werke zu verdanken hat, so vor allem Liotards „Wiener Chocolade-Mädchen“ (lithographiert von Noël), dann das entzückende Schabkunstblatt von Jacobé nach dem reizenden Ölbild von Oellenhaintz von 1785, auf dem das von Rautenstrauch so getadelte Kostüm mit der Grazie des Mädchens selbst triumphiert. Auch in den „Wiener Kaufrufen“ ist von Brand ein Stubenmädchen in ihrem charakteristischen Kostüm gestochen. Es war von Rautenstrauch nicht ehrlich, die Mädchen wegen ihres



Wiener Stubenmädchen

Ölgemälde von Johann Christian Brand (?)

Städtisches Museum, Wien



Kostüms zu tadeln, zumal Gräffer[20]) ihn selbst als geckisch schildert: „Rautenstrauch, ein großer schlanker Mann mit hübschem frischen Gesicht, hohem Toupé, Haarrollen, sehr langem Zopf, den großen Stulphut in der einen, ein langes spanisches Rohr in der anderen Hand; dunkelblauer Frack mit krebsrotem Kragen und derlei Ärmelaufschlägen; Weste und Beinkleid von strohgelbem Zeug usf." Der Stubenmädchenanzug war allerdings auch für „gnädige Fräuleins und Frauen" scheinbar sehr verführerisch. „Das galante Wien" [21]) behauptet: „Man sieht zu Zeiten das gnädige Fräulein als Stubenmädchen en masque, andern Tages als Stubenmädchen en nature", und „Der Beobachter oder verschiedene Bemerkungen rc." [22]) beantragt ein Strafgeld für die gnädigen Frauen, welche Stubenmädchen kopieren. Wenn sich die späteren Stubenmädchenverteidiger dennoch auf den Verdienst berufen, womit das Kostüm bezahlt wurde, so scheint ihnen eine Schrift[23]) Recht zu geben, die sich über den Unfug des Hinableuchtens und Trinkgeldernehmens der Stubenmädchen beschwert und für ein Jahr auf die Person 103 fl. 25 kr. hiefür berechnet.

Wie dem auch sei: dem Zauber der Natürlichkeit und der koketten Tracht der Stubenmädchen scheinen sich wenige zu entziehen gewußt zu haben, und bei der bekannten Wiener Sittenlosigkeit war es kein Wunder, wenn solche Geschöpfe Verführer wie Verführte wurden. Schrank[24]) schildert, wie öffentlich die Sittenlosigkeit war: „An den Wohnungsfenstern der Lustdirnen hingen verschiedenfarbige Seidenbänder

als Wahrzeichen und an den Stämmen der Bäume am Glacis waren von Zeit zu Zeit Adressen und Tarife befestigt, welche sich auf die berüchtigtsten Persönlichkeiten der Halbwelt bezogen." Nach dem Dukatenbüchlein, dem ungemein raren „Taschenbuch für Grabennymphen auf das Jahr 1787", bei Wucherer, führt Schrank folgendes an: „Im December müßt ihr (Grabennymphen) Morgenstunden zu Hilfe nehmen und fleißig zur Rorate gehen. Die Stubenmädchen und Köchinnen stehlen euch freilich ein gutes Stück Brot weg", und daselbst weiter, Rautenstrauch bestätigend: „Die besser situierten unter ihnen (Grabennymphen) hatten meist zwei Anzüge und zwar: Fräuleingewand und Stubenmädchentracht. Letztere darum, weil es damals in Wien eine Menge Stubenmädchennarren gab." Ein solcher Stubenmädchennarr war nach Gräffer[25]) z. B. Blumauer: „Blumauer trommelte mit den Fingern an das Fenster und sah er ein Stubenmädchen, wie Rautenstrauch sie geschildert, flugs war er draußen, den Stecher vor, und trippelte und hüpfte wie ein Tanzmeister auf den Zehen nach." Wenn somit auch einerseits die Konkurrenz der Stubenmädchen mit der Halbwelt zugegeben wird, so ist doch ihre Schuldlosigkeit an ihrer Maske, die Damen der Halbwelt vornahmen, klar; dies mußte aber auch dazu führen, daß viele glaubten, die Stubenmädchen wären nur gewöhnliche Dirnen.

Auch „Das galante Wien" (Seite 236) gibt diese Verkleidung der Dirnen in die beliebten Stubenmädchen zu. Das mußte natürlich dem guten Rufe

der Stubenmädchen schaden. Sie hatten wohl ihre Liebhaber, meist Lakaien, Kommis und Friseure; aber Dirnen schlechterdings waren sie nicht. In einem eigenen „Taschenbüchlein für Stubenmädchen“ finden sich ganze Sprüchlein für diese ihre Liebhaber zum Gratulationsgebrauch. Daß sie auch Vermittlerinnen waren, ist wohl aus ihrer intimen Stellung zu erklären; sie taten, was ihre Herrinnen verlangten. So schreibt „Das galante Wien“ (Seite 127 f.): „Zu diesem Galanterierade sind hier die Stubenmädchen eine wichtige Vorspann.“ Und weiter heißt es (Seite 71), daß man in den Damenbücherschränken häufig die „Thérèse philosophe“ und „L'académie des dames“ fand; was Wunder daher, wenn die Stubenmädchen verdarben! Wie frivol die Wiener Damen von damals waren, zeigt ein „Wienerisches Handbuch für Frauenzimmer von Hoch- und niederem Stande. Von S.“ (Wien, Kurzböck, 1781, 8⁰) in einem drastischen Gespräche[26]).

Aus alledem erweist sich, welche kulturgeschichtliche Rolle einst die Wiener Stubenmädchen spielten, so daß sich sogar Kunst und Literatur mit ihnen notgedrungen beschäftigen mußten, und zeigt sich, daß Rautenstrauchs Schrift zwar übertrieben war, aber im einzelnen doch bestätigt werden kann. Allerdings, die Verteidiger fanden sich bald, namentlich wegen der Pikanterie des Themas, das literarisch nur nebenbei benützt wurde, und schrieben zu ihrem Vorteil die zahlreichen Gegenschriften.

Es erschienen: 2. Schutzschrift der gekränkten

4*

Stubenmädchen in Wien. Audiatur et altera pars — Vign. WIEN, Zu finden bey Sebastian Hartl, in der Singerstrasse neben St. Stephansthor. 1781. 8°, 23 Seiten (Wiener Stadtbibliothek). Diese Broschüre weist Satz für Satz, in nicht immer amüsanter Weise und ebenso moralsauer, die Rautenstrauchschen Beschuldigungen zurück. Rautenstrauch schreibe nur aus Rache über eine Stubenhexe. Nicht sie verführen, sondern sie würden verführt, und schlechte Ausnahmen gäbe es immer. Die Exstubenmädchen und die, die sich ihrer Tracht fälschlich bedienten, seien eben keine Stubenmädchen mehr. Ihr Anzug sei eins mit ihnen und werde auch so verlangt. Was die Söhne und Töchter betrifft, so sollten sie besser erzogen werden. Von der Koketterie der Köchinnen sei nichts zu befürchten. Lieber wäre es jedem, aus solchem Munde: „Sie Bosheit" zu vernehmen, als aus dem Munde eines schönen gnädigen Fräuleins: „Ez genges oder Sie krieg'n a Watschn!" ... Der Autor ist anonym geblieben, wie die Verfasser aller übrigen Stubenmädchenbroschüren. Merkwürdig ist freilich, daß mehrere Stubenmädchenverteidiger und zeitgenössische Schriftsteller auch diese Broschüre Rautenstrauch als eine Spekulation zuschrieben. Rautenstrauch, der sonst ein Kampfhahn war, hat sich gegen jene Beschuldigung nie gewehrt; allerdings gibt auch Meusel im „Gelehrten Teutschland" unter Rautenstrauch weder die erste noch die zweite Broschüre an. Ein Pamphletist behauptet aber[27]): „So muß doppelt strafbar sein, wenn jemand niedrige Gegenstände in der

Klasse seiner Betrachtungen soweit herabsetzt, daß er heute eine Handlung als eine Tugend anpreißt, die er gestern als ein Laster verdammt hat. — Dieses traurige Beispiel erfuhren wir erst kürzlich an der Schrift über die Stubenmädgen Wiens; der Doppelschreiber erdreistete sich noch, seiner Schutzschrift den Rechtsspruch: audiatur et altera pars vorzusetzen, ohne sich jener Strafen zu erinnern, mit welchen die Rechte den belegen, der pro und contra dient." Die Form „genge(n)s" kann wohl von einem Reichsdeutschen wie Rautenstrauch herrühren, kann freilich auch ein Druckfehler sein. Allerdings greifen Rautenstrauch noch andere Broschüren, wie wir sehen werden, derart an, als ob er der Verfasser dieses Schriftchens gewesen wäre, was aber offen bleiben muß.

3. Ein Stubenmädchen als Strafpredigerin des Autors über die Stubenmädchen in Wien. — „O Autorsucht! o Tollsinn! — Lateinisch kann ich nicht, etwas böhmisch, und französisch, aber das verstunden Sie vielleicht wieder nicht." — (Mit einer hübschen Titelvignette, darstellend Rautenstrauch und ein Stubenmädchen, das die Hand gegen ihn erhebt. Darüber: „Herr! — nicht so unverschämt!") Wien, in der Geroldischen Buchhandlung auf dem Kohlmarkt. Nro. 138. 1781. 8°, 29 Seiten und ein leeres Blatt. Auf Seite 2 Kanzelspruch: „Ich predige nicht allen — auch nicht fast allen — doch sehr vielen." (Wiener Stadtbibliothek.) Auch diese Broschüre ist nach dem Schema der zweiten geschrieben; die Beschuldigungen werden Satz für Satz durchgegangen

Ein

Stubenmädchen

als Strafpredigerin

des Autors

über die Stubenmädchen in Wien.

O Autorsucht! o Tollsinn!
Lateinisch kann ich nicht, etwas böhmisch, und französisch,
aber das verstunden Sie vielleicht wieder nicht.

Herr! — nicht so unverschämt!



Wien,
in der Geroldischen Buchhandlung auf dem
Kohlmarkt. Nro. 138.

1781.

und mit mehr oder weniger Witz und Grobheit abgetan. Das Stubenmädchen höhnt hierin Rautenstrauch selbst mit der Mode; um neue Pränumeranten zu gewinnen, ließe er sich gleich „ein rosenfarbenes Westchen bordieren". Auch sonst ist die Broschüre stark persönlich; sie scheint von einem klerikalen Gegner Rautenstrauchs verfaßt zu sein, der diesem den Rat erteilt, „daß Sittenbessern anderen Männern überlassen sein soll, als denen, die mit elenden Witzeleien die heilige Religion lächerlich, die Mitmenschen schlecht machen". Der „Thorwärter" (ein Broschürenautor, der alle schlechten Broschüristen nach St. Marx schickte) sollte ihn das „bei Wasser und Brod lehren"; freilich sollten sich auch die Stubenmädchen zusammennehmen, „denn auch sie haben in St. Marx einen Argus". St. Marx war nämlich[28]) „der Ort für Narren und vestalische Jungfrauen, die aber ihre Lampen ausbrennen ließen".

4. Schreiben des schönsten Stubenmädchens in Wien bei dem Herrn von ***. — An den Verfasser der gottlosen Schrift: über die Stubenmädchen in Wien. — Procumbit humi bos. — Stück vor Stück um 7 Kr. — Wien, zu finden bei Sebastian Hartl, burgerl. Buchbinder nächst dem St. Stephan-Hauptthore in der Singerstrasse. 1781. 8°, 16 Seiten. Auf Seite 2: „Non mihi rescribas, attamen ipse veni, Ovid. Diesen Vers hat mir mein Dienstherr angegeben, weil ich der lateinischen Sprache unkundig bin." (Wiener Stadtbibliothek). — Diese Schrift wendet sich persönlich ebenfalls gegen Rauten-

strauch, offenkundig von reaktionärer Seite aus, wie aus den drei Regeln hervorgeht, die das „schönste Stubenmädchen“ anrät: „Erstens, ist er schon oft ausgepfiffen worden, darum soll er sich nicht mehr auf die Schaubühne wagen; zweitens, soll er gegen die Eingabe des Satans die Ohren verstopfen. Sollte aber der Höllenhund doch sein Spiel mit ihm haben wollen, so denke er doch nicht anders, als: Rautenstrauch; drittens, alle Vorlesungen für den Fasching, alle Peterkrapfeln, alle neunzehnten Jahrhundert[29]) möge er sich aus dem Kopfe raufen lassen.“ Auch hier wird also Rautenstrauch namentlich angeführt.

5. Rede eines Stubenmädchens an ihre Mitschwestern, Gehalten In einer am zweyten Sonntage nach Pfingsten im Pratter angeordneten allgemeinen Stubenmädchenversammlung: als ein Beytrag Zur Verewigung der Brochüre: über die Stubenmädchen in Wien, und der kurz darauf nachgefolgten Schutzschrift. — O Hunger! o Hunger! was bist du für ein seltsames Ding! da du immer so unzählige Mißgeburten von Schriften zur Welt gebährst. Du beförderst zwar das Papierkonsumo, vertheuerst aber gewaltig die Lumpen. O Hunger! o Hunger! was bist du für ein seltsames Ding! — Wien, Zu finden bey Joh. Georg Weingand, Buchhändlern auf dem Graben Nro. 1174. 1781. 8°, 29 Seiten. Auf Seite 3 ein französisches Zitat aus Boileau, Seite 4 leer (Wiener Stadtbibliothek). — Die Art der Durchführung ist wie die der vorigen; nur ist die Broschüre noch persönlicher und ohne

literarischen Ton. Hier wird abermals Rautenstrauch als Verfasser der Schutzschrift bezeichnet; seine „Schutzschrift“, heißt es dort, „wäre noch hochmütiger“. Auch sonst wird überall auf seine literarische Tätigkeit angespielt. „Statt der großen Modeschnallen schließt eure Schuhe mit einem paar Schleiffen von Straßburgerpapier, auf deren Rechten in Buchstaben von Zwiebelsaft das neunzehnte Jahrhundert und auf der Linken eine Ode vom achtzehnten geschrieben stehen soll,“ 2c. Die Form wird, wie gesagt, immer gröber, was auch die „Briefe nach Göttingen“, Seite 23, tadeln: „Aber Bliz, und Donner! ist's auch anders möglich, wenn ein Schriftsteller den andern gottlos wie einen Adeisten, grob wie einen Lehenkutscher, närrisch wie einen Geschlossenen zu St. Marx, rachsichtig wie einen Cain, eitel wie einen fünfzehnjährigen Stutzer, unüberlegt wie ein Kind, schindermäßig wie einen wüthigen Hunde herablästert! mit einem Wort, wenn einer dem andern Religion, Vernunft, Bescheidenheit, Ehre und alles das abstreitet, in dessen wahrer Ermangelung er nicht nur aufhörte Autor, sondern Mensch zu sein.“ — Ebenda (Seite 28) wird auch diese Stubenmädchenbroschüre getadelt: „In der ganzen carolinischen Criminalkonstitution ist kein Laster mit einer so angemessenen Strafe belegt, als welche unsere neuen Autoren fast insgesamt und insbesondere der Stubenmädchenfeind ausstehen müßten. Glaubst Du wol, daß es bei der Verweisung nach St. Marx geblieben sey? nein! wie gesündigt, so gebüßt — ein Stubenmädchen nahm

das Wort für ihre beleidigten Mitschwestern, und da die gnädige Frau ausging, die Stuben und Fenstergesimse rein gesäubert waren, schnitzte sie sich das hölzerne Ende ihres Kehrwisches, waschte ihre schmutzigen Hände und ... schrieb auch Anmerkungen, — ha Freund! das waren gewünschte Augenblicke für mich, so was gehört, gesehen, und gelesen zu haben" usf. Mit diesem Tadel wurde der Unfug aber nicht eingestellt.

6. Der Spennadelstich eines Stubenmädchens an den Verfasser der Schrift über die Stubenmädchen in Wien. — O mores! o tempora! Prag, bey Johann Ferdinand Edlen v. Schönfeld, 1781. Mit Titelvignette. 8°, 27 Seiten (Wiener Stadtbibliothek). — Es scheint von dieser Broschüre zwei Auflagen zu geben. Bei Dr. Spitzer befand sich eine Auflage[30]) von 1782. Diese Broschüre tritt in sozialer Weise für die beleidigte Menschlichkeit der Stubenmädchen ein: im allgemeinen wären die Rautenstrauchschen Verläumdungen nur verstecktes Lob, aber für die „Buhlerinnen" sollten ihm die Augen ausgekratzt werden. Der Schlußsatz: „Hahaha! Das ist ein Stückl aus dem Traumgesichte von einem Frauenzimmer aus dem neunzehnten Jahrhundert", wendet sich wieder persönlich gegen Rautenstrauch.

7. Ein Wienerstubenmädchen an ihren Gesetzgeber vormaligen Herrn. — Neue Könige, neue Gesetze. — WJEN, gedruckt bey Joh. Thomas Edlen von Trattnern, kaiserl. königl. Hofbuchdruckern und Buchhändlern. 1781. 8°, 23 Seiten (Wiener

Stadtbibliothek). — Hierin verspottet ein Stubenmädchen 21 von Rautenstrauch aufgestellte Gesetze für die Stubenmädchen, wie das 8. und 9. etwa, das Halstücher zu tragen gebietet. Im 18. Gesetz und am Ende auch Persönliches gegen Rautenstrauch.

8. Verabredung mit dem Verfaßer der neuen Gestalt der Narren-Versorgung in St. Marx, oder: Wo ist der Stubenmädl AUTOR. Zu finden bey Sebastian Hartl, burgerl. Buchbinder in der Singerstrassen in seinem Gewölbe. 8°, 18 Seiten (Stadtbibliothek). — Das Ganze bildet die Phantasie eines Narren von St. Marx, der die allgemeine literarische Tätigkeit verspottet, zum Schlusse aber auch die Stubenmädchenbroschüre Rautenstrauchs, Veranlassung zu dieser Schrift gab eine andere. betitelt: „Die neue Gestalt der Narrenversorgung in St. Marx“, in der eine Anzahl Broschüristen für das Narrenhaus reif erklärt wurde. Der „Stubenmädelautor“[31]) wurde aber darin ausgelassen; daher die Frage: „wo ist der Stubenmädelautor?, der auch hineingehört.“ Im übrigen fertigt das Stubenmädchen in dieser „Verabredung“ Rautenstrauch in kürzerer Weise und im Dialekt ab. Das Heft ist bei Geißau und Gräffer nicht unter den Stubenmädchenbroschüren verzeichnet.

9. An Den Verfasser der neuen Gestalt der Narrenversorgung in St. Marx, meinen gnädigen Herrn Narrenkommendant, und würdigsten Thorwartl in St. Marx. Gehorsamste Klag- und Bittschrift des Verwalters im Narrnhaus

zu St. Marx. (!) contra Die ihm eingelieferte Schriftsteller, und den Verfasser uiber die Stubenmädchen in Wien. O. J. (1781.) 8⁰, 32 Seiten (Wiener Stadtbibliothek). — Diese Schrift[32]) schließt sich an die vorige an. Sie behandelt verschiedene Broschüren und ihre Autoren satirisch und beantragt die Verhaftung des Autors der Broschüre über die Stubenmädchen, weil derselbe „der ihm von Stubenmädchen zugewendeten Gutthaten undankbar vergessen habe".

10. Die wienerischen Stubenmädchen wider die erschienene satyrische Biographie über die Stubenmädchen in Wien. — Nosce te ipsum. Deutsch: Kehr jeder Mensch vor seiner Thüre. (Mit Titelvignette: Stubenmädchen mit Besen vor Rautenstrauch). Wien, zu finden in dem Härtlischen Buchbindergewölbe in der Singerstraße. 1781. 8⁰, 24 Seiten (Sammlung Dr. Heymann). — Das Stubenmädchen fertigt Rautenstrauch, ohne persönlich zu werden, mit Gegenfragen ab. Sonst ist die Form ähnlich den übrigen Broschüren. Zum Schlusse wird der Autor „vermög der jüngst erschienenen neuen Anstalt der Narrenversorgung in St. Marx dahin verwiesen und daselbst mit dem Plato in der Nußschaale ganz schicklich zusammgereimt." „Plato in der Nußschale oder kurze Erinnerungen an den Verfasser der Schrift über die Begräbnisse in Wien" (Wien, Schulz, 1781), 8⁰, 31 Seiten, wandte sich, wahrscheinlich von klerikaler Seite aus, verspottend wider die Schillingsche Schrift über die Begräbnisse in Wien, die eine noch größere Broschürenflut als die Stubenmädchen erzeugt hatte,

daher die Rautenstrauchsche Schrift sehr wohl damit zusammengereimt werden konnte.

11. Schreiben eines Stubenmädchens an Rautenstrauch, Verfasser des Werkchens über die Stubenmädchen in Wien. Wien, 1781. 8⁰, 31 Seiten. Ohne Verlag, nach Geißau bei Hartl und Weingand; es dürfte also in zwei Auflagen erschienen sein (Sammlung Dr. Heymann). — Die Broschüre ist stark persönlich gegen Rautenstrauch; so heißt es z. B.: „Was kann die Nation dafür, wenn ein armseliger Student aus fremden Landen hereinkömmt, der durch Unterstützung studiert, und wenn er seine glänzende künftige Lebensart anfassen soll, er ein Taugenichts, ein liederlicher Mensch, ein Pflastertreter, ein Scheinheiliger, ein Schuldenmacher wird." Recht hat der Verfasser allerdings, wenn er behauptet: „ich denke mir immer, es ist unmöglich, daß Rautenstrauch der Verfasser davon (Über die Stubenmädchen in Wien) seyn solle, so seicht und trocken sieht alles aus." Auch auf eine besondere literarische Tätigkeit Rautenstrauchs spielt er an, nämlich auf die Abfassung von „Thierhetzzetteln", was auch Gräffer[33]) behauptet.

12. Wider den Stubenmädchenfeind. Von der blauäugigten Nannettel, Stubenmädchen bey der gnädigen Frau von X***. Wien, 1781. (Nach Geißau, bei Aug. Gräffer erschienen. Gräffer[9]), der Sohn des Verlegers, gibt diese Broschüre einmal nur mit dem Obertitel, das anderemal mit dem Untertitel als eine verschiedene an, was aber nicht richtig ist; beide sind identisch). Auf Seite 2: „ce n'est que donc la bonté/

Qu'on trouve la felicité/Qui peut éterniser la flamme/Qu'allume la beauté. Opéra com. 8⁰, 16 Seiten (Sammlung Dr. Heymann). — Form und Durchführung ist dieselbe wie bei allen anderen.

13. Dem Verfasser des Büchels über die Stubenmädchen: Etwas auf die Nase. Von Theresia M. einem Stubenmädchen in Wien.

> Wie ein gefärbtes Glas; wodurch die Sonne strahlt,
> Des Auges Urtheil täuscht, und sich in allem malt,
> So thut das Vorurtheil, es zeigt uns alle Sachen,
> Nicht, wie sie selber sind, nur so, wie wir sie machen.
>
> Haller.

WJEN, in der von Ghelenschen Buchhandlung. 1781. 8⁰, 20 Seiten (Sammlung Dr. Heymann). Nachdem das Stubenmädchen ihr Schicksal novellenartig erzählt hat, wendet sie sich in höchst persönlicher, gehässiger Weise gegen Rautenstrauch und seine literarische Tätigkeit überhaupt; hierauf geht sie wieder alle Anschuldigungen Satz für Satz abweisend durch, um sich schließlich nochmals gegen Rautenstrauch zu kehren. Es wird ihm in dieser Broschüre Eigennutz vorgeworfen; nicht die Sitten bessern wolle er, sondern nur ein pikanttuendes Büchlein über die Stubenmädchen in Wien schreiben und zugleich eine Schutzschrift für selbe. „Mithin pro und contra zugleich, so was kann Geld bringen." Wir hören hier abermals Rautenstrauch der Schutzschrift bezichtigt, wogegen er sich nicht wehrte. Diese Broschüre enthält gewiß die unstatthafteste und kränkendste Kritik gegen Rautenstrauch.

14. Der Besuch. *Γνωθυ σεαυτον*. Zu finden bey Leopold Grund, bürgerlich. Buchbinder im Gewölbe bey dem St. Stephans Hauptthor. 1781. 8°, 38 Seiten (Sammlung Dr. Heymann). Diese Broschüre habe ich nirgendwo verzeichnet gefunden, weder bei Geißau noch bei Gräffer, und sie scheint wohl die seltenste zu sein, wie sie auch die amüsanteste ist und von der Form der übrigen abweicht. Sie ist lustspielartig in einem Dialog gehalten, den der Schriftsteller und das Stubenmädchen führen. Literarisch ist sie sicherlich die wertvollste. Daß der Schriftsteller Rautenstrauch ist, wird nur sehr diskret angedeutet, wie: „also ein Fremder, und eine Satyre über uns zu schreiben", oder: „Schriftsteller. Man führe solch freche Figuren gerade zu den Kirchenthüren hinaus. Stubenmädchen. Pst! mischen Sie sich nicht ins Kirchliche ein." Nach dem recht pikant durchgeführten Dialog ruft der Schriftsteller allein aus: „Dieses Mädchen ist nicht leer. — Sie hat ihre Zunge ziemlich locker hangen — ich muß nun schon mit der Vertheidigung Ihrer Sache früher unter die Presse eilen, als ich beschlossen hatte usw." Also abermals wird Rautenstrauch die „Schutzschrift" zugeschrieben.

15. Ein paar Worte gratis. Bei Hartl, 1781. 8°. Verzeichnet bei Geißau Seite 49. Dieses Heftchen, das Geißau unter den Stubenmädchenbroschüren anführt, war mir ebenso unmöglich aufzufinden als das ebenfalls bei Geißau notierte:

16. Ermahnungsschreiben an die Herren Stubenmädchenvertheidiger. Nebst einem Recipe

wider die Hirnentzündung. Bei v. Ghelen, 1781. 8⁰. Ebenda gibt Geißau die Broschüre unter „Ermahnungsschreiben an die Herren Stubenmädchenvertheidiger ꝛc., bei Berger“ an. Damit dürfte aber nur eine neue Auflage gemeint sein.

17. Der Neid über die Schönheiten der Stubenmädchen und ihrer Kleider, 1781. Dieser Titel (einer Broschüre?) wird nur von einem Pamphlet [34]) angeführt. Bis jetzt ließ sich kein Exemplar nachweisen.

Diese 17 Stücke werden wohl alle Broschüren sein, die über die Stubenmädchen 1781 geschrieben worden sind und die, als halbe Flugblätter am schnellsten dem Untergange geweiht, jetzt so rar werden, daß man sie nur mit Mühe einsehen kann. Die Autoren sind mit Ausnahme des Verfassers der ersten sämtlich anonym geblieben; vielleicht kann man für die zweite Rautenstrauch ebenfalls als Verfasser annehmen; sicheres läßt sich wohl nur durch Zufall erfahren, wie ja für diese Broschürenliteratur fast keine Fundgruben vorhanden sind. Literarisch sind die Stubenmädchenschriften lediglich zu den Kuriosa zu rechnen und sie spielen in der Josephinischen Broschürenliteratur höchstens eine kulturhistorische Rolle.

Gräffer [35]) gibt zwar noch eine Schrift: „Über die bewußten Mesdemoiselles in Wien,“ Wien, bei Seb. Hartl, 1781. 8⁰, 38 Seiten, für eine Stubenmädchenbroschüre aus; diese hat aber nichts damit zu tun, ebenso wie die von Schlesinger [36]) noch weiter angegebenen Broschüren nicht hiehergehören. Wohl aber beschäftigten sich ziemlich alle Zweige der Literatur in

Wien um dieselbe Zeit mit den Stubenmädchen, was erklärt, weshalb diese der Gegenstand einer so erregten literarischen Fehde wurden. Auch das Theater hatte sich dieses Themas als eines dankbaren bemächtigt, und hier war es namentlich schon früher Kurz-Bernardon, der in seinen Possen Stubenmädchen vorbrachte. Eine dieser Farcen hieß z. B.: „Die Herrschaftskuchel auf dem Lande. Oder die versoffenen Köche und die verliebten Stubenmädel" (Wien, bei Trattner, 1770), von der es noch eine ältere Fassung gibt[37]. Von der Schauspielerin Juliane Hayn[38]) erschien 1784: „Das listige Stubenmädchen oder der Betrug von hinten"; von Ferdinand Eberl ein Stück[39]), ebenso betitelt, wohl eine Bearbeitung, und ferner „Die Stubenmädchen zu Wien. Lustspiel in 5 Aufzügen"[40]), sowie[41]) „Das Fräulein als Stubenmädel, Lustspiel in 3 Akten von einem Theaterfreunde" (1799 aufgeführt). Wenn auch diese Arbeiten literarisch als geradezu langweilige Machwerke viel zu wünschen übrig lassen, so schien sich die dramatische Behandlung von Dienstbotensitten einer dauernden Beliebtheit in Wien zu erfreuen, wie spätere Stücke beweisen: „Die Dienstboten in Wien." Von Schildbach — „Die Bedienten in Wien." Von J. A. Gleich — „Die alten und neuen Dienstboten" u. a. Aber auch Gedichte wurden auf die Wiener Stubenmädchen gemacht, so: „Ein Lied auf Kammerjungfern, Stubenmädchen, Herrenbedienten von Brinnighausen, mit einer Arie von Hiller, brochiert 6 Kr., bei Lukas Hohenleiter, Wien, Kohlmarkt."[42]) Berisch bemerkt[43]): „Brinningshausen (soll heißen

Samstag)[44]) Lied auf die Kammerjungfern, Stubenmädchen und Herrenbedienten, 1782. Ist ebenso fade und abgeschmackt wie seine übrigen Geburten", als welche wir nach der „Wiener Zeitung" 1782, Anhang zu Nr. 101, verzeichnen: „Ein Lied auf Hausoffiziere von einem Stubenmädchen. Brininghausin (!), das Stück 1 Kr." Auch im Liede wurden die Stubenmädchen in Wien fortgefeiert, wie Schrank bemerkt[45]). In der Prosa beschäftigten sich namentlich die Satiren wie die Eipeldauer-, später Hansjörgelbriefe mit ihnen. Als zeitgenössischer Stubenmädchenroman ist mir nur Jos. Richters, Herr Kaspar. Ein Roman wider die Hypochondrie vom Verfasser der Frau Lisel, 1787 bei Georg Philipp Wucherer, 8°, bekannt geworden. Welche Rolle die Wiener Stubenmädchen spielten, beweisen aber vor allem die Kalender, Taschenbücher und Almanache, die für sie erschienen. Auf der Wiener Stadtbibliothek befindet sich ein „Taschenbüchlein für Kammerjungfern und Stubenmädchen. Auf das Jahr 1782" (Wien, bey Joseph Gerold. Mit einem Titelkupferdruck „Die gute Jungfrau", 16°). In ihm finden sich „Lustige Erzählungen", oft verfängliche Anekdoten, „Lehrreiche Gedichte" wie „Die späte Reue einer alten Jungfer" und „Aufrichtige Neujahrswünsche", dem Inhalt nach zumeist für den Dienstherrn, Kommis und Friseur, für die Personen also bestimmt, die dem Stubenmädchenkreis angehörten, z. B.:

„An Herrn X.

Du Juden und der Mäckler Gönner,
Der feinsten Handlungspfiffe Kenner,

Was fehlet Deinem Fleiße mehr?
Es sey Dein Lager nie von Waare,
Auch nie Dein Hauß von Jahr zu Jahre
Von Juden und von Mäcklern leer."

Dieses Taschenbüchlein erschien[46]) unter dem Titel: „Neues Taschenbüchlein für Kammerjungfern und Stubenmädchen auf das Jahr 1781, in 16, mit Kalender in Brüßlerleder 40 Kr. 2c.", bereits 1781. Auch in der „Wiener Zeitung" 1782, Nachtrag zu Nr. 9, ist von Gerold in Wien ein „Neuer Sackkalender für Kammerjungfern und Stubenmädchen auf das Jahr 1782 in Taschenformat gebunden mit Schuber (auch in Seidenzeug (!) gebunden)" angezeigt. Offenbar erschienen noch andere Jahrgänge[47]). Daß sich hiernach Schriften mit den Stubenmädchen als soziale Erscheinung abgaben, ist nur begreiflich. Geißau gibt mehrere dergleichen Titel an, wie: „Vorschlag zur Errichtung eines Versorgungshauses für Dienstlose in Wien sich befindende Mädchen", bei Hartl, 1781, oder „Über die Wirtschafterinnen in Wien bei den ledigen Herren, 1781", oder „Zaum der Dienstbothen. Ein Versuch zur Steuerung der von Tag zu Tage überhand nehmenden Ausschweifungen des Gesindes. Verfaßt von der H. Elisabeth Schmidinn von Reußberg", bei Schönfeld, 1781. Aber auch besondere Anleitungs-, Instruktionsbücher für Stubenmädchen gab es, wie „Das Buch für Stubenmädchen worinnen alle Pflichten derselben sowohl in Bezug auf Sitten als in A(n)sehung des Dienstes beim Ankleiden, Auskleiden, Frühstücken, Frissiren, Tafeldienst, auf Reise

5*

und überhaupt in allen weiblichen Dienstgeschäften deutlich vorgetragen; dann ein Unterricht in verschiedenen einem Stubenmädchen wesentlich nothwendigen Künsten gegeben wird". Wien und Prag, in der v. Schönfeldischen Handlung, 1795. Mit einem handcolorierten Titelkupfer, ein Wiener Stubenmädchen vorstellend. 8°. Dieses Buch zerfällt in zwei Unterabteilungen, von denen die erste „von den Pflichten der Sittlichkeit", die zweite „von den Dienstgeschäften" (Kunstfertigkeiten, Klugheitsmaßregeln 2c.) handelt. Ein ähnliches Buch befindet sich im Besitz des Herrn Trau: „Taschenbuch für Kammerjungfern, Kammerfrauen, Kammerdienerinnen und Stubenmädchens." Wien, bey Joseph Kurzbeck, k. k. Hofbuchdrucker und Buchhändler, 1776, 8°; hiervon erschien 1777 und 1778 eine neue Ausgabe. Auch der „Kalender für dienende Personen", Wien 1794, muß genannt werden.

Man sieht also, in welcher besonderen Weise die Wiener Stubenmädchen am Ende des XVIII. Jahrhunderts die Wiener Literatur beschäftigten. Die Dienstboten gaben ein nie genug zu variierendes Thema ab. Bei Hayn[48]) ist eine Anzahl deutscher Dienstbotenliteratur angegeben, von der ich nur eine Nummer als eine mit den Wiener Stubenmädchenbroschüren korrespondierende notiere: „Gespräche über Kellnerinnen, Köchinnen, nebst Vertheidigung, Stubenmädchen, Fledermäuse, Händlerweiber, Kaffeejungfern, nebst Ehrenrettung". 8 Stücke. München 1778, 8°. Das waren also scheinbar die Vorläufer. Der Voll-

ständigkeit wegen erwähne ich noch, daß viele Jahre später im „Wiener Musenalmanach auf 1802“ ein anonymer Dichter unter dem Titel „Syngrapher-therapänomachie, eine komische Epopöe in zwei Gesängen“ den Kampf des Stubenmädchenautors mit Nannette, der Blüte aller Stubenmädchen, ohne etwas Neues zur Literatur beizutragen, in ganz amüsanten Hexametern schildert (S. 47 ff. und S. 164 ff.). Rautenstrauch ist darin ein Satyr, der die arme Nannette in allerlei Gestalten verfolgt; jedoch bricht das komische Epos nach dem zweiten Gesang ab und ist unvollendet geblieben.

Heute ist die Herrlichkeit der Wiener Stubenmädchen, die alle Künste in Bewegung setzten, geschwunden; die Klagen mögen bei den Hausfrauen wohl fortdauern, aber literarisch beschäftigen sich höchstens — Statistiken und Sozialwissenschaften mit diesen Dienstbotenfragen, es sei denn, daß die moderne Literatur hier „rettend“ eintrete. Die alte literarische Produktion über sie ist dem Bibliophilen bis jetzt die wertvollere, wenn auch der Literarhistoriker mit ihr nicht viel beginnen kann. Selbstverständlich wird sich noch vieles zu diesem Thema beitragen lassen. Ein Teil aber von dem, was sich Gräffer[49]) wünschte („Schon längst haben wir eine in das Einzelne gehende Schilderung jener liebenswürdigen, in der Sittengeschichte Wiens eine so entschiedene Rolle spielenden Wesen liefern wollen, allein es ist uns noch nicht gelungen, jener Broschüren habhaft zu werden“), dürfte wohl erfüllt sein.



4. Der Narrendattel

Das lustige Wien des Vormärzes, reich an harmlosem Scherz und behaglicher Genußsucht, barg in seiner Mitte eine Anzahl komischer Käuze und schnurriger Menschen, die ihren lieben Nächsten reichlich Stoff zur Belustigung und zum Ärger boten. Vielfach waren es Rollenmenschen, eine Gattung, die heute noch ihr Unwesen treibt, denen es gefiel, ursprünglich zu erscheinen, wenn sie es auch nicht waren und ihre Mitmenschen und sich selbst zum Narren zu halten, wenn ihr Vorteil es erheischte. Zu allen Zeiten und in allen Gegenden traf man solche, ihren eigenen Nutzen nicht außer acht lassende Spaßmacher gerade in den Kreisen der Wirte, die viel mit Menschen zu tun haben und kein Mittel unversucht lassen, ihr Geschäft zu heben. Wenn heute die Reklame dies besorgt, die dem „Dummen Kerl" ein papierenes Denkmal in Form eines Plakats setzt, so waren frühere Zeiten nicht weniger klug, und pfiffige Wirte, wie der Dichter und Spaßmacher Johann Kain, genannt der Bachwirt, in Alt-Aussee, und ein schon lange hingeschiedener Wiener Wirt, als „Narrendattel" bekannt, verstanden es meisterhaft, ihren Ruhm der Welt in Druckwerken zu verkünden.

Wer kannte in Wien in den ersten zwanzig Jahren des 19. Jahrhunderts nicht den „Narrendattel"! Wer hätte 1828, als Ferdinand Raimund in dem zu seiner Selbstverteidigung geschriebenen Stücke „Die gefesselte Phantasie" den groben, echt volkstümlich gehaltenen Harfenisten Nachtigall seiner Grobheit wegen den zweiten Narrendattel nannte (erster Aufzug, 19. Szene), nicht das Original, den ersten, leibhaft vor Augen gesehen! Doch die Menschen und die Erinnerung an sie vergehen, und nichts bleibt der späteren Zeit als ein Begriff, mit dem sehr häufig nichts mehr anzufangen ist. Und so begnügten sich auch die vielen Herausgeber von Raimunds Werken damit, zum Narrendattel die Bemerkung „närrischer Kerl" [1]) oder „ein in Wien bekannter Spaßmacher" [2]) zu machen, ohne diese Gestalt, die auch sonst literarisch wurde, aus dem Dunkel der Vergessenheit ins helle Licht der Erkenntnis zu stellen.

Welcher echte Wiener hat in seinem Leben nicht schon irgendwo und irgendwann einen seiner lieben Mitmenschen mit dem schmeichelhaften Beinamen „Narrndáttl" ausgezeichnet, wenn ihn dieser durch lustige, übermütige Streiche, die aber bei vollen Geisteskräften ausgeführt wurden, erheiterte! Und doch wird man diesen schönen, viel liebenswürdiges Gemüt verratenden Ausdruck vergeblich in jenem großen, unübertrefflichen „Bayrischen Wörterbuch" des genialen Johann Andreas Schmeller oder im „Deutschen Wörterbuch" der Gebrüder Grimm unter den Narrenzusammensetzungen suchen. Diese Narren-

sorte haben sie nicht gebucht, aber den Schlüssel bieten sie, mit dem des zweiten Teiles ursprünglicher Sinn, der mit Thaddäus (Thaddädl) nicht das geringste gemein hat[3]), sich erschließt. Wenn die Kindersprache für Vater den Tátta und die Koseform Táttl ersann, so führte der Begriff der Überlegenheit an Jahren schließlich dazu, scherzend jeden alten Mann einen Táttl zu nennen, und da mit dem Alter oft wieder kindlicher Sinn sich einstellt, so konnte spottweise der Táttl auch einen kindischen alten Mann bezeichnen[4]). Auf dieser Stufenleiter, die vom Vater zum kindischen Alten führt, steht unser „Narrndáttl“ auf farbloser Höhe, denn das Grundwort ist verblaßt, ist Gattungsbegriff für Mensch überhaupt geworden, was die Zusammensetzung mit Narr, womit das närrische, vom Gewöhnlichen abweichende Gehaben zum Ausdrucke kommen soll, bedingte, da sich Narren, hier soviel als übermütige Menschen, unter dem männlichen und weiblichen Geschlecht, unter Kindern und Greisen ebenso wie unter Männern und Frauen finden. Es ist sonderbar, daß im Worte Narrendattel sowohl Narr als Dattel ihre ursprüngliche Bedeutung verloren haben und völlig abgeschwächt wurden; bestände der erste Sinn noch, so hätten wir den närrischen alten Mann des Dramas vor uns und könnten dann auch F. S. Hügels Erklärung[5]), die im Narrendattel eine Person sieht, „die durch ihr lächerliches Benehmen den übrigen zum Gespötte dient“, annehmen.

Wenn somit des Narrendattels Antlitz schel-

mischen Übermut ausstrahlt und tolle Streiche, die den lieben Nächsten treffen, zu seinen Eigenheiten gehören, so zeichnete sich der geschichtliche Träger dieses Namens noch durch göttliche Grobheit aus, die seine Hauptanziehungskraft wurde. Weit draußen vor der Stadt hauste er, „Auf der Wiesen", wie man lange Jahre in Wien das Lichtenthal (Wien, 9. Bezirk) nannte, und betrieb hier im Hause Nr. 130 der Badgasse (heute 9. Bezirk, Badgasse Nr. 29), das die heilige Anna im Schilde führte und seit 25. Juni 1800 sein und seiner Frau Maria Anna Eigen war[6]), unter seinem bürgerlichen Namen Johann Lochner ein Wirtsgeschäft. Groß war es freilich nicht, bestand es doch nur aus Schank- und Extrazimmer, in denen sich 10 Tische, 3 Doppelbänke, 27 Sessel und 1 Kanapee, für die feineren Gäste berechnet, breit machten, wie sein Nachlaßinventar[7]) ausweist. Ein Spiegel, eine hölzerne Hängeuhr, ein eiserner Ofen und die Schank vervollständigten die Einrichtung des Schankzimmers, in dem noch 100 Plutzer die Gäste freundlich anlachten. Ein kleiner, über 10 Holzstaffeln erreichbarer Keller barg das köstliche, den Plutzern anvertraute Naß, und hinter einem schmalen Hof lag ein kleiner, mit etlichen Bäumen bestandener Garten, der, wie Josef Richter meint[8]), wie eine „Hühnersteign" aussah.

Inmitten dieser bescheidenen Herrlichkeit schaltete und waltete der rüstige Wirt, eilte geschäftig vom Haus in den Garten und unterhielt foppend seine Gäste, die er, weil er „ein Narr in sein Sack" war[9]),

fleißig zum Narren hatte. Schon 1807 war sein Ruf und sein Spitzname „Narrndáttl“ so bekannt in Wien, daß sich eine Menge gnädiger Herren nicht scheute, in dieser mehr als bescheidenen Gastwirtschaft einzukehren, nur um die Freude zu erleben, sich Grobheiten sagen zu lassen[10]), die ihnen auch reichlich zuteil wurden und worüber sie sich fast bucklicht lachten[11]). Sein Ruhm wuchs aber ins Ungemessene und sein Geschäft blühte und gedieh, was sein Geldbeutel mit Freuden verspürte, als sich Josef Richter herbeiließ, 1807 in seinen verbreiteten und viel gelesenen, für die Kulturgeschichte jener längst vergangenen Tage hochwichtigen „Eipeldauer-Briefen“ des Wirtes zu gedenken[12]). Für ihn war dies die beste Reklame und Richter[13]) schneidet sicherlich nicht auf, wenn er uns mitteilt, daß der Wirt dieses (12.) Heft wie Gold aufhob, allen Leuten den Narrendattel-Artikel, den er beinahe auswendig kannte, vorlas und eingestand, „daß ihm das Heft einige tausend Gulden tragn hat“. Daraus erklärt sich auch des Narrendattels sehnlichster Wunsch, den Verfasser (Richter) kennen zu lernen[14]) und von ihm, damit noch mehr Gäste angelockt würden, neuerdings erwähnt zu werden[15]), welche Freude ihm Richter tatsächlich noch einmal erwies[16]). Die persönliche Bekanntschaft gestaltete sich aber nicht sehr freundlich, denn als Richter mit einigen lustigen Freunden beim Narrendattel einkehrte und sie ihn damit zum Besten hielten, daß sie einen aus ihrer Gesellschaft, der mit böhmischem Akzent sprach, für den Eipeldauer aus-

gaben, da kam er bald auf die Fopperei und schalt sie nun tüchtig aus[17]): „Da hat er uns alle, einen nach'n andern, von Fuß auf zerlegt, und da hat er nicht einmal 's kleine Gwachs in Ruh lassen, das einer von unsrer Kompagnie auf der Nasen hat, und da hat er uns bald gnädige Herrn und bald vazirende Kaufmannsdiener, Winkelsolicitators, und bald ein Gsindl gnennt, und mich hat er gar ein Rochus Pumpernikl gheißen." Auf diese Freundlichkeiten hin verzichtete Richter, sich zu erkennen zu geben, und erst als ihm bald hernach der Narrendattel, falls dies nicht Fiktion ist, einen Einladebrief schrieb, dessen Schrift und Rechtschreibung Richter gründlich durch die Hechel zieht[18]), folgte er der Einladung auf „Bachhendl" und bekam gleich beim Eintritt mit den Worten: „O je, jetzt kommt der Pfarrer von Tripstrill!" eine Grobheit an den Kopf[18]). Diesmal zeigte sich der Narrendattel aber als lustiger Gesellschafter, und während sie auf ihre Backhühner warteten, las er ihnen einen Speisezettel vor, der freilich Speisen enthielt, „die kein Hund fresset" [19]) und der etwa ähnlich gelautet haben mag wie das damals in fliegenden Blättern weit verbreitete Lied „Znächst bin ich ins Wirtshaus ganga auf a Jausn in da Fruah", das heute noch im Böhmerwalde gesungen wird[20]). Der gute Wein, den sie mithatten, vergrößerte seine Lustigkeit, er wurde „höflich wie Sesseltrager" [21]), sprang auf den Tisch „und hat uns ein Predig ghalten, und wie die vorbey war, hat er uns statt der Benediktion ein jeden 's Kappl um

den Kopf gschlagn, und da hat er freylich ein Paar Grobian einstecken müssen"[19]).

Parodistische Predigten zu halten, scheint überhaupt eine schwache Seite des Narrendattels gewesen zu sein, denn am 8. März 1813 berichtete die Wiener Polizei-Oberdirektion an die Polizeihofstelle[22]), daß „Johann Lochner vulgo Narrentatel" am 4. März über Beschwerde des Fürst-Erzbischofs von Wien verhaftet wurde, „weil er am Faschingdienstag in seinem Bierhause Abends ein nach kirchlichem Gebrauch eingerichtetes Begräbniß des Faschings zum Ärgerniß und Herabwürdigung der katholischen äußerlichen Religionsübungen vorgestellt und eine lächerliche pöbelhafte Leichenpredigt gehalten habe". Gleichzeitig wurde beantragt, daß er mit einer Geldstrafe von 100 fl., die dem Armenfonds zuzufallen habe, zu belegen sei, da ein langwieriger Arrest für ihn als Hausinhaber und Wirt zu nachteilig wäre. Daß ihm „alle unanständigen Scherze bey strenger Verantwortung, alle Beziehungen und Gespräche von Religion, sowie die Produzierung kirchlicher Ceremonien bey Verlust seines Gewerbes" untersagt wurden und daß der Polizeibezirks-Direktion, die ihn bereits zweimal verwarnt hatte, aufgetragen wurde, ununterbrochen ihm ihre Aufmerksamkeit zu schenken, darf nicht wundernehmen, da man die Gewinnsucht als „Triebfeder seiner pöbelhaften, oft anstößigen Scherze" erkannte. Freilich tat man ihm insofern Unrecht, als Lochner betreffs der Predigtparodien nicht auf eigenen Wegen wandelte, sondern der Überlieferung

folgte. Schon im 15. Jahrhundert treten uns im Anschluß an die Fastnachtsspiele und später auch selbständig die „Fastnachtspredigten“ entgegen, die Spielleute, Vaganten, Studenten und Reimsprecher zu Verfassern hatten[23]). Und wenn Lochners Leichenpredigt pöbelhaft und lächerlich war, so entfernte er sich auch in dieser Hinsicht von seinen Vorgängern nicht, deren Ton durch Frivolität gekennzeichnet war[24]), von der auch des Schöpfers des Wiener Volksstückes Philipp Hafner „Bußpredigt auf den Vorabend des Aschermittwochs“[25]) nicht freizusprechen ist. Und es mag volkskundlich immerhin interessant erscheinen, daß das, was heute als Volksbrauch nur mehr vereinzelt auf dem Lande lebt, die Sitte des Faschingbegrabens unter Abhaltung einer Leichenpredigt, 1813 noch in Wien geübt wurde.

Traten schon im Vorausgehenden verschiedene Züge von Lochners natürlicher Grobheit, die den feinen Wiener Herren als besonders urwüchsig gefiel, entgegen, so dienen zur Abrundung noch einige Kleinigkeiten, die das Grobheitsbild vervollständigen helfen. Kehrten da eines schönen Tages zwei Herren ein, wovon der eine mit einem dicken Kopf, der andere mit einem hochroten Gesicht gesegnet war, und schon hörten die Arglosen, daß ein starker Sturmwind ein großes Stück vom kupfernen „Dachl“ des Wirtes entführt habe, der sich nun freundlich mit den Worten zu ihnen kehrte[26]): „Die zwey Herrn dort könnten mir aus der Noth helfen. Der eine könnt mir von sein Kupfer ein Fleck schenken,

und der andre könnt mir sein Kopf zu ein Ambos herleihen, damit ich's Kupfer drauf ausklopfen könnt." Ein andermal wieder[27]), als sich einer unbemerkt fortschleichen wollte, da jeder Abgehende unwiderruflich ein „Klampfl" angehängt erhielt, schrie er: „Halts auf! Ein Gast geht mir mit der Zech durch. Laßt d'Hund außer!", wodurch er veranlaßte, daß dieser, der aber schon längst bezahlt hatte, in einem Saus bis zum Liechtensteinschen Garten rannte. Freilich mußte sich auch der Narrendattel manche Grobheit gefallen lassen, denn nicht immer ging es ohne Gegenhieb ab. Da kam einst der österreichische Bauer Matthias Stolperl, eine Erfindung Josef Richters, der diesen allerlei Unangenehmes in Wien durchmachen ließ[28]), zum Narrendattel und erlebte hier seine vierzehnte Fatalität[29]). Kaum eingetreten, hatte er schon seinen „Trumpf", und es dauerte nicht lange, so fing der Narrendattel ein Gespräch mit ihm an, in dessen Verlaufe er, auf die große Nase des Stolperl anspielend, meinte, daß er es bisher gar nicht glauben konnte, „daß der letzte Wind 's Zipfel vom Stephansthurm abdraht und einem statt der Nasen ins Gsicht gwaht hat". Als er aber später Stolperl fragte, was er eigentlich sei, da nahm ihn dieser bei der Hand und erklärte: „Ein Drescher, das sieht ja der Herr, weil ich den Flegel in der Hand hab", womit er die Lacher nun auf seiner Seite hatte. Scheinbar verhielt sich der Narrendattel ruhig, aber es dauerte nicht lange, so trug er Stolperl eine große Holzpfeife, das „Zauberröhrl" des unten folgenden Liedes

(Strophe 5), zum Rauchen an, die dieser dankend annahm, und da er sie ausputzen wollte, so blies er kräftig bei geöffnetem Deckel ins Rohr. Doch nun ging die Bescherung los. Der Staub flog ihm in die Augen, und bald sah er kohlschwarz wie ein Teufel aus. Die Leute brüllten, der Narrendattel lachte von Herzen mit, aber dem Stolperl war dieser Spaß zu arg. Er wusch sich, zahlte und ging.. Solche Späße, die heute auf dem Lande unter urwüchsigen Leuten noch immer nicht ausgestorben sind, hatte der Narrendattel noch viele auf dem Gewissen und fast scheint es, als ob der durch seine Grobheit berühmte Gastwirt, den um 1810 der spätere Arzt Ignaz Rudolf Bischoff von Altenstern wiederholt besuchte, der Narrendattel ist, wenn man hört[30]), daß er, das grüne Käppchen in die rotglühende Stirne gedrückt, auf der Schwelle des engen Einganges stand und die hereintretenden Gäste mit den Worten: „na, is den nirgends a Bradl z'haben als da bei mir?“, empfing. Freilich ist es sonst nicht bekannt, daß gleichzeitig allabendlich in diesem kleinen Gasthaus der durch seine Witze berühmte Herr Ignaz von Sonnleithner unzählige Gäste anlockte[31]).

Schlecht stand sich der Narrendattel bei all diesen Dummheiten nicht, denn der Zulauf war groß, und da er gute Ware bot und „ehrlich und christlich“ rechnete[32]), so hob sich sein Wohlstand sichtlich, so daß er bei seinem Tode ein reines Aktivvermögen von 4929 fl. W. W. hinterlassen konnte (s. seinen Verlassenschaftsakt)[7]). Besonders mag neben Richters

Reklame der Umstand dazu beigetragen haben, daß am 13. Juli 1811 am Leopoldstädter Theater ein Lustspiel in drei Akten „Die Zusammenkunft beym Narrendattel“ über die Bretter ging, das den leichtlebigen Vielschreiber Joachim Perinet zum Verfasser und den Wirt Lochner, wenn auch nicht in seiner vollen Grobheit, zum Mittelpunkt hatte. Da das Stück nie im Druck erschien, so läßt sich über den Inhalt nichts sagen. Die Kritiker, ohne eine Inhaltsangabe zu bieten, begnügten sich entweder mit der Feststellung, daß es, als lokales Lustspiel betrachtet, seinen Zweck erreichte, eine Menge witziger Anspielungen enthielt, den Zuschauern außerordentlich gefiel und ein glänzendes Kassestück darstellte[33]), oder sie fielen wie der Kreis um A. Bäuerle darüber her, zerzausten es tüchtig und ließen kein gutes Haar an ihm, was zu verschiedenen Polemiken führte[34]). Bäuerle selbst, der damals den Leopoldstädter Theaterdichtern besonders feindlich gesinnt war, nannte das Stück ein läppisches, elendes Geistesprodukt[35]), Josef Karl Rosenbaum[36]) kennzeichnete es mit den Worten „äußerst elend“ und B. von Verati[37]) meinte, nachdem er die einzelnen Charaktere des Stückes schwankend, inkonsequent und läppisch genannt hatte, daß der Titel nach den Charakteren besser „Zusammenkunft beym Datel der Mißgeburten“ lauten sollte. Trotz alledem fand das Publikum großen Gefallen daran[38]), und es klingt sehr gepreßt, wenn Verati[39]) diesen Erfolg mit folgendem erklären will: „Der Mann, der zum Helden des Stücks gewählt

wurde, ist wegen seinen Grobheiten bekannt, und ich glaube, man zieht eine gemahlte Ohrfeige einer natürlichen vor." Wäre dies tatsächlich der Fall gewesen, so wäre es unbegreiflich, warum das Lustspiel in Graz, wo es im November 1812 zur Darstellung gelangte, ebenfalls die Zuschauer in Scharen herbeilockte, die sich dabei trefflich unterhielten[40]. Karl Schikaneder, der in Wien die Titelrolle mit Erfolg gab[37]), hatte einige Tage beim wirklichen Narrendattel „gleichsam zu seiner Roll von ihm Lektion gnommen", was ihm ermöglichte, ihn recht natürlich, wenn auch nicht gar so grob darzustellen[41]). Nach Rosenbaum[36]) mimte aber bei der Erstaufführung, die zum Ersticken voll war, Johann Sartory den Wirt. Der Narrendattel selbst war Zuseher in einer Loge des Theaters[41]) und wurde applaudiert[36]). Was mag er sich wohl dabei gedacht haben!

In Wien war es damals im Theaterleben Sitte, daß jedes mit Erfolg gekrönte Stück bald eine Fortsetzung oder eine Parodie erfuhr, und so geschah es auch mit dem Perinetschen Lustspiel. Schon am 18. August 1811 brachte das Theater in der Josefstadt „Die Wiedervereinigung beym Narrendattel" eines unbekannten Verfassers, ebenfalls unter großem Zulauf der Wiener. Hier war der Narrendattel, den Tobias Kornhäusel gab, noch besser getroffen als im Perinetschen Lustspiel, denn wenn er in diesem nur Gutes wirkte, so erschien er in jenem im „Umfang aller seiner Grobheiten" und „in seiner ganzen Eleganz von Grobheit"[42]). Wenn aber ein Kritiker meinte[43]),

daß die pöbelhafte Figur des Narrendattels jedermann mit Abscheu erfüllen werde und es niemand beifallen dürfte, sich das Urbild zu besehen, so scheint dies doch nur ein frommer Wunsch gewesen zu sein, da Josef Richter[44]) folgendes feststellte: „Seit d'Leut sein Kopie aufn Theater habn kennen glernt, lauft alles ins Lichtenthal hinaus, um's Original z'kennen, und da hat er sein Gartl täglich voll, und da denkt er sich also, und sagts sein Gästen so gar ins Gsicht: ich bin ein Narr in mein Sack; ihr seyd aber die wahren Narrn, weil ihr so weit zu mir herauslauft, um Grobheiten z'hohln." Diese erhöhte Besuchsziffer entspricht auch der Psychologie des damaligen Wieners besser als die Prüderie, die Bäuerle ganz gegen seine sonstige Gewohnheit dem Narrendattel gegenüber an den Tag legen will. Das Richtige traf hier ganz entschieden Matthias Franz Perth, der in seinem Tagebuch anläßlich der Erstaufführung von Perinets Lustspiel „Die Zusammenkunft beym Narrendattel" die Bemerkung einflocht[45]), daß der Held ein behauster Wirt in der Vorstadt sei, „der sich durch seine Grobheit auszeichnet und daher immer eine Menge Gäste hat, weil es den Wienern zum Vergnügen gereicht, sich Grobheiten sagen zu lassen."

Noch mehr Volkstümlichkeit erlangte aber der Narrendattel, der mit seinem dünnen Zöpfchen (vgl. unten Strophe 8) recht drollig ausgesehen haben mag, durch ein Lied, das heute selten geworden, im Jahre 1811 als fliegendes Blatt weite Verbreitung fand und im sangeslustigen Wien des Narrendattels

Ruhm von Mund zu Mund führte. Daß es 1811 entstanden ist, eine Jahreszahl zeichnet den Druck nicht aus, darauf weist der Titel des fliegenden Blattes, das dem bekannten Viennensiasammler Herrn Georg Eckl in Wien eignet, hin. Dieser lautet:

Die | Zusammenkunft | beym | Narrendattel. || Ein Lied im Volkstone | zum Singen eingerichtet nach der bekannten lu- | stigen Arie: Műßt's ma nix in Uebel | aufnehma ꝛc. || Wien. (8°, 8 SS.)

Es ist gewiß nicht Zufall, daß diese Überschrift mit dem Titel des 1811 aufgeführten Perinetschen Theaterstückes zusammenfällt und es wird sicherlich eine gewisse Beziehung zwischen beiden bestehen. Vielleicht war das Lied als Gesangseinlage des Stückes gedacht. Seine Weise war weithin bekannt und das zugrunde liegende Lied „Müßt's ma nix in Uebel aufnehma" erklang nicht nur in Wien, wo es fliegende Blätter erhielten, sondern auch weit draußen in Bayern[46]) und in Tirol, wo man es fälschlich dem Bauerndichter Christian Blattl zuschreibt[47]). Wetteiferten doch Drucke fürs Volk und Gesangsbücher für fröhliche Gesellschaften[48]), diese kontrastierende Gegenüberstellung einer mundartlichen Chorstrophe und eines hochdeutschen Liedtextes weithin zu verbreiten. Und in diesen Kreis tritt nun Narrendattels Ruhm- und Reklamelied in seiner breitspurigen Aufmachung als weiteres Entwicklungsglied ein, während der Volkssänger Joh. Bapt. Moser († 1863) diese Reihe 1842 mit seiner Parodie schließt[49]). Hier das Narrendattellied:

6*

[3] Chor.

Müßt's mir's nit in Uebel aufnehma,
Wann zum Narrendattel i that öfter kema,
Müßt's es nit in Uebel nehma mir,
Wann ich trinke dort nach Gusto Bier;
Denn Bier trinken thut behagen,
Es gibt Nahrung für den Magen,
Und man findet Unterhaltung viel
Bey dem Narrendattel, wie man will.

[4] 1.

Gäste vom verschied'nen Stand und Rang
Machen oft dem Narrendattel bang,
Frauenzimmer und vornehme Herr'n
Woll'n vom Narrendattel Schnacken hör'n!
Allen sagt er unverdrossen
Rund heraus viel Narrenspossen,
Jedem hängt er g'wiß sein Klampfel an,
So gut er es ihm anhängen kann.
Müßt's mir's nit in Uebel aufnehma ꝛc.

2.

Jeder, der zum Narrendattel geht,
Hat die Absicht, daß er Spaß versteht,
Er wirft's Hölzel gar oft selbst dazu,
Gibt dem Narrendattel auch kan Ruh,
Bis er anfängt auszubacken*),
Und ihm vorschwatzt viele Schnacken,
Die, theils fein, theils grob von ihm gemacht,
Jeden Gast verleiten, daß er lacht.
Müßt's mir's nit in Uebel aufnehma ꝛc.

[5] 3.

Schuster, Schneider, Friseur und Barbier,
Sesselträger, Kutscher und Portier,

---

*) Richtig: auszupacken.

Mode-Damen und vornehme Herr'n
Thun beym Narrendattel oft einkehr'n;
Das thut Narrendattel freuen,
Allen sagt er Narretheyen,
Daß für ihn wird die Zusammenkunft
Großen Reichthum schaffen in Zukunft.
Müßt's mir's nit in Uebel aufnehma rc.

4.

Wann der Narrendattel trinken will,
Macht er Complimenten gar nicht viel,
Es muß Gästen oft zur Ehre seyn,
Wann sich Narrendattel schenkt oft ein;
Wann zun*) Gästen er sich kehret,
Auf ihr Wohlseyn Gläser leeret,
Macht der Spaß den Gästen so viel Freud,
Daß die Zech zu zahlen keinen reut.
Müßt's mir's nit in Uebel aufnehma rc.

[6] 5.

Wann er manchen Gast vexiren will,
Der das Tobackrauchen hat zum Ziel,
Dem gibt er sein Zauber-Röhrl her,
Das mit Ruß ist angefüllet sehr.
Wie man blast, fliegt wie der Teufel
In das Gesicht gleich ohne Zweifel
Der Ruß, welcher angefüllet war,
Daß man ausgelacht wird wie ein Narr.
Müßt's mir's nit in Uebel aufnehma rc.

6.

Narrendattel machet sich nichts d'raus,
Leert auch Gästen Tobacks-Dosen aus,
Und füllt seine damit eintaucht an,
Damit Fremden er aufwarten kann.

---

*) Druck: zum.

So thut er durch Narretheyen
Gäste vom Toback befreuen,
Und durch Spaß erreichet er sein Ziel,
Daß Toback er kriegt, so viel er will.
Müßt's mir's nit in Uebel aufnehma &c.

[7] **7.**

Ist der Narrendattel aufgelegt,
Daß er gar auf seiner Trommel schlägt,
So tanzt alles lustig um ihn her,
Und ergötzen sich mit ihm recht sehr.
Trinkt's brav Bier, und eßt's guts Bratel,
Sagt zu all'n der Narrendattel,
Man lebt ja nur einmahl auf der Welt,
Macht's, daß's euch an Lust und Freud nicht fehlt.
Müßt's mir's nit in Uebel aufnehma &c.

8.

Traurigkeit muß keiner lassen spür'n,
Sonst thut Narrendattel ihn vexir'n,
Und sagt ihm ganz rund und frey im Spaß,
Was für Schnacken er von ihm nur waß*);
Wann er Spaß**) thut recitiren,
Pflegt er's Zöpferl stets zu rühren,
Das geflochten ist nach seinem Sinn,
Nach uralter Mode, lang und dünn.
Müßt's mir's nit in Uebel aufnehma &c.

[8] 9.

Einmahl Narrendattels Spaß zu seh'n,
Darf man in das Bierhaus zu ihm geh'n,
Man wird gern beym Narrendattel bleib'n,
Und die Zeit sich dort recht gut vertreib'n.

---

*) Weiß.
**) Spässe.

Lang thut er sich nicht besinnen,
Jeden thut er gut bedienen,
Und schafft jedem Gast Zufriedenheit
Durch die Narrenspossen jederzeit.
Müßt's mir's nit in Uebel aufnehma rc.[50])

Mit den beiden Theaterstücken und dem Liede hatte der Narrendattelrummel seinen Höhepunkt erreicht. Bald wurde es um den Träger dieses Namens stiller, denn andere Sensationen, vor allem der Wiener Kongreß mit seiner Fülle an Festen und Unterhaltungen, traten an die Wiener heran und lenkten sie von dem Grobian ab. Und als dieser am 27. Jänner 1819, 63 Jahre alt, Mittags einem Schlagfluß erlag[51]), da gehörte er bereits zu den Halbvergessenen, denn schon hatte Sebastian Göschl, der als Wirt das Gasthaus „Zum blauen Karpfen" (Stadt Nr. 998 = 1. Bez., Annagasse Nr. 14) seit 1795 betrieb und früher seiner vortrefflichen Knödel wegen der „Knödelwirt" hieß, sich durch seine Possen den Spitznamen eines zweiten „Narrendattels" erworben; doch überlebte dieser sein Vorbild nicht lange, da er bereits 1822 ebenfalls am Schlagfluß starb[52]). Der ursprüngliche Narrendattel wurde am Währinger Allgemeinen Friedhofe vor der Nußdorfer Linie unter großer Teilnahme beigesetzt[53]).

Wie im Leben, so waren ihm auch beim Tode die „Eipeldauerbriefe" ein treuer Begleiter geblieben, die einen warmempfundenen, spaßhaften Nachruf und einen Bericht über seine letzte Fahrt brachten[54]). Nur war nicht mehr Josef Richter der Verfasser, da dieser

schon zu den Vätern heimgegangen war, sondern Franz Xaver Karl Gewey: „Der 27te Jänner 1819 war an allgemein'r Tag der Trau'r für alli Narr'n in Wien, b'sunders für die Liechtenthaler, denn an den Tag seyn's alli armi Waiſ'n wor'n, indem ihner herzinniggeliebtester Vater, oder Datl, der Weltberühmte sogenannte Narr'ndat'l, Herr Johann Lachner, privilegirter Spaßvog'l, Bierwirth, und Hausinhaber Nro. 130 in Liecht'nthal das Zeidliche mid den Ewig'n verwechs'lt, und si zun größt'n Leidwes'n sein'r Kinder wirkli z'tod gstorb'n had — nid umsunst had die Natur den Mann Gottes den Nahmen Lachner g'geb'n, indem er dö Narr'n, dö zu ihm häuffi hinauspofelt seyn, durch alli seini Schnack'n und Schwänk, Verklaidungen und Scenespielarei'n, Glampf'ln und Poss'n so rasend had lach'n g'macht, daß se si oft a Hand, oder an'n Fueß häd'n auslach'n mög'n, dadurch had si der Herr Lachner (tröst'n God) sehr große Verdienst um den Staat erworb'n, da er in den Zeitpunkt, wo die Zeit'n g'rad so schlecht war'n, daß der g'mani Mensch völli allerweil verzweif'lt'r um'rgang'n iß, durch sein'n gued'n Hamor den'n niderg'detscht'n Leud'n, dö zu ihm, als ihner'n Tröst'r auf a Glas Bier eini gang'n seyn, alli Traurikeit weg narriert, daß s' ihn'ri Müeselikeid'n leichter ertrag'n und völli bei ihm vergessen hab'n, wo er folgli mehr Nutz'n g'stift had, als d'meist'n unser'r heundig'n traurig'n Schwaf (von Schauspiel, oder Trauerspiel Dichtern) ('s gibt Ausnahmen —), dö uns a drey, vierthalb Stund in'n Theater vorraunz'n, daß uns Zeit und Wail

lang wird, und daß m'r no übler'n Hamors werd'n, obs den uns schun die Zeitumständ mit sich bring'n. Nebst dem war der lustichi Narr'ndatl a a sehr an ehrlicher Burgersmann, er had si zwar alles, was m'r bei ihm g'noss'n had, ganz ordentli zahl'n lass'n, aber es war a alles gued und nix bantscht; ferner war er a dreyfach'r Hausherr und aner von den'n Bluedwenich'n, dö, so lang s' ihri Häuser g'habt hab'n, ihneri Inwohn'r nie g'stagert hab'n, — — — denn sein Wahlspruch war alleweil: „Nach mein'n Tod kinnen meini Nachfolger thun, was s' woll'n — aber so lang i leb, wird in mein Häusern kan Mensch g'stagert.“ — Dö Wort allan, seyn die schönsti und besti Grabschrift, dö i ihm setz'n kan — wie er also sein guedi Seel had ausg'haucht g'habt, so hab'ns ihm mid derer Hellerpart'n, mid der 'r seini Gäst so oft als Nachtwachter unterhald'n had, 'n hölzern'n Schlafrock ang'mess'n, und so g'schickt dabei umgang'n, daß s' 'n bald blinder aus der Welt g'schickt häd'n, indem s' ihm bald mid'n Spitz von der Hellerpart'n d' Aug'n ausg'stoch'n häd'n. — A g'wisser Herr K.**, Hausinhaber in Liechtenthal had sein Leicht ang'ordn't, dö sehr nob'l und prezios g'wes'n iß, und had veranstallt, daß'n die Herrn Gastwirth in Liechtenthal selber zu Grab trag'n hab'n, der Zuelauf von Mensch'n war unbeschreiblich, und so lang 's Liecht'nthal steht, had's kan solchi Bevölkerung in sein'n Mauern erlebt, (sö hab'ns völli ausananander druckt) b'sunders von Frau'nzimmern, denn m'r sollt schwör'n, daß alli dö Weiber und Mädichen, dö er bei sein Lebzeid'n

punzirt had*), nach sein'n Tod mid seiner Leich g'gang'n seyn, und so wie der Ehr'nmann alli seini Gäst im Leb'n had lach'n g'macht, daß ihn'r oft d'Aug'n seyn überg'gang'n, so had er s' itzt nach sein'n Tod aus Wehmued um ihm, unter Wasser g'setzt. Weil i als Eipeldauer g'wissermaß'n a von der Narr'n-datlisch'n Famili abstamm — indem i, wie mein seliger Herr Vetter 'n verehrungswürdigst'n Publikum a alli Monat Gschpas und Fax'n vormach'n soll — so bin i, wiewohl s' m'r weder a Partizedl g'schickt, no einsag'n hab'n lass'n, kolschwarz wie der Dockter Faust, in's Liechtithal aussi g'fahr'n, und bin mid an'n Dreispitz auf'n Kopf, von den zwaa langmächtichi Florsetz'n aberg'henckt seyn, wie in'n Todt'nansager seiner selbst, und no mid an'n lang'n schwarz'n Schlep-mantl ganz nacherd hinter der Bar nachi g'gang'n, und hab mein'n Herr Vettern no auf'n Godsacker in 's Grab eini g'schaud, bis 's amal auf mi kummen wird; hinter meiner seyn alli nur möglich'n Bier-musikant'n, alli Bierharpfenisten, Blinde und Sehedi, alli Zuckerwerch-Hausiererinner, und Krapflweiber, alles was nur auf'n Gründ'n draust Bier trinckt, midg'gang'n; m'r had G'sichter g'seh'n wie die Tuberros'n — und alles had g'wannt und bet't, und in der Kirch'n hab'n s' ihm no a wunderschöni Grabmusi g'macht. Der Herr gib ihm die ewichi Rueh. Ament!" —

Wenn auch in diesem Berichte manches über

*) Jedes Frauenzimmer, das in Herrn Lachners Schenke auch mit männlicher Begleitung eintrat, wurde von ihm punzirt, das heißt: er gab ihr einen Kuß.

das Ziel schießt und nur auf Hörensagen beruht, wie die Angabe, daß Lochner (nicht Lachner) dreifacher Hausherr war, worüber sein Verlassenschaftsakt[7]) sich gründlich ausschweigt, so bietet er doch ein lebendes Bild von der Teilnahme, mit der das neugierige Volk dem Leichenbegängnis dieses Originals folgte. Er hatte sich zwar in seinem Testament vom 21. Juli 1818[7]) ausbedungen (§ 2), daß seine Leiche im Wagen zur Kirche geführt werde, nach Gewey aber trugen ihn Gastwirte, was dadurch etwas zweifelhaft wird, daß eine Rechnung im Nachlaßakt[55]) Trinkgeld für die Totenträger ausweist. Drei Priester begleiteten ihn, drei Glocken läuteten, zwei Posaunen klagten um ihn, das Glöcklein der Thurnkapelle begrüßte den Zug und Windlichtknaben flankierten ihn, war doch das Leichenbegängnis ein sogenannter halber Kondukt, dem 6 Windlichter, 6 Träger, das silberne Pfarrkreuz und die Beteiligung des Regenschori der Pfarrkirche entsprachen[55]). Für den Mitgang des Armeninstitutes wurden gesondert 39 fl. 4 kr. verrechnet[55]).

Die Witwe konnte sich dieses Leichenbegängnis leisten, war doch Johann Lochner nicht nur ein Original, sondern dadurch auch ein vermögender Mann geworden, der nebst seinem Haus im Lichtenthal (Nr. 130) und rückgelassenem Bargeld noch einen Satz auf das Haus Nr. 7 in Floridsdorf im Betrage von 3000 fl. W. W. zusammen mit seiner Frau Anna seit 13. Dezember 1817 grundbücherlich versichert hatte[7]). Und im Dezember 1810 hatte er für seinen Sohn Josef das Haus

Nr. 40 am Spitz zu Floridsdorf um 4000 fl. Bankozettel erkauft und aus eigenen Mitteln bezahlt, wofür er freilich ein anderes ihm gehöriges Haus im Lichtenthal, das „Zum Blumenstock" hieß, verkaufen mußte [56]. Vielleicht waren diese Käufe und Verkäufe der Grund zum Märchen von den drei Häusern, die er nach Gewey besaß.

Doch es dauerte nicht allzulange, da wuchs Gras auf Lochners Hügel und er verfiel der Vergessenheit. Sein Spitzname aber lebt fort und wird so lange leben, als es lustige Wiener gibt, denen hier sein geistiges Bild, das schon Franz Gräffer in seinem „Volks-Plutarch" [57]) wünschte, vor Augen gestellt wird.

5. Die geschorenen Zuchthäusler in Wien

Die deutschösterreichische Literaturgeschichte der josephinischen Zeit bietet des Kuriosen in Hülle und Fülle. Freilich waltet das Merkwürdige nur allzusehr vor, während das ästhetische Moment bei diesen Produkten eines seichten Rationalismus oft gänzlich ausgeschaltet ist, und einem Freund der vielbefehdeten Zensur könnte es nicht schwer fallen, an der Hand dieser (seit 1781) zensurfreien Literatur, die nur tausende der albernsten und rohesten Scharteken und Broschüren ausgehen ließ und kaum ein Dutzend reifer Werke zeitigte, die Schäden einer derartigen Zensurfreiheit überzeugend genug darzustellen. Fast keiner dieser zahlreichen Schriftsteller wußte das kaiserliche Geschenk einer freien Meinung als Selbstzügelung seiner Sendung zu schätzen, wohl aber verstanden es alle, es in einem gewissenlosen Journalismus zur Ausbeutung eines skandalsüchtigen Publikums zu verwerten. Es war freilich nicht anders zu erwarten, da Autor und Publikum seit Jahrhunderten in Österreich keine Selbständigkeit genossen hatten.

Kommt der Ästhet bei der josephinischen Literatur also kaum auf seine Rechnung, so findet der Kulturhistoriker und Sammler merkwürdiger Bücher um so bessere Ausbeute, denn welchen Gegenstand

hätten diese fingerfertigen Tagesschriftsteller außer acht gelassen! Eine Bibliographie dieser Broschüren anzufertigen, ist ein Kunststück, das an jene Fabel vom Teufel erinnert, der in Tirol die „Bildstöckel und Marterl" — natürlich vergeblich — zählen wollte. Nicht etwa, daß es damit abgetan gewesen wäre, daß ein Autor in irgend einer Sache seine Stimme erhoben hätte, sondern kaum hatte er seine Broschüre ausgehen lassen, als auch schon zehn andere mit Gegenschriften das bessere Geschäft machen wollten. Es läßt sich denken, daß in dieser Hinsicht die kaiserlichen Verordnungen am meisten in Mitleidenschaft gezogen wurden, und besonders waren es die Verfügungen im Polizei- und Kriminalfache, verbunden mit der Reform des Strafgesetzbuches (1786), die eine Fülle derartiger Pamphlete hervorriefen, in denen der Kaiser schließlich, wie in den Erzeugnissen des Wuchererschen Verlages, arg mitgenommen wurde. Und doch war das toskanische Strafgesetzbuch seines Bruders Leopold im allgemeinen viel schärfer[1]); aber eine Inkonsequenz in den Urteilsfällungen, die darin lag, daß die Justizstellen noch nach dem theresianischen Strafkodex Recht sprachen, der im geheimen bereits aufgehoben war, und der Kaiser daher in letzter Instanz vorläufig schon im Sinne des neuen, doch noch nicht in Kraft getretenen Strafgesetzes das Urteil verschärfte, machte sich unangenehm bemerkbar und wurde als Willkür gedeutet, wie z. B. im Falle Zahlheim.

Joseph II., der in seinen kriminalpolizeilichen

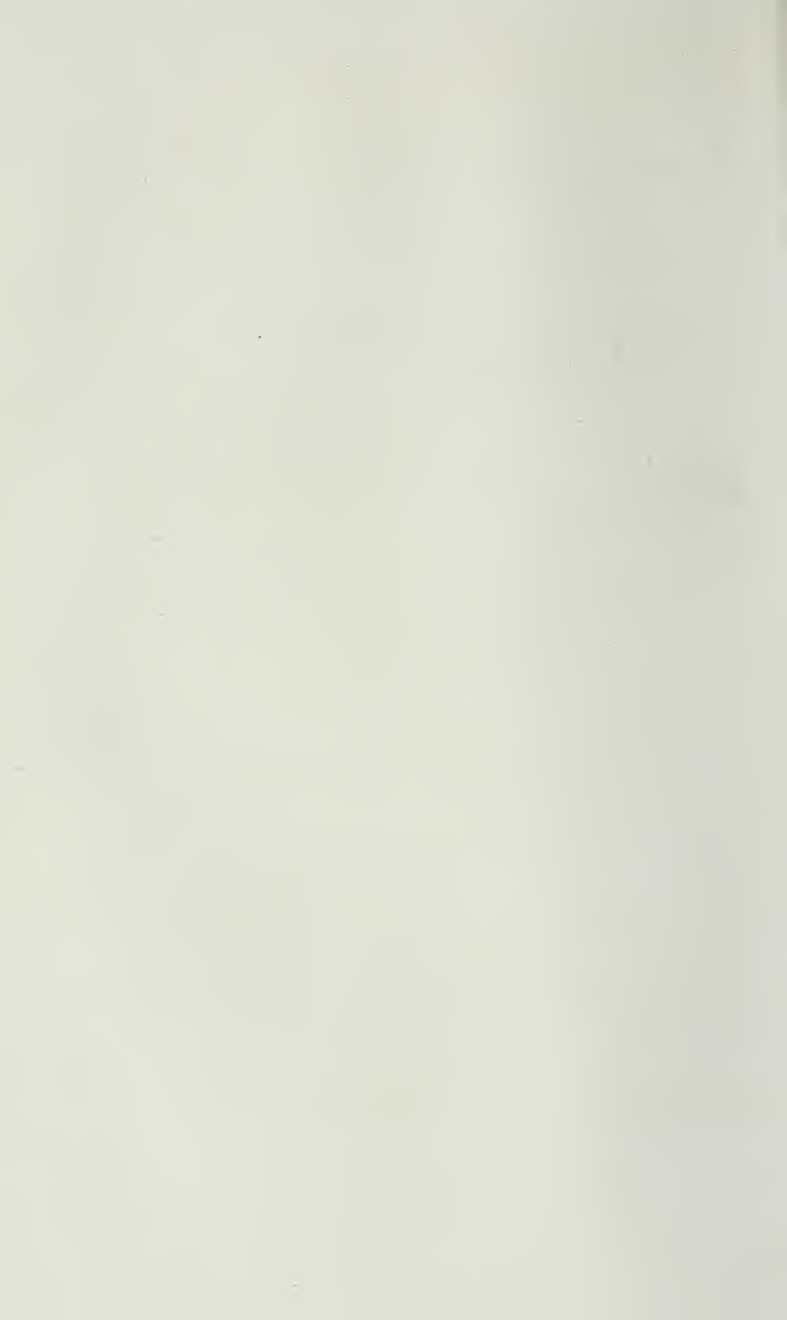
Verfügungen nicht immer glücklich war, huldigte der Abschreckungstheorie und dieser Tendenz entsprach die Verwendung der Zuchthaussträflinge zur Straßensäuberung, die so zugleich öffentlich ihre Schande zur Schau tragen und sich für ihre Verbrechen an der Gesellschaftsordnung auch wieder für diese nützlich machen sollten. Das Protokoll für Nieder-Österreich 1782, Fol. 349 (Archiv des Staatsamtes des Innern) verzeichnet „die Intimierung des höchsten Entschlusses wegen Verwendung der Züchtlinge zum Aufspritzen über Billet vom 14. Juli 1782". Nach Kropatschek stammt das Billet vom 15. Juli; derselbe verzeichnet[2]) übrigens schon am 17. Juni 1782 eine „Hofentschließung in Polizeisachen", wonach die Zuchthäusler zur Begießung der Bäume auf dem Glacis verwendet werden sollten. Diese Verwendung der Sträflinge zu öffentlichen Arbeiten war für Österreich neu, und es läßt sich denken, daß sie innerhalb der Mauern Wiens genug Aufsehen verursachte, da die Schadenfreude diesen oder jenen verurteilten höheren Beamten, mit dem der Kaiser keine Ausnahme machte, nun bald in einer Schar abgefeimter Verbrecher beim Gassenkehren mit geschorenem Haupte zu erblicken hoffte. Diese Strafe, die einen moralischen Endzweck haben sollte, wurde nun zu einer widrigen Sensation der Nichtstuer, die sich des Spasses halber auch mit den Verbrechern trotz der Verbote in Gespräche einließen. Aber das Gaudium des Wiener Pöbels, auch des vornehmen, wurde nur um so größer, als bald in dieser Besenarmee auch

die bekanntesten „barmherzigen Schwestern“ Wiens erschienen, die tags zuvor noch auf dem Graben geglänzt hatten und nun anstatt mit ihren Schleppen mit dem Besen die Stätten ihres einstigen Triumphes fegten, und zwar mit abgeschnittenen Haaren, wie ein späterer Erlaß wollte. Ganz Wien drängte sich zu diesem pikanten Schauspiel; Schriftsteller und Künstler bemächtigten sich des anregenden Stoffes, denn je sensationeller, desto besser, und daß das Aufsehen dieses Schauspieles sich nicht auf Wien allein beschränkte, beweisen italienische und französische Kupferstiche.

Bevor wir aber zur Behandlung dieses Stoffes durch Dichter und Künstler schreiten, müssen wir uns noch mit der Verfügung selbst, ihrem Eindruck und dem Endresultat beschäftigen. Wohl schon früher dürfte der Gebrauch geherrscht haben, den Sträflingen bei ihrem Eintritt in das Zuchthaus die Haare zu scheren; teils war dies als Brandmarkung, teils als hygienische Maßregel zu betrachten. Ein Hofdekret, wonach „allen zur öffentlichen Arbeit verurteilten Sträflingen zur Erhaltung der Gesundheit, Sauberkeit und Sicherheit das Haar am Haupte abgeschnitten und dieses allmonatlich ohne Ausnahme des Alters, der Person oder Geschlechtes während der Dauer der Strafe wiederholt werden sollte“, verzeichnet Kropatschek[3]) erst unter dem 2. Dezember 1782. Indessen betonen die Lieder, Broschüren und Kupferstiche, die bereits im Sommer 1782 erschienen, gerade dieses Haarscheren besonders bei der Weib-



Das Haarscheren der Straßendirnen in Wien
Anonymer kolorierter Stich des Verlages Naudet=Alibert in Paris
Sammlung M. v. Portheim



lichkeit als Hauptmoment. Auch enthält das Protokoll für Nieder-Österreich vom 2. November 1782 eine Note an die oberste Justizstelle, wonach man mit dem Antrag, die „Züchtlinge bei den Landgerichten auch wie die hiesigen scheren zu lassen, einverstanden sei". Ebenso schreibt die Wiener Zeitung[4]) aus Triest: „Auch hier hat die Policey angefangen, liederliche Weibspersonen mit geschorenen Köpfen an den Pranger zu stellen." Mit dieser drakonischen Maßregel wollte man der überhandnehmenden Prostitution steuern und von dieser öffentlichen Brandmarkung und Beschämung erhoffte man das Beste. Nach F. X. Huber[5]) wurde mit der Straßensäuberung durch männliche und weibliche Sträflinge zu Anfang des August 1782 begonnen und ein Augenzeuge[6]) beschreibt diese kriminalpolizeiliche Einrichtung folgendermaßen:

„Da zufolge Sr. Majestät des Kaisers höchsten Gesinnungen die Todesstrafe in allen Übelthaten, so weit als möglich an den Verbrechern nicht ausgeübt werden sollte, so ergiengen doch, gegen das Ende des Juli Höchstdero Befehle von neuem dahin: daß inskünftige alle, welche nach dem Kriminalrechte zum Tode verurtheilet worden, in dem Zuchthause zur öffentlichen schwersten Arbeit angehalten werden sollen, und zwar auf diese Art: es sei nun Manns- oder Weibsperson, so wird ihnen beim Eintritt der Kopf geschoren, und die besonders dazu bestimmte Kleidung angezogen. Bei Männern bestehet solche Winterszeit in einer Jakke und bis auf die Waden

reichenden Hosen, dann einer Müze auf dem Kopf von dem sogenannten Hallina[7]), oder Loden, bei den Weibern bestehet sie ebenfalls in einer Jakke, einem Rock und solcher Müze von Hallina. Sommerszeit hingegen haben die Männer und Weiber auf die nämliche Art ihre Kleidung, jedoch von blauem Zwilch. Sie erhalten insgesamt die Woche über nur zweimal warme Speisen, die übrigen Tage aber wird ihnen nichts anders als Wasser und Brod und das in einer ganz geringen Quantität gereicht. Bei der Arbeit, die teils in Karrenziehen, Gassenreinigen, Straßenreparationen, Gebäudeabreißen u. dgl. besteht, sind sie zwei und zwei an einer ziemlich langen Kette zusammengefesselt und erhalten, wenn sie nicht recht fleißig arbeiten, von den dazu angestellten Aufsehern tüchtige Karbatschenstreiche. Die Weiber sind auf die nämliche Art gehalten, und bleibt ihnen auch nichts an Schlägen zurück."

Man muß offen gestehen, daß diese Einrichtungen für eine Großstadt kein erfreuliches ästhetisches Moment bildeten. Nichtsdestoweniger wurden sie anfänglich hoch gepriesen. So wiesen die „Provinzialnachrichten[8])" darauf hin, daß man sich an das „Pariser Muster" gehalten hätte, und emphatisch riefen sie: „Man sieht bei dem häufigen Zulaufe des Volks Verbrecher und Verbrecherinnen aller Arten und Stände die Schuld ihrer Laster tragen, und die Geschichte ihrer Untugenden auf ihren Wangen allen Vorbeigehenden zum Schreck sichtbarlich und unverkenntlich gemalt." Auch die offiziöse Wiener Zeitung

(1782, Nr. 64) verzeichnet mit Befriedigung, „daß diese Einrichtung schon in mehreren Staaten bereits nach eben diesen Grundsätzen mit gutem Erfolge seit langem eingeführt worden“. In Wien ließ vor allem der moralische Eindruck lange auf sich warten und es blieb bei der bloßen Sensation. So schreibt J. H. Faber[9]), daß sich eine Zeitlang jeden Morgen eine Menge Neugieriger um das Zuchthaustor herumdrängte, um den ehemaligen Taxator Bolza mit den übrigen Züchtlingen zur Straßenarbeit herausführen zu sehen. Und Pezzl berichtet[10]), daß „ein Mann, der heute den Besen ablegte und Tags darauf ein Cafèhaus gründete, diesem Umstand viele Gäste verdankte“. Unter der Regierung Maria Theresias wurden aber die Verbrecher von Stand und Würden, wenn es scharf ging, lebenslänglich in irgend eine Festung gesperrt. Damals konnte man sich jenes Schauspiel noch nicht vorstellen, das Joseph II. schuf, indem er den Baron und Hofrat wie den letzten Gaudieb in die Gesellschaft dieser Straßenkehrer verwies. „Da der erste gnädige Herr“, schreibt Pezzl weiters, „mit geschornem Kopfe mit dem Besen in der Hand und mit Ketten rasselnd, auf der Straße erschien, drängte sich die halbe Stadt zu dem schreckenden Schauspiel. Seitdem hat man sich mehr daran gewöhnt . . .“ In der Theorie konnte man freilich von unparteilicher höchster Gerechtigkeit und einem abschreckenden Beispiel sprechen, die Praxis jedoch ergab, daß ein Teil der Gesellschaft dieses Schauspiel nur mit Widerwillen oder Ärger aufnahm und daß

7

es einem andern Teil lediglich zur Ausfüllung einer müßigen Stunde diente. Und als nun die Vertreterinnen der Venus Vulgivaga zahlreich unter die Gassenkehrer eingereiht wurden, da blieb bald alle ethische Wirkung dieser Strafe aus, und die Sensationslust des Wiener Spießers fand allein ihre Nahrung. Nichtsdestoweniger verfiel man in verschiedenen Zeitschriften in ein hohes Pathos der Moral, um den gelungenen Eindruck dieser neuen Verfügung zu beweisen, der, wie viele bemerkten, in einer, aus so verschiedenartigen Elementen zusammengesetzten Hauptstadt zum mindesten niemals ein einheitlicher sein konnte, wie es die Moral wollte. So schrieb der ehrenwerte „Thurmwächter von St. Stephan“ [11]) voll moralinsaueren Eifers: „Da gieng jüngst eine herrliche Recroutierung unter denen Bierhäuslmenschern vor. Nichts Godl oder Mamm, so wie es die Wirthsweiber vorschützten, Marsch! Schlumpel! hieß es: mit der Wache ab. Einige, so die vollkommene Maß noch nicht erreicht hatten, wurden auf den Schub geschickt, die solche aber vollkommen hatten, erhielten statt einer Musquete einen neuen Kehrbesen.“ — Daß diese öffentliche Brandmarkung mitunter tragische Momente auslösen konnte, geht aus Faber [12]) hervor, der folgendes erzählt: „Die Kupplerinnen sollten, ehe sie in die Züchtlingstracht gekleidet wurden, allemal erst drei Tage in ihrer gewöhnlichen Kleidung die Gassen kehren. Diese Art Sittenschauspiel setzte viele Tausende in Bewegung, und es ist unglaublich, was diese Strafe bei den Verbrechern für Wirkung that. Ein

Weib, so wegen verübter Kupplerei in ihrer ordentlichen französischen Kleidung kehren mußte, erzürnte sich dergestalt darüber, daß sie krank wurde und starb.“ Und ein Novellist, J. F. v. Keppler[13]) weiß die Schauer des Haarscherens bei einem galanten Mädchen in einem Seelengemälde eindringlich genug darzustellen. „Schon sieht sie“, schreibt er, „die schreckliche Scheere, die den goldnen Locken droht; sie sieht sie, und bebet und ringet die Hände. Sie durchgeht die Litanei von allen Heiligen, und rufet jeden mit Namen, daß er sie von dieser Angst errette. Vergebens! Kein Heiliger erbarmt sich ihres Haupthaares. Der Busen hebt sich, enthüllt noch einmal seine sterbenden Reize. Vergebens! Des Richters kaltes Aug bemerkt sie nicht. Die Scheere erhebt sich fürchterlich — dahin ist der Schmuck ihres Hauptes, ihr stolzes Haarengewölb, und die Hunde spielen mit den abgeschnittnen Locken, jenen Locken, die einst ein zärtlicher Stutzer mit Wonnetrunkenheit um seine Hände wand. Eine grobe Kutte verhüllet jeden Reiz ihres Körpers. Sie sieht sich im Spiegel, bebet zurück, und glaubt sich nicht gesehen zu haben, wähnt sich zu täuschen, und wieder zum Spiegel, und wieder zurück, zerkratzt sich die Wangen, und verwünscht sich, und ihre schändliche Lage.“ Der Broschürist E. Höggard (s. sp.) führt uns sogar mitten auf den Schauplatz, um die Eindrücke auf die Zuschauer mit allerdings unbeholfenem Griffel zu verzeichnen.

„Wir wollen uns“, so schreibt er, „ein bischen in das Gedräng wagen, und sehen, ob bey diesem

Auftritte eben wie einst bei den Rädern und Köpfen verwegene Diebstähle geschehen? so viel ich weiß, hat man keinen wahrgenommen, auch würkten diese neue Modebüßer bei den Zusehern und Lasterschwangeren angehenden Bösewicht eine ganz nüchterne Denkungsart: weit entfernet, daß man sie nicht achte, so würkt sie vielmehr innigste Rührung der Gemüther, und reifes Nachdenken, weil das Laster ohne Rücksicht der Person durchgängig gestrafet wird. Dort das Afterfräulein, jenes leichtsinnige Geschöpfe und Käder der Verführung (deren es in Hinkunft weit weniger geben wird), welches eine prächtige Frisur, ein Saloppmantel, ein Uhr an der Seite, weiße und rothe Schmüncke aus einem Erstubenmädchen in ein gnädige Frau oder Fräulein erst neulich wie einen Schmetterling Metamorphosirten, und deren Reize täglich so zu nehmen, wie sich ihr Verdienst mehret, ertatteret (= erzittert), wenn sie die geschorne Büßerinen sieht, der frisirte Krep zittert ihr auf dem Kopf und sie wurde blas, wenn sie nicht der Anstrich nothwendig erröthen machte — Ha denkt sie, gute Nacht Coquetterie, besser mit Ehren, unter der Schlepphaube eines Stubenmädchens sicher, als unter der prächtigen Frisur und Anzug einer Dame in Gefahr, der unerbittlichen Scheere des Polizeyaufsehers in die Hände zu gerathen, sie denkt recht, ich wünsche ihr Beständigkeit. — Auch jene freche Gassennymphen, welche von der Gallanterie leben, und öfters, wenn sie abends auf den Fang ausgehen, ihre Mäntel und Frisuren ablegen, um in der besser

auszeichnenden Stubenmädchentracht (weil unsere Herrn Gassenstreicher auf diese anziehende Gestalt am ersten gucken) sich neue Kundschaften zu erwerben, scheint nun die Polizeyaufsicht, ein zu viel augiger Argus, als daß sie dergleichen Streiche in Hinkunft wagen dürften: es deucht ihnen, alle Augenblicke greife eine unerbittliche Polizey nach ihren langen Haaren, und agire eine unerbittliche Parce. — Nicht nur die weiblichen Gemüther werden schichterner, selbst jene müssige, geputzte Modeherrchen, die nach den weiblichen Gestalten so gerne schielen, oder gar mit begierigen Ferngläsern so andächtig gucken, und blincken, welche man im Vorbeygehen oft von den Stubenmädchen dieser oder jener Gräfin, dieses oder jenes Barons so begeisternd sprechen hörte, führen beynahe auf den schröckbaren Anblick dieser geschornen büßenden Schönen, eine behutsamere Redensart, sie erachten, es seye nicht mehr rathsam, die Listen aller derer im Sack herum zu tragen, die in Renome stehen, und als Modegöttinnen ausgeschrien sind, um sie überall aufzusuchen, weil man gewis behaupten will, daß im Ernst nebst den geschornen Zuchthaus-Nymphen, nicht wenige Modepurschen sind, die sich ihr Haar ausraufendes Schicksal durch nichts mehr oder weniger als durch Coquetterien, und allgmeine Liebesfreyheiten zugezogen haben. — Es läßt sich auch hieraus viel Gutes hoffen, dann wann nun einmal das Kopfscheren, die Anerbietungen und Caressen unserer jungen Herren, und übriger herumstreichender, vacirender Ehebrecher (wie es stark scheint) abzuschröcken im

Stande ist, so wird auch das Mitnehmen, was kömmt, von Seite der Unterhändlerinnen und schandlosen Venusdiernen, aufhören, weil das den Budelhunden ähnliche Haarabscherren nur gar zu häßlich, und vor der ganzen ehrbaren Welt nur allzu kenntbar ist. Wie garstig und niederträchtig der geschorrene Kopf aussieht, kann sich ein jeder mit eigenen Augen überzeugen, welch einen Widerwillen aber dieses Kopfscherren bey den meisten Delinquenten verursachet habe, kann man daraus folgern, weil sie sich so sehr wehreten, daß man sie mit Militär-Wache, und nur durch angelegte Gewaltthätigkeiten zu dieser entehrender Tonsur zwingen mußte ..."

Wie problematisch und experimentierend diese ganze josephinische Verordnung war, beweist, daß man mit diesen öffentlichen Strafarbeiten noch andere, ganz ungehörige Zwecke verbinden wollte, wie die Verspottung von Modeartikeln. So sollten nach Geisler[14]) die Bouffons abgeschafft und zu ihrer Herabwürdigung die zu der Straßensäuberung verurteilten Weibspersonen damit angezogen werden. Auch die grauen Hütchen, die die Mädchen später erhielten, waren eine solche Verspottung[15]). Solche Experimente vertrugen sich keineswegs mit der Würde des Gesetzes, das den Schuldigen bestraft, aber doch schließlich keinen Narren aus ihm machen will, sondern vielmehr seine Besserung im Auge hat. Tatsächlich betrachteten aber die Wiener Jurbrüder derlei Aufzüge als lustigen Mummenschanz und setzten sich durch Witzworte mit dem Sträfling auf vertrauten

Fuß; die Sträflinge selbst handelten auch danach, drängten sich bettelnd an das Publikum heran und betrachteten ihre Strafe, die ohnehin nicht gar zu demütigend war, da die Straßensäuberung auch von ehrlichen Leuten betrieben wurde, als eine Art Maskerade. So artete diese josephinische Verfügung im Sinne der Aufklärung bald ärger aus als die so viel verspottete, reaktionäre theresianische Keuschheitskommission.

Es war erklärlich, daß die „Grabennymphen", die an das „öffentliche" Leben so gewöhnt waren, viel empfindlicher gestraft worden wären, wenn man sie von diesem öffentlichen Leben etwas abgesondert hätte, während man sie nun erst an das Licht stellte und so jenen, die sie bis jetzt nicht gekannt hatten, beste Gelegenheit gab, sie kennen zu lernen. Das durch seine Seltenheit berühmte „Taschenbuch für Grabennymphen auf das Jahr 1787", Seite 62, tröstet daher auch seine Klientinnen, die das Malheur hatten, einige Wochen bei den Gassenkehrerinnen verbringen zu müssen, und sagt: „Wenn ihr also z. B. Sonntags um die Mittagszeit über den Graben gehet, und die Herren, die an den Kaufmannsbutiken Maulaffen feil haben, euch laut unter die Nase lachen, oder euch wohl gar daran erinnern, daß eure Haare schon einigemal unter der Zuchthausschere gestanden, so lasset ja nicht den geringsten Unwillen blicken". Aber die Unbefangenheit dieser Damen hätte wohl stärkere Scherze als diese mit Leichtigkeit gesalzen erwidert da sie zudem sicher fühlten, wie wenig ernst die

Wiener diese Strafe nahmen, und Michael Ambros singt auch in seinem Gassenhauer von den „lachenden Zuschauern“ bei diesem Schauspiel. Und gerade das Publikum, das diese Strafe durch öffentlichen Abscheu empfindlicher machen sollte, versagte vollkommen. Der Kontakt eines großstädtischen Publikums mit diesen Sträflingen mußte ein verschiedenartiger sein, und das kecke Herandrängen der Sträflinge und ihre Bettelei fand im Publikum genug wohlwollende Aufnahme, so daß bereits durch Vortrag[16]) vom 17. Juli 1782 den Arrestanten die Sammlung am Freitage und das Betteln bei der Arbeit eingestellt wurden. Am 23. November 1782 mußte man noch schärfer vorgehen und den Zuchthäuslern bei Strafe das Betteln verbieten, „um den Endzweck solcher öffentlicher Züchtigungen, welcher nur die Besserung der Verbrecher und die Erspieglung ihresgleichen sein kann, durch eine übel angebrachte Mildthätigkeit nicht vereitelt zu sehen“[17]). Auch dies war umsonst, denn am 10. Juli 1786 wurde der Erlaß mit dem verschärften Zusatz erneuert, daß sowohl der Empfänger als auch der Geber empfindlich gestraft werden würden.

Wie weit aber die Keckheit der geschorenen Damen, der sich ja ein gewisser Galgenhumor nicht absprechen ließ, gegenüber dem Publikum ging, das schildert ein Augenzeuge[18]) nebst anderem Unfug: „Kein ehrlicher Mann, noch weniger einer, der ein böses Gewissen hatte, durfte an dieser Reihe der Venuspriesterinnen passieren. Jeder bekam eine Sottise. ‚Dieser war auch in meinen Armen, jener ist mir noch schuldig‘,

und dergl. riefen sie den Vorübergehenden nach. Als sie einst vor einem großen Herrn, der bei ihnen eben, als sie die Straße kehrten, vorbeipassierte, sich in Reihen und Glieder stellten und mit den Besen präsentirten; auch eine ansehnliche Anzahl derselben, selbst in den Kasematten, in welche sie bei der Nacht eingesperrt waren, durch die Veranstaltungen einer löblichen Polizei und ihrer mannhaften Diener in gesegnete Umstände versetzt wurde, so sah man diese Strafe als unnütz an, und jetzt laufen sie, und treiben, was sie wollen." Es entbehrt nicht eines kleinen tragikomischen Zuges, wenn wir aus einem anderen zeitgenössischen Werke[19]) erfahren, wer dieser hohe Herr war. „Das Gassenkehren in Wien", heißt es dort, „war vormals als Strafe den liederlichen Weibsbildern ꝛc. übertragen. Es konnte aber nicht lange bestehen. Sie griffen jeden Vorübergehenden mit liederlichen Worten und Gebehrden an, ja sie schonten selbst des Kaisers nicht. Wenn er vorüberritt, so stellten sie sich in ordentliche Reihen und salutirten mit ihren Besen." Wenn die Anekdote wahr ist, so wurde dem Kaiser so die Unhaltbarkeit seiner Einrichtung ad oculos demonstriert, und das Bitterste neben dieser Erkenntnis war wohl der freche Spott, mit dem sie auch ad absurdum geführt wurde. Die Witze seiner Wiener über diese Besengarde dürften auch genug ärgerlich gewesen sein.

Inzwischen waren aber auch schon jene Schriftsteller aufgetaucht, die mit dem Lob zu spät gekommen waren und die nun dafür die Unhaltbarkeit der neuen

Einrichtung in allen Punkten nachzuweisen suchten. Selbst Schriftsteller, die früher voll des Lobes waren, mußten neue Mängel konstatieren[20]. Den Hauptfehler hatte man bald erkannt, daß nämlich diese Strafe höchstens Verbrechern aus den besseren Klassen empfindlich sein konnte, während sie Verbrechern aus den unteren Volksklassen nicht hart fiel oder sie schmachvoll drückte; Gewohnheitsverbrecher aber, die schon allen Eindruck der Schande verloren hatten, konnten unmöglich bei dieser öffentlichen Schaustellung gebessert werden. Es war richtig, die Sträflinge zur Arbeit anzuhalten, aber ihrem Stande angemessen, nicht nur zu dieser und nicht am hellen Tage in Wien. J. Perinet schlägt daher in seinen „29 Ärgernissen"[21], zu denen er auch das Gassenkehren durch die Zuchthäusler rechnet, bereits vor, diese Arbeit wenigstens bei Nacht durch sie besorgen zu lassen. Auch der kritische „Krampus" der Wiener, Herr Nicolai aus Berlin, spricht sich gegen die Verwendung der Züchtlinge bei der Straßenreinigung aus[22], da sie eine gemeinnützige Arbeit sei, zu der man stellenlose Leute nehmen sollte. Pezzl[23] scheint sich dagegen zu wenden, wenn er schreibt: „Einige Leute wollen es übel angebracht finden, daß man die Gassen durch Verbrecher kehren läßt, da doch diese Arbeit auch andere ehrliche Leute verrichten, weil diese Arbeit dadurch gleichsam entehrend gemacht werde, wie sie meinen. Ihr Schluß ist irrig. Nicht die Arbeit ist entehrend; denn dieß ist keine Arbeit auf der Welt; aber als Missethäter zur öffentlichen Arbeit verdammt sein, die Ketten,

und mit denselben den Beweis des Verbrechens und das Zeichen der Schande tragen, das ist es, was diesen entehrt, und jenen auf keine Weise trifft." Aber auch Pezzl findet die Verwendung von leichtfertigen Mädchen zur Straßensäuberung nicht angezeigt.

Andere Schriftsteller wieder zogen das unästhetische und überhaupt unerquickliche Moment in Betracht, in den schönsten Straßen Wiens immer wieder auf einen Trupp aneinander geketteter und geschorener Sträflinge zu stoßen. Eine utopische Schrift von Rautenstrauch[24]) sieht in dieser Polizeiverfügung direkt eine Rückständigkeit und erhofft von einem neuen Jahrhundert, daß Menschen und Sitten durch Josephs Anstalten so gebessert und gereinigt werden würden, daß es nicht mehr nötig sei, die Straßen durch Verbrecher in Ketten säubern zu lassen, „deren Geklirre die allenthalben wallenden Einwohner betäubt und schwermütig macht". Auch in einer anderen Schrift[25]) wendet sich derselbe Autor mit fast gleichen Worten gegen diese Art von Strafe und zieht auch in Betracht, daß ein und dieselbe Strafe nicht für Verbrecher aus verschiedenen Ständen zur Anwendung kommen solle. Für einen Proletarier könnte sie nicht so drückend sein wie für einen verurteilten Beamten etwa, der in dieser Zuchthäuslergesellschaft vollends verkäme und nicht gebessert werde.

Rautenstrauch hatte Recht. Der Kaiser glaubte gewiß, höchst objektiv und gerecht zu sein, wenn er keinen Stand bevorzugte, war aber dabei vielfach einseitig, und so hatte er auch hier nur die Sühne

im Auge, aber keineswegs die Besserung. Eine solche war unter diesem Auswurf der Menschheit für den, der sich nur einmal vergessen hatte, nicht möglich. Außerdem war es ein niederschlagender Anblick für die schuldlose Familie, Verwandte und Bekannte, einen von ihren Angehörigen, der einst an der Spitze der Gesellschaft geglänzt hatte, nun im grauen Kittel in ganz anderer Gesellschaft öffentlich Gassen fegen zu sehen. „Hunderte faßten jetzt einen Widerwillen gegen den Monarchen", schreibt Pezzl[26]) sich selbst widersprechend später, „der in einem einzigen fehlenden Menschen gleichsam ganze weitläufige Familien zu jahrelanger öffentlicher Schande verurteilte." Diese wagten sich kaum mehr auf die Gasse, aus Furcht, mit den Verurteilten zusammenzutreffen, wenn auch z. B. ein rührender Zug überliefert wird, wonach dem zum Gassenkehren verurteilten Beamten Groppenberger sein Sohn bei der öffentlichen Arbeit die Hand küßte. Dieser Vorgang scheint freilich nur eine feindselige Spitze gegen den Kaiser zu enthalten, und wenn auch der Kaiser am Morgen einen jungen Grafen Liechtenstein zum Gassenkehren verurteilte und am Abend mit dessen Vater soupierte und ihm alle mögliche Huld bewies, so dürfte diese seine Vorurteilslosigkeit, wie er glaubte, doch mehr als geringes Taktgefühl ausgelegt worden sein, da der Vater an diesem Tag sicher mit sehr gemischten Gefühlen die Aufmerksamkeit des Kaisers entgegennahm.

Daß das Verfahren, leichtere und schwerere Verbrecher zusammenzuketten, nicht am Platze war, geht

auch aus Zillers Schrift[27]) hervor. „In einem gewissen Staat“, schreibt er sehr verständig, „sieht man fast in allen Städten die Straßen mit gefesselten Menschen angefüllt, und wenn man sich nach ihren Verbrechen erkundigt, so sind sie himmelweit von einander unterschieden, obgleich ihre Bestrafung gleich ist. Der Straßenräuber und der Tabakschwärzer kehren an einer Kette Gassen, so wie das 14jährige Mädchen, die einen Hausdiebstahl begangen, mit der abgefeimtesten Meze zusammengeschlossen, die nämliche Arbeit verrichtet, und will man sich überzeugen, was diese Strafen wirken, so beobachte man die Reden und frechen Gesichter dieser Elenden und das Betragen der kalt vorübergehenden gefühllosen Menge.“ — Diese bedenklichen Zustände, bei denen an eine Besserung der Verbrecher nicht zu denken war, finden auch bei anderen Schriftstellern eine scharfe Kritik. Die Ausstellung der Verbrecher und ihr ärgerliches Benehmen dank dem Wiener Publikum wurde bald ein allgemeiner Skandal, und die Hoffnungen, die man auf diese Reform gesetzt hatte, erwiesen sich als eitle. Sehr übel kommt die Verordnung auch bei J. Perinet weg[28]), der konstatiert, daß „die Praktikanten und p. t. Damen dieses Bußhauses bei ihrem Austritte schlechter als beim Entrée befunden werden“. Zu ähnlichen Resultaten gelangt J. Richter[29]) und vollends pessimistisch gegen die einst mit solchem Jubel aufgenommene josephinische Verfügung äußert sich ein anonymer Autor in seinem Aufsatz[30]): „Strafe ohne Besserung.“ Vernichtenderes konnte der Kaiser nicht hören. Der Autor sagt u. a.:

„Wer Gelegenheit hat, diese Leute unbemerkt zu beobachten, wird besonders beim weiblichen Volk, nicht nur keine Spur mehr von Scham gefunden haben — das wäre noch wenig gesagt — er wird bemerkt haben — das ist etwas mehr — daß sie sich recht vorsetzlich ausgelassen bezeugen, und wer, so wie ich, im Vorbeigehen einige Worte von ihnen aufgefangen hat, der kann den Schluß auf den Plan machen, den sie für ihr künftiges Leben in ihrer Gefangenschaft entwerfen. Ich sage nichts von der Art, wie sie ihre Arbeit verrichten. Sie spielen mehr, als sie arbeiten. Die Aufseher können vermuthlich nicht überall hinsehen, und so geht es denn natürlich mit ihrem Gassenkehren so langsam und krebsgängig zu, als mit ihrer Besserung."

Die Pamphletisten gegen den Kaiser waren nach 1785 überhaupt an der Tagesordnung, und so nahm auch ein Anonymus im „Patriotischen Blatt"[31]) gegen das Haarscheren der Züchtlinge Stellung und belegte seine Ausführungen mit einem „haarsträubenden Beispiel". Danach wurde ein Züchtling ohne einen Kreuzer Geld entlassen; die Nacht mußte er in großer Kälte auf der Straße verbringen; niemand nahm ihn wegen seiner geschorenen Haare in die Arbeit und so blieb ihm nichts übrig, als wieder zu stehlen. „Das Resultat seiner gewiß gegründeten Entschuldigung", schreibt der Pamphletist triumphierend, „war folgendes, daß der Inquisit neuerdings auf zwei Jahre in die Kasematte zur öffentlichen Arbeit abgegeben wurde; in welcher Zeit er zureichende Gelegenheit finden wird, durch



Die Zurückkunft aus dem Zuchthaus
Stich von H. Löschenkohl
Städtisches Museum, Wien



fleißigen Unterricht seiner Mitgefangenen das Muster eines Diebes zu werden.“ — Der Pamphletist meint nun weiter, man sollte den Sträflingen einige Zeit vor ihrer Entlassung die Haare wachsen lassen und ihnen für die erste Zeit einen kleinen Lohn für ihre Arbeit mitgeben. An dieser Darstellung der Verhältnisse war gewiß manches unrichtig und böswillig entstellt, denn nach einem Beschluß vom 31. Dezember 1784 wurde den Fleißigen ohnehin bei ihrem Austritt der Überschuß von ihrem Arbeitslohn verabreicht[32]).

Abgesehen von diesem Kesseltreiben der Journalistik machten sich auch Übelstände in administrativer Hinsicht geltend, von denen das Protokoll für Niederösterreich voll ist, und die der Verordnung ein frühes Grab bereiteten. Auch reichte die Zahl der Sträflinge für die Straßensäuberung gar nicht aus[33]). Mit der Verwendung der leichtlebigen Dämchen hatte der Kaiser selbst die schlimmsten Erfahrungen gemacht, und so bestimmte er sie im Frühjahr des Jahres 1784 für eine Arbeit, die ihrem Übermut bessere Zügel anlegte. Am 3. Mai 1784 meldet das „Wiener Blättchen“ folgendes: „Die zum Gaßenkehren verurtheilten Weibsbilder haben eine andre Bestimmung erhalten, und infolge dessen den Kehrbesen bereits niedergelegt. Statt deßen wird ihre Arbeit künftig darinn bestehen, die Wäsche für die Krankenhäuser innerhalb den Mauern des Zucht- und Arbeitshauses zu waschen. Noch sollen ihnen dem Vernehmen nach die des Findelhauses mitgetheilt werden.“ — Die Männer wurden später zum Schiffziehen bestimmt.

Das war das Ende einer Verfügung, an die man sich nur einmal noch erinnerte, als die Mode der sogenannten „Tituskköpfe" auftauchte. Da schreibt Richter[34]): „Was ihnen in ihrem Zug weiters auffiel, waren einige Frauenzimmer, die ihnen mit geschorenen Köpfen begegneten. Die kurz abgeschnittenen, in kleine kaum sichtbare Locken sich kräuselnde Haare machten mit der übrigen eleganten Kleidung einen sonderbaren Contrast. Ich möchte doch wissen, wer diese Nymphen sind? sagte Merkur. Vielleicht kommen sie gar aus dem Zuchthause, versetzte Momus, denn wie ich hörte, schneidet man dort den Zuchthausdamen die Haare ab." — Was von dieser Verfügung über die geschorenen Zuchthäusler der Nachwelt aber geblieben ist, das ist eine Serie kurioser literarischer Produkte und amüsanter Kupferstiche, bei deren Seltenheit auch die Sammler manchmal die Haare verlieren können, bevor sie alles komplett beisammen haben. Nachstehend soll nun eine Bibliographie und Ikonographie dieser josephinischen Episode versucht werden.

* * *

Der Gassenhauer bemächtigte sich des Stoffes zuerst. Mit der Preßfreiheit steigerte sich diese Gassenpoesie[34]), welche durch öffentlichen Ausruf feilgeboten wurde, geradezu bis zur Plage[35]) und die literarische Entdeckung des Volksliedes kam auch ihm zugute. Einer der besseren Gassenhauerdichter war ein gewisser Michael Ambros, dem ein drastischer Humor

nicht fehlte. Er bewährte sich auch in diesem Falle. Von ihm stammt:

1. Ein Lied von Michael Ambros auf die neuen geschornen Gassenkehrerinnen in Wien den 13. August 1782. — Am Ende: Ist zu haben bei Franz Leop. Grund, burgl. Buchbinder nächst dem St. Stephanshauptthore; bei Sebastian Hartl in der Singerstraße usw., usw. 2 Bl., 8° (Sammlung Gugitz). — Nach Schrank[36]) soll es auch Exemplare mit einem Kupferstich geben; vermutlich ist es der am Schlusse dieses Aufsatzes unter den Stichen als 4. Nummer angeführte. Die „Wiener Provinzialnachrichten[37])“ schreiben darüber: „Eine kleine Poesie, die nicht ohne Laune und Genie ist; würdiger Pendant zu den Löschenkohlischen beyden Kupferstichen über diesen Gegenstand, und ein mit Gresettischen Witz und Pariser Vaudevillenton gesungenes Liedchen, das unter den Gassenhauern unstreitig seinen Rang behaupten kann und viel besser ist, als das neuere auf die Männer gesungene Lied.“ Wir schließen uns nur teilweise dem Urteil an, lassen aber statt aller Kritik das lustige Lied folgen, das vielleicht heute noch auf einem „Brettel“ seine Wirkung ausüben würde.

[1 a] 1. O Mädchen! die ihr voll Erbarmen
Durch Gäßchen, und durch Gassen schleicht,
Und Amorn oft in lüstern Armen
Um Geld ein morsches Opfer reicht,
Die ihr auf jeden Pfiff, und Huster
Flux wie der Wind am Fenster steht,
Es sey dann Hofnarr, oder Schuster:
Kommt, daß ihr ein Spektakel seht.

8*

[1 b] 2. Schaut, wie die Schwestern ganz geschoren,
Als kämen sie erst auf die Welt,
Mit kalen Köpfen neugeboren
Sich paar und paar zusammgesellt,
Schaut her, wie Lischen ungepudert,
Und ungeschminket durch die Stadt
Mit ihrem neuen Besen rudert,
Sie, die sonst Frauendienst vertrat.

3. Wie artig steht doch der Nanette
Die Allamodekutten an,
Nur Schade, daß sie mit der Kette
Sich nicht recht wohl vertragen kann.
Wer mit geschornen Kopf, und Nacken
Die allerliebsten Kinder sieht,
Der schwört, sie wären Stockpolacken,
Und wenigst Seraphs Ordensglied.

4. Die Baberl nur zur Lust geschaffen,
Die manchen Werktag sanft durchschlief,
Doch Nachts mit Männern, und mit — Affen
Bey kühler Luft durch Haine lief,
Wie artig steht ihr auf den Gassen
Der funkelneue Besen an;
Hat sich aus Demuth scheeren lassen,
Daß sie bequemer kehren kann.

[2 a] 5. Die Julerl, Freundin der Studenten,
Und was ihr oft das Schicksal gab,
Legt auch, die Schwestern nicht zu schänden,
Ihr Brautkleid, und die Haare ab,
Ergreift dafür den neuen Besen,
Die Julerl, die mit einem Wort
Der Arbeit niemal hold gewesen,
Die kehret itzt, wie Teufel, fort.

6. Schaut dort die blonde Sepherl spritzen,
Die arme Sepherl war gewohnt
Den ganzen Tag hübsch still zu sitzen,
Ach! daß man dieses Kind nicht schont!
Herr Sekretär, wie doch, zum Schinder!
So lösen sie ihr Mädchen aus;
Sie schlichen ja wie armer Sünder
Des Tags oft dreymal in ihr Haus.

7. Ihr Spötter! Höret auf zu lachen,
Bedaurt der Mädchen bittern Lohn;
Ihr pflegt ja selber mitzumachen,
Ihr wischt das Maul, und lauft davon,
Ihr fühlet keine weitern Plagen;
Die Mädchen sperrt man groß und klein
Und ohne nach Beruf zu fragen
Ins sankt Antoni Kloster ein.

[2 b] 8. Allein ihr Herrn! (Respekt dem Stande)
Es sey Student, Abbee, Soldat,
Der etwa bei der Zwilcherbande
Ein artiges Polakel hat,
Seyd gutes Muths, hört auf zu trauern,
(Ich sehe zwar, es ist euch bang)
Doch wüßt, dergleichen Moden dauern
Zu unsern Zeiten niemal lang.

Ambros schöpfte den Stoff noch weiter aus und so erschien:

2. Die geschornen Zuchthäuslerinnen an die lachenden Zuschauer, ein neues Lied. Von Michael Ambros den 5. September 1782. In der Arie: Gebet Allmos einem Blinden, den die Lieb' hat blind gemacht. Zu bekommen im Tabakgewölbe im Schlossergäßchen,

auf dem Judenplatze nächst der Flucht nach Egypten, und in den bekanntesten Buchbinderlädchen. W. J. E. N. 1782. 2 Bl., 8° (Wien. Stadtbibliothek). — Das Lied findet sich auch abgedruckt in: Drey schöne neue Weltliche Lieder. Das Erste: Menscher, heunt ist Samstanacht, fort zum Schafelreiben. Ebd. 4 Bl., 8° (Wien. Stadtbibliothek). — Dieses Gedicht ist nicht so gelungen wie das erste; es leidet an einem allzu moralisierenden Ton, der es schwerfälliger macht. Mehrere geschorene Mädchen bejammern ihr Schicksal, aber Lenerl tröstet sie mit den Schlußversen:

Liebe Schwestern! laßt uns leiden;
Dieses Jammern hilft uns nicht,
Laßt das Haar geduldig schneiden,
Weil es unser Urtheil spricht;
Manche prangt noch aufgeblasen
Reich gekleidet durch die Gassen;
Aber Schwestern! glaubt es mir,
Sie verdient es mehr als wir.

3. Ein Lied auf die neugeschorne Gesellschaft der Gassenkehrer in Wien. Von Hanns Kasper. — Am Ende: Den 20. August 1782. 4 Seiten, 8°. (Bei Herrn von Portheim.) — Dieses Lied ist seiner ganzen Art nach wahrscheinlich auch von Ambros. In zehn achtzeiligen Strophen werden hier die männlichen Gassenkehrer ähnlich verspottet wie ihre Kolleginnen.

4. Die entehrende Tonsur exemplarischer Büsserinnen unter der Regierung Joseph des Zweyten. Durch Emanuel Höggard. Titelvign. Wien, gedruckt mit Geroldischen Schriften. 1782, 36 Seiten, 8°. (Wien.

Stadtbibliothek.) — Mit Recht vernichteten die „Wiener Provinzialnachrichten“[38]) dieses stümperhafte Gedicht, an das sich noch eine längere Prosaabhandlung über die Verordnung anschließt. Der dilettantische Verfasser malt in grellen Farben zur Abschreckung den Vorgang des Haarscherens an liederlichen Weibern und verspricht sich einen großen moralischen Effekt. Er wendet sich gegen den „unaufgeklärten“ Haufen, der in dieser Strafe nur eine „Rache des Staats“ sehen will, anstatt einer Genugtuung des Schuldigen. Auch jubelt er der Gerechtigkeitsliebe Josephs zu, die selbst bei Höhergestellten keine Schonung kennt und trotzdem voll Menschlichkeit ist, da sie „mehr durch den Sporn der Ehrliebe und belehrende Züchtigung als durch verheerende Foltern und tyrannisierende Peinen zur Tugend antreibt“. Durch das erschütternde Beispiel würde der bereits Wankelmütige wieder auf die rechte Bahn geleitet werden und ebenso würde „in dem Gemüth des lüsternen Jünglings, des verführerischen Wollüstlings ein gewisser Widerwille gegen das Laster entstehen, da er den Gegenstand seiner Gelüste so niederträchtig behandelt sieht“.

Man schorr die Mädchen, spannte sie an Karren,
Und trieb durch Arbeit sie zu Paaren,
Gefesselt putzen sie die Gässen,
Man läßt sie blos nur Brod und Wasser essen,
Sie kehren: alles lauft — und Jung und Alt erscheint, —
Welch Mädchen, welch ein Spott — die keine Haare hat,
Dieß muß die Chronik einst den Enkeln noch erzählen!
Was es zu unsrer Zeit für lose Mädchen gab . . .

5. Ein schönes weltliches Lied, von der Waberl in Wien. 2 Bl., 8°. (Wien. Stadtbibliothek.) — Dieses Lied, das im Dialekt geschrieben ist, erzählt in 16 vierzeiligen Strophen die Aventüren eines gutherzigen Mädchens, das infolge seiner öfteren Bekanntschaft mit der Zuchthausschere den nom de guerre „g'scherte Watzenwaberl" führte. Die Streiche, die sie in einer Nacht in verschiedenen Tanzsälen verübt, führen sie nur wieder dem Zuchthaus zu. Hier einige Proben:

G'scherte Watzenwaberl fohrt am Mondscheinsool,
Do hots G'schichten g'mocht, i hob schon drüber Goll (Ärger),
Am Sool ist's umag'fohrn jo grod als wie die Norn,
Und dem Kellner mit der Zech abg'fohrn.

Der Herr von Rutschiputschy kumt in ana Eil,
Und sogt gleich, liebe Goschen, tanz mit mir a Weil,
Sie sogt, gleich drahst di, du verliebter Haubenstock,
Wonst a Geld hast, führst mich g'schwind zum Bock.

In Onfong hot mir oba dieser G'spaß nit g'folln,
Weil der Rutschiputschy muß die Zech bezohln,
Daweil er sich beim Wirth durt (tut) wegen der Zech beklog'n,
Fohrt ihm d'Waberl ob in Lecha(Lehn-)wog'n.

Und zum Glück hob i von Wog'n das Numero kennt,
Bin i flugs hinüber auf Margarethen g'rent,
Beim großen Stodtgut mußt ich 30 Kr. zohln,
Ey dos wor billig, mir hots recht gut g'folln.

Kaum los i mir den Plutzer Bier hergeb'n,
Wor die Watzenwaberl ja gleich daneben,
Sauft mir aus mein Bier und sogt, soll tanzen gehn,
Und wie ichs nehma will, so laßt's mi stehn.

Vorn Leuten hab i mi grod g'schomd ols wie a Nor,
Weil die Watzenwaberl a verschwunden wor,
Geh i auf Gumpendorf ins groß Honswurstenhaus,
Do schmeist der Wirth just d' Watzenwaberl naus.

Schließlich endet die Geschichte tragisch:

Do hot's der Wirth jo geb'n, dos wor a Graus,
Auf d' Lamgruben in dos Arbeitshaus,
Do hot's no kan Ruh geben, 's wor jo no nit gnur,
Sie geb'ns ins Zuchthaus in d' Leopoldstadt nur."

6. J. B. G. Büschels „Kanthariden". Rom 1785. Seite 40 ff., nehmen in einem längeren Gedicht: „Amors Reise nach Deutschland" ebenfalls Notiz von diesem Wiener Vorgang. Dort beschweren sich die Wiener Gassennymphen über die unbillige Konkurrenz, die ihnen durch die Aufhebung der Nonnenklöster in Aussicht steht.

Allein die weise Polizei
Schlug kräftig sich ins Mittel;
Sie hörte bald das Mordgeschrey
Und ließ durch ihre Büttel
Die armen Dirnen heerdenweis
Zusammenholen, ihren Fleis
Und Demuth zu probiren.

Man ließ, gar schnurrig anzusehn,
Die Köpfe ihnen scheren;
So mußten sie, da half kein Flehn,
Die Gassen täglich kehren.
Da schwiegen sie; das heiße Blut
Ward kühl, es fiel ihr Heldenmuth —
Gott Amor reiste weiter.

Außer diesen Gedichten steht auch eine Anzahl Broschüren zu diesem Erlaß in Beziehung, und zwar haben sie denselben zum Teil beeinflußt oder sind von ihm zum Teil abhängig. Wir führen sie in chronologischer Reihenfolge an.

7. Über Gefängnisse und Zuchthäuser. Wien und Prag 1781, 8°. In diesem Büchlein[39]) werden die öffentlichen Arbeiten der Sträflinge angeraten. Desgleichen in

8. Zufällige Gedanken über Zucht- und Arbeitshäuser, über nützliche Feueranstalten, und über die Gesindeordnung ... Wien 1782, 8°[40]).

9. Ehrlichshof Ludwig, Etwas über die geschornen Köpfe und die Bestrafung der Verbrecher überhaupt. Wien 1782, 23 Seiten, 8°. — Die Absicht des Verfassers ist, die Moralität der Strafgesetze aus dem Naturrechte zu beweisen und darzutun, daß Joseph II. sehr weislich gehandelt, indem er die Todesstrafen aufgehoben und statt deren die Verbrecher, die den Tod verdient hätten, auf eine weit empfindlichere Art züchtigt, ohne ihnen das Leben zu nehmen; durch solche Züchtigungen auch ein wirksameres Beispiel als durch den Tod geben läßt, ebenso dem Verbrecher selbst die Mittel in die Hand gibt, sich zu bessern, und dem Staate mehr Genugtuung verschafft, was der dreifache Endzweck der Strafe sei[41]).

10. Seelinger Ignaz, Der Advokat der geschornen Schwestern. Wien 1782, 8°. Mit dem Motto·

„O Mädchen in des Lebens Jugend,
Da ihr die Schwesterchen so elend seht,
So huldigt doch der unbeschornen Tugend,
Wenn ihr am Scheidewege steht."

Da das Buch verschollen ist[42]), so wollen wir die Kritik der „Provinzialnachrichten"[43]) darüber hier anführen. „Ziemlich derbe Wahrheiten ohne überflüssige Drapperie vorgestellt", heißt es da, „z. E., daß die Wiener durchaus nichts kluges lesen wollen; daß sich die Wiener herzlich gern prellen lassen. Die Druckfreiheit in Wien sei eine Schenke von Dünnebier, in der geschäftige Jungens ihre Gäste anzechen. Die Hetze und ein Anblick der Züchtigung geht den Wienern über alles. Freilich ist das ein wenig indiskret; aber man muß die kleine Indiskretion dem Verfasser in Betracht des übrigen Guten verzeihen, das er nach seiner Art zu Markte bringt, obs gleich nur individuell wahr und eben nicht gar zu artig als allgemein gesagt ist. Er wünscht, daß alle Projektanten, die das Elend des armen Landmannes befördern, alle Spieler von Profession und alle Kuppler den kahlköpfigen Gassenputzern beigesellt würden. Er ermahnt die jungen Personen zur Ordnung, und warnt sie für Verführer und Verführung, und deswegen loben wir seinen patriotischen Versuch."

11. Der Staupbesen, oder etwas über die Freudenmädchen. Wien bei Jahn, Universitätsbuchdrucker, 1788. 8⁰. — Der Verfasser ereifert sich über das sittenlose Leben in Wien, macht dafür die Aufklärung verantwortlich und befürwortet außer den öffent-

lichen Arbeiten auch die Züchtigung der Prostituierten[44]).

Neben der rein sachlichen Darstellung in diesen zeitgemäßen populären „sozialpolitischen" Broschüren hat der Stoff aber schließlich auch novellistische Behandlung gefunden, und zwar in zwei sehr seltenen Werken von A. Simmerl und Josef Richter.

12. Das Haarscherren, oder Anekdoten der Wonnemädchen. Geschrieben von einem, der Augenzeuge war von dieser höchst traurigen Operation, Namens Skarpin. Freysing (Wien) 1782, 24 Seiten, 8°. — Der Verfasser dieses Büchleins ist A. Simmerl[45]). Dieses rare Büchlein befindet sich in der Sammlung Max v. Portheim. Nach den Provinzialnachrichten[46]) ist es „eine kleine komische Schilderung, die wie eine Epopöe anfängt und wie ein Quodlibet aufhört, in einem ganz lustigen Ton geschrieben, der sich überaus gut liest. Das ganze Tableau enthält drei Stücke, und zwar 1. Cretertons Verführungsgeschichte und ihre Plünderungsmanier. 2. Le Camp, ein feiner Spitzbube, der viel Genie hat, den Cartouche zu spielen und den es reut, daß er sich nicht in Brest aufhenken ließ. 3. Sichy oder Sichon, eine Mutter von Rabenart, die ihren Bastard im Stich läßt und einem Fremden anhängt. Diese drei Originale können als der Abschaum des menschlichen Geschlechts angesehen werden, und sind anderen zur Warnung frappant gezeichnet". Alle drei wurden zum Gassenkehren verurteilt.

13. Lebensgeschichten aus dem Zuchthaus. Im

89ten Jahre des philosophischen Jahrhunderts. Wien und Leipzig, bei Georg Philipp Wucherer, 5 Bl. und 89 Seiten, 8°. — Verfasser ist Joseph Richter[47]), es ist auch ganz in seiner Art gehalten. In diesem raren Buche (in der Wiener Stadtbibliothek) werden die josephinischen causes célèbres im Kriminalfache novellistisch behandelt, und zwar wie eine alte Handschrift in meinem Exemplare kommentierend beifügt, sind es der Reihenfolge nach diese Personen: Der Badner Franzl, ein Räuber und Wilddieb; Legisfeld, ein Defraudant; Frau Baillou, eine Abenteuerin, die ihre Mutter um ihr Vermögen brachte, sie wurde nach einem Pamphlet auf Joseph II. ungerecht behandelt; Bolza, ebenfalls ein Defraudant; Graf Podstatzki-Liechtenstein, ein Banknotenfälscher, aber hauptsächlich abscheulichen agents provocateurs zum Opfer gefallen; ein gewisser Rittich, eine Art Cagliostro; Kriegl, ein Beamter, der Dokumente fälschte; Cetto, desgleichen; Groppenberger, ein Beamter, der defraudierte; ein Kutscher, der seine Geliebte umbrachte und auch von M. Ambros besungen wurde; schließlich zwei galante Mädchen, die unbestimmbar sind. Die beiden letzteren mußten auch unter die Scheere, doch ist bei ihnen Hoffnung auf Besserung. Richter, der, wie wir gesehen haben, durchaus nicht mit dieser josephinischen Verfügung sympathisierte, — noch in einem späteren Pamphlet[48]) spricht er sich dagegen aus, — wendet sich auch hier gegen das Verfahren, Gelegenheitsverbrecher mit Gewohnheitsverbrechern zusammenzusperren. An Besserung wäre da kaum zu denken.

Noch einmal riefen die Erinnerung an diesen so bald begrabenen Erlaß zwei Broschüren hervor, als am Ende des XVIII. Jahrhunderts die Mode der „Tituskäpfe" aufkam. Da erschien:

14. Die Zuchthausgrethl. An die Fräuleins mit geschornen Tituskäpfen in Wien. Wien, bei Rehm. 1800, 14 Seiten, 8°. (Wiener Stadtbibliothek.) — Verfasser ist möglicherweise ebenfalls Joseph Richter. Ein galantes Mädchen ist untröstlich, als ihr im Zuchthaus die Haare abgeschoren wurden. Da wird ihr eine bekannte Koriphäe vom Graben beigesellt, die ihren Kummer verlacht, da sie bereits seit drei Monaten öffentlich zur Bewunderung mit einem geschorenen Kopf herumläuft. Wenn die Untröstliche daher aus dem Zuchthaus käme, so könnte ihr der geschorene Kopf nur zur Empfehlung dienen, da diese Mode jetzt en vogue wäre. Die Broschüre scheint etwas offiziösen Charakter zu tragen, denn man wollte durch diese Haartracht in Wien nicht an das revolutionäre Frankreich erinnert werden, wo sie zuerst aufkam, und gab sie daher dem Spott preis. Darauf erfolgte schließlich eine Erwiderung in:

15. Die Fräulein mit geschornen Tituskäpfen an die Zuchthausgrethl in Wien. Wien b. Rehm, 1800, 14 SS., 8°. (Exemplar in der Fideikommißbibliothek in Wien.)

* * *

Hand in Hand mit dieser Literatur wetteiferten auch die Kupferstecher, diesem Vorfall pikante Dar-

stellungen abzugewinnen, allen voran der findige Löschenkohl, der Tagesillustrator dieser Zeit. So schreiben die „Briefe eines Eipeldauers“[49]): „Hernach hat mich der Wiener Herr Vetter auf dem Kohlmarkt zu ein Gewölb gführt. Da hängen eine Menge Mohrnköpfe (das werden d' Silueden seyn, die beym Löschenkohl heraushenken) heraus. Da hängt auch der Pabst, der noch alle Tag den Segn giebt, und gleich daneben d' Zuchthausmenscher, den s' d' Haar abschneiden.“ Indessen ist Löschenkohl nicht der einzige, der sich des dankbaren Stoffes in bildlicher Darstellung bemächtigte. Wir lassen daher nachstehend eine wohl annähernd vollständige Ikonographie folgen.

1. Lohn der Ausschweifung zur Warnung für andere. Ohne Verlag und Autor (Wien, H. Löschenkohl), Qu.-Fol. — Die Exemplare (in der Wiener Hofbibliothek) kommen koloriert und unkoloriert vor. — Auf einer Estrade sehen wir den Polizeikommissär mit einem Schreiber; ein Polizist wartet auf den Befehl, was mit zwei bittenden Mädchen zu tun sei. Drei galanten Mädchen werden eben die Haare abgeschnitten, während ein Mann (Jude?) einen Korb mit abgeschnittenen Haaren fortträgt. Drei andere Mädchen beweinen den Verlust ihrer Haare. Unterdessen bringen zwei Polizeiwächter eine Kupplerin und ihren Mann herbei, gefolgt von spottenden Gassenbuben. Im Hintergrunde erblickt man unter Polizeiaufsicht arbeitende Straßenkehrerinnen.

2. Dasselbe. Schlechter Nachstich, mit Unterschrift:

Lohn der Ausschweifung zur Warnung für andere in Wien, neue Verordnung 1782. Johann Martin Will excudit Aug. Vind. (Augsburg), Qu.-Fol. Unter dem Bilde noch eine ausführliche Legende. (Exemplar in der Wiener Hofbibliothek.)

3. Dasselbe. Schlechter Nachstich mit italienischer Unterschrift. Ohne Verlag und Autor. Qu.-Fol. War in der Sammlung Alois Spitzer[50]) fälschlich als Karikatur auf die theresianische Keuschheitskommission angegeben.

4. Schlechte Nachahmung von No. 1, mit etwas veränderter Komposition. Qu.-Fol. (In den Sammlungen der Stadt Wien.) Vielleicht identisch mit dem Kupferstich, der nach Schrank[51]) dem Liede: „Die geschornen Zuchthäuslerinnen“ von Ambros beigegeben war. Die Stadt Wien besitzt das Lied nur ohne den Stich.

5. Lohn des Lasters zur Warnung für andere. Ohne Verlag und Autor (Wien, bei Löschenkohl). Kolorierte und unkolorierte Exemplare. Qu.-Fol. (Exemplare in der Wiener Hofbibliothek.) — Männlichen und weiblichen Züchtlingen wird das Haar abgeschnitten. Polizeisoldaten bewachen die zum Straßenkehren und Wasserziehen verurteilten Männer und Frauen.

6. Dasselbe. Nachstich mit Unterschrift: Lohn der Ausschweifung zur Warnung für andere, in Wien neue Verordnung 1782. Außerdem ausführliche Erklärung. J. M. Will excudit Aug. Vind. (Augsburg), Qu.-Fol. (Exemplar in der Wiener Hofbibliothek.)

7. Die Lustmädchen im Lager. — Im Vordergrunde Soldaten, die den Mädchen das Haar abschneiden; ein Teil der Mädchen sucht sich durch Flucht der unangenehmen Prozedur zu entziehen. Ohne Verlag und Autor. Wien, bei Löschenkohl, koloriert und unkoloriert. Qu.-Fol. (Exemplar bei Herrn Dr. Heymann.)

8. Die Zurückkunft aus dem Zuchthause, 1782. — Die Szene stellt eines jener Modemagazine dar, die von den entlassenen weiblichen Züchtlingen auf dem Wege aus dem Zuchthaus in die Stadt förmlich belagert wurden, um hier die so lästigen Spuren ihres Zuchthauslebens und namentlich ihre Haarlosigkeit so gründlich als möglich abzustreifen. Das ihnen durch die Güte des Kaisers beim Austritte in kleinen Lederbeutelchen verabreichte Geld wurde hier zum Ankaufe von Perücken und Kleidern bis auf Heller und Pfennig verwendet. Ihre Liebhaber, die von ihrer Freilassung meist verständigt waren, begleiteten sie bei diesem komischen Geschäfte und leisteten ihnen willkommenen Beistand. — Wien, bei Löschenkohl, koloriert und unkoloriert. Qu.-Fol. (In den Sammlungen der Stadt Wien.)

9. Die Züchtlinge in Wien, Welche zum Gaßen-Kehren verurtheilet worden sind. Wien, bei Artaria (gestochen von Karl Schütz), 1782, koloriert und unkoloriert. Qu.-Fol. (Sammlung der Stadt Wien und Wiener Hofbibliothek.) — Man sieht hier die Schönen, wie sie händeringend sich gegen die Eingriffe der so verhaßten Schere zur Wehre setzen, während ein Sohn

Israels diesem grausamen Vorgange eine angenehme praktische Seite abzugewinnen versteht, indem er die reiche Haarernte in einen langen Sack einstreift. Vor dem Amtstische erteilt der Strafhauskommandant mit seinem Schreiber an die Militärwache strenge Verhaltungsbefehle und im Hintergrunde treten bereits die Sträflinge mit kahlgeschorenem Haupte und langen Rohrbesen aus dem Strafhause auf die Straße hinaus. — Artaria ärgerte sich übrigens über Löschenkohl, daß dieser ihm mit dem Stoff zuvorkam[52]).

10. Anonymer französischer Stich bei Naudet-Alibert. Paris, Palais Royal. Koloriert, Qu.-Fol. Unterschrift: La désolation des filles de joie + vierzeiligem Gedicht. — Die Szene stellt ebenfalls das Haarscheren vor. (Sammlung Max v. Portheim.)

11. Warum arbeitet ihr in Ketten? Kupferstich. Männliche Sträflinge in Wien.

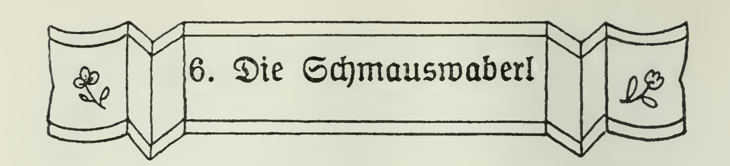
12. Vignette zu Em. Höggards Broschüre (siehe oben).

13. Illustration des Liedes von M. Ambros: „Die geschornen Zuchthäuslerinnen“ (vergl. unter Nr. 4).

Bilder, die in modernen Büchern diesen Vorfall behandeln, sind natürlich hier nicht aufgenommen.

Es hieße übrigens eine Zeit, die für Österreich ein neues Leben bedeutete, ungerecht behandeln, wenn wir mit vorstehenden Ausführungen behaupten wollten, daß sie nur in diesen Kuriositäten weiterlebte. Diese Zeit mußte in ihrer Art manche Schrullenhaftig-

keit als Zersetzungs- und Übergangsprodukt abgeben, doch blieben genug Keime, selbst in den Übereilungen und Fehlern, die in der Zukunft erst Früchte trugen, und selbst eine vorübergehende Episode wie diese, ist in ihren freilich problematischen Absichten für den Kulturhistoriker noch immer interessant genug.



6. Die Schmauswaberl

Mit dem Wien der Vergangenheit sanken seine traulichen Denkmäler ebenso wie seine typischen Erscheinungen längst ins Reich der Vergessenheit. Was heute noch an baulichen Überbleibseln geblieben, paßt nicht mehr recht in unsere Zeit und wird ebenso langsam aber sicher verdrängt, wie die Erinnerung an viele Altwiener Volksgestalten, deren Name als Übername in allgemeinerer, oft gar nichts etwas Besonderes bedeutender Form zurückgeblieben ist und bis zur Unverständlichkeit abgeschliffen wurde. Und doch hafteten diese Namen ursprünglich an bestimmten Trägern, von denen sie Leben und Gehalt erhielten. Aber diese gingen dahin, die Mitlebenden ebenfalls und hätte es doch nicht hie und da so fürwitzige Menschlein gegeben, welche das, was sie erlebt und geschaut, zu Papier gebracht hätten, dann wäre mit jenen Altwiener typischen Volksgestalten auch das Gedenken an sie zu Grabe gegangen.

Franz Gräffer war eines jener Menschenkinder, welche den Wiener Volksgestalten so im Vorübergehen ihre Aufmerksamkeit geschenkt hatten. Freilich war er aber einer jener sonderbaren Altwiener Käuze, die viel wußten und viel gesehen hatten, die jedoch in ihrer hastigen Art sich nie ganz geben konnten, sondern in Andeutungen schwelgen mußten. Rasch

kamen ihm die Gedanken, flüchtig und unausgegoren warf er sie aufs Papier und in Kürze waren sie gedruckt und wieder vergessen, bis er sie in seinen vielen kleinen Büchleins, die heute selbst zur Merkwürdigkeit wurden und dem Sammeleifer keine leichten Aufgaben stellen, wieder zusammenstoppelte. Wahres häufte er hier neben Unwahrem, Geistreiches neben Plattem und alles macht einen unausgeglichenen, verworrenen Eindruck, zu dem auch die Unebenheit und Dunkelheit des Stiles vieles beiträgt.

Da schwirrte Gräffer eines Tages, vielleicht angeregt durch des berühmten Historikers Josef v. Hormayr nicht minder berühmtes, das zeitgenössische Schrifttum tief befruchtende Buch „Österreichischer Plutarch“ (Wien 1807—1814), der Gedanke durch den Kopf, daß man nicht nur den großen und mächtigen Geistern dieser Erde, die in ihren Taten, Werken oder Schriften Spuren ihres unvergänglichen Wirkens hinterlassen haben, ein papierenes Plutarchdenkmal setzen möge, sondern auch jenen zahlreichen kleinen Leuten, die in irgend einer Weise Merkwürdiges an sich haben oder hatten, um sie dem Getriebe des Tages zu entreißen und der Nachwelt zu überliefern. Kaum gedacht, war auch schon sein Aufsatz „Volks-Plutarch[1])“ fertig und in fieberhafter Eile, die Namen und nichts als Namen überstürzen sich oft, war er als Art Verzeichnis hingeschrieben worden, ohne daß Gräffer, der die meisten dieser wunderlichen Leute gekannt und von ihnen vieles zu sagen gewußt hätte, Näheres über sie ausführte. Seinen aufgepeitschten

Nerven war Genüge getan, sein Geist wandte sich rasch einem andern Problem zu und nur einmal noch trat er in ebenso wenig eingehender Weise der gleichen Idee wieder nahe[2]). Seinen Zeitgenossen, die viele dieser Volkstypen täglich leibhaftig vor Augen sahen oder gesehen hatten, war mit der Zusammenfassung der Namen all dieser wunderlichen Käuze eine vergnügliche Viertelstunde bereitet worden und mehr wollte Gräffer sicherlich nicht. Daß er aber nun all diese Herrschaften auch der Nachwelt überliefert hatte und daß diese irgend einem seiner Nachfahren recht knusperige Rätselnüsse sein könnten, daran dachte er wahrscheinlich ebensowenig, als daß sich je irgend jemand mit seinen Schriften, die ja nur für den Tag und oft auch nur in den Tag geschrieben waren, kritisch abgeben würde.

Eine der wunderlichen Volksgestalten des Gräfferschen Volksplutarchs, nämlich der „Narrendattel", hat bereits seine Aufhellung gefunden[3]), eine Gestalt, die auch sonst im Literaturleben Wiens und bei Ferdinand Raimund eine Rolle spielte. Gehörte sie der nahrhaften Gattung an, ihr Träger war Wirt, so nicht minder eine zweite, in ihren Ausläuferinnen bis in die jüngste Zeit fortlebende Gestalt, die „Schmauswaberl", der das Nährende und Nahrhafte schon vom Namen förmlich heruntertrieft. Schmauswaberl! Ein Name, in dem sich der Inbegriff aller jener epikuräischen Genüsse vereint, die Friedrich v. Schiller in seinem bekannten Epigramm, als den Wienern anhaftend, hervorhebenswert fand.

Schmauswaberl, welch voller, saftiger Name! Tausende haben sich an ihm bei der Urträgerin und bei all ihren Nachfolgerinnen ergötzt und haben sich gelabt an all den Magenergötzlichkeiten, die dort zu haben und zu vertilgen waren.

Die Magenfrage stand den Wienern nicht nur heute, sondern stets im Vordergrunde und so konnte auch Gräffer die Schmauswaberl überschwenglich einführen, damit auf volles Verständnis bei seinen Mitbürgern und Mitbürgerinnen rechnend[4]): „Ja, die Schmaus-Wawerl beim ‚goldenen Schiff' auf dem Platzel! Eldorado der Gourmandise. Untergegangen längst bist du, Goldschiff, mit all deinen Leckerbissen, mit der feisten, lächelnden Patronin selbst, mit den meisten der Passagiere. Eine moderne unter den Tuchlauben ist nur ein Nachdruck. Schmaus-Wawerl aber, dein Name lebt —".

Also beim „goldenen Schiff" auf dem Platzel im heutigen VII. Wiener Gemeindebezirke war der Treffpunkt aller Feinschmecker, die um verhältnismäßig billiges Geld große Herren spielen wollten und hier stand die Wiege aller Schmauswaberln, die in ununterbrochener Folge von damals bis vor einigen Jahren inmitten all dieser Herrlichkeiten als begehrenswerte, wenn auch ältere Feen thronten, schalteten und walteten. Wer die damaligen Wegverhältnisse in Altwien nach den heutigen beurteilen würde, der möchte sagen, daß die Schmauswaberl nahe der Stadt (Inneren Stadt) seßhaft war. Aber zu jener Zeit galt, wie die glaubwürdige Karoline

Pichler gelegentlich mitteilte[5]), der Weg von der Stadt übers Schottentor zur Alserkirche als weit und als gefährlich und ebenso war der Weg vom Stadtwall bei der Hofburg oder von der Löwelbastei aus über Wiens damalige Luftbehälter, die Glacis, mit ihren Wiesenflächen und nahrhaften Ziegen, zur heutigen unteren Neustiftgasse, in der das Platzel aufging, also zur Gegend hinter dem Deutschen Volkstheater ein weiter zu nennen und mußten all die leckeren Genüsse bei der Schmauswaberl durch einen tüchtigen Marsch erkauft werden.

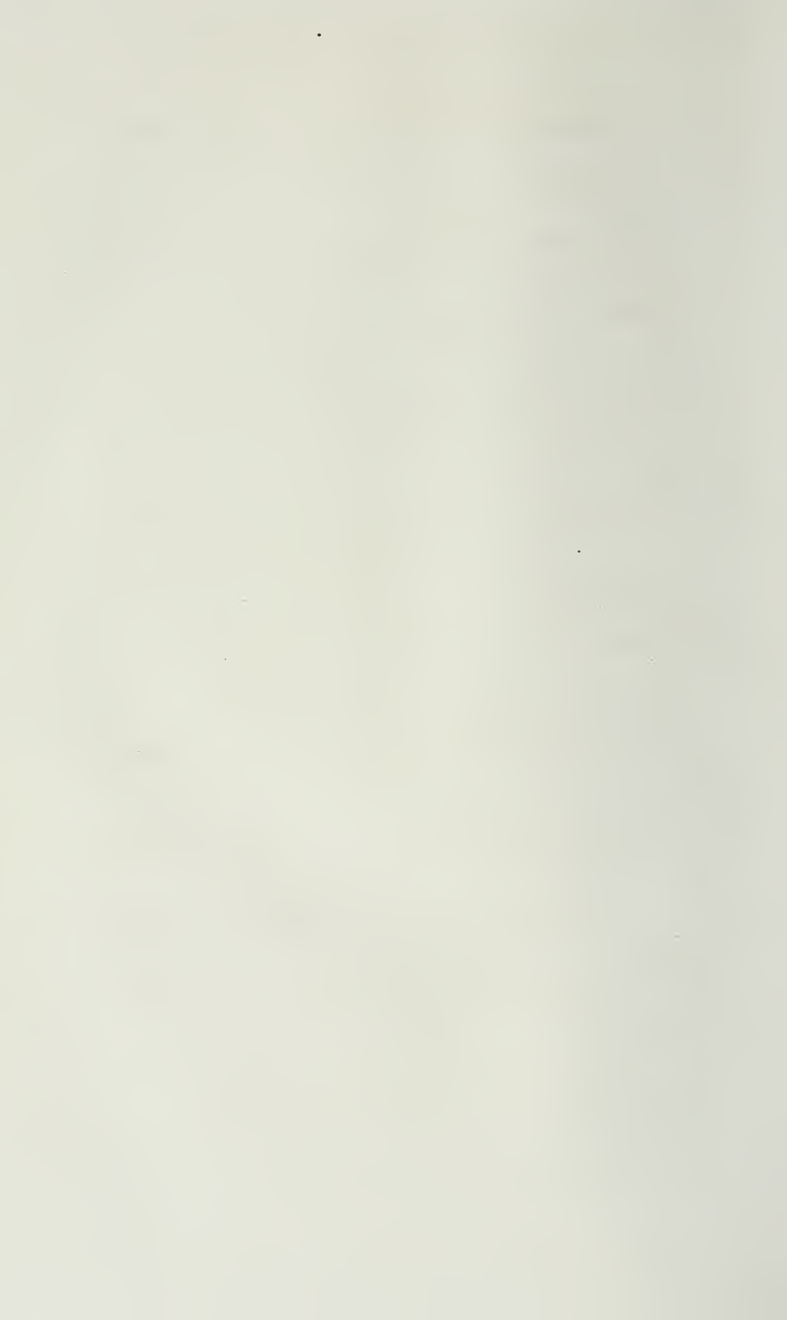
In der Neustiftgasse lag das alte, weitläufige, den Schild zum „goldenen Schiff" tragende und zur Grundherrschaft Schotten jährlich zu Michaelis 60 Pfennige zinsende, 150 Klafter, 1 Schuh und 3 Zoll als Flächenmaß aufweisende[6]) Haus, früher Am Platzel Nr. 56 (1812), später Nr. 4 (1843), das erst 1896 abgerissen wurde und einem Neubau Platz machen mußte, der aber nur mehr, da vieles für Straßen abgetreten wurde, auf verkleinertem Grunde erstand und in seiner Front zwar die Nummer 13 der Neustiftgasse trägt, aber seinen Eingang in der Faßziehergasse Nr. 12 hat und gleichzeitig der Gardegasse und Spittelberggasse als Nr. 13 und 37 zugehört[7]). Ihm gegenüber blickt die Mechitaristenkirche, die im 18. Jahrhundert noch den Kapuzinern zugehörte, ernst in das muntere Getriebe der Straße. Wie oft mochte die Schmauswaberl im Innern der Kirche betend geweilt haben, denn sie war eine fromme Frau, die nicht nur für das Leibeswohl der Alt-Wiener, sondern auch für



Haus zum »Goldenen Schiff« ⟨VII, Neustiftgasse 13⟩

Photographie von Moritz Nähr; Verlagsrecht bei August Hansen, Wien VII

Städtisches Museum, Wien



ihr eigenes Seelenheil eifrig sorgte. Und wenn sie demnach Eduard Maria Schranka[8]) in der alten Kapuzinergasse zur Zeit Maria Theresias hausen läßt, so macht dies zwar im ersten Augenblick stutzig, da wir ja heute die Kapuziner immer mit dem Neuen Markt in Zusammenhang bringen, aber ein Körnchen Wahrheit steckt doch darinnen, wenn man die Mechitaristenkirche als ehemalige Kapuzinerkirche vor Augen hat und weiß, daß der Platz vor dieser in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach Ausweis der Grundbücher Kapuzinerplatz hieß[6]).

Wer ist und was stellt nun eigentlich die Schmauswaberl vor? Nach späteren Begriffen, welche die Wiener Dialektologen Fr. S. Hügel[9]) und Eduard Maria Schranka[8]) gewissenhaft verbuchen, ist die Schmauswaberl eine Person, welche die an der kaiserlichen Hoftafel oder an sonstigen großen Tafeln übriggebliebenen guten Speisenreste aufkauft und sie dann um verhältnismäßig billigen Preis ans große Publikum absetzt, so daß dieses sich um wenig Geld nicht nur gute Speisen, sondern auch ein Herrengefühl erkaufen konnte. Diese Form der Mahlzeit und des Essens steckt also im ersten Teile dieses Namens als Schmaus, während die Waberl eine bürgerliche Barbara vorstellt, welcher Taufname jedenfalls der ersten Trägerin des zusammengesetzten Namens eignete. Und richtig saß auf dem Hause Am Platzel Nr. 56, das den Schild zum „goldenen Schiff" trug, 1812 mit einem halben Hausanteil die Barbara Roman als Eignerin[10]), welche laut ihres Sterbeauszuges eine

geborene Wißmayer aus Wien und die Witwe nach einem herrschaftlichen Husaren war[11]). So ein herrschaftlicher Husar war seinerzeit das, was man heute einen Büchsenspanner oder Hausoffizier einer feinen Herrschaft nennen würde. Durch diesen hatte Barbara Roman, vielleicht war sie selbst einst eine Herrschaftsköchin gewesen, ihre Beziehungen zu den feinen Leuten und schließlich auch zum Hof. Der Urgrund ihres bürgerlichen Daseins lag ja beim kaiserlichen Hof. Zwar waren die offenen Hoftafeln, welche die Kaiserin Maria Theresia besonders liebte und die viel Geld verschlungen hatten, wie so vieles andere unter Kaiser Josef II. abgeschafft worden, da für diese vielfach mehr als nötig gekocht worden war, um die Tafelabfälle, welche aber durchaus keine zu verachtenden Abfälle, sondern noch ganz prächtige Mahlzeiten vorstellten, gewinnen und verkaufen zu können, welche Einnahmen dem Küchenpersonale und der Küchenverwaltung, die sich damit ein einträgliches Nebeneinkommen geschaffen hatten, zugute kamen[12]). Aber auch jetzt gab's noch immer Überfluß bei Hof und was nicht aufgegessen und verbraucht wurde, das wanderte zur Barbara Roman beim „goldenen Schiff", welche damit einen schwunghaften Handel eröffnete, der so erträgnisreich war, daß sie sich vor 1809 den halben Anteil ihres Wohnhauses ankaufen konnte, auf den sie am 7. Jänner 1809 vergewährt wurde[13]) und der bei ihrem am 30. Oktober 1813 an Bauchwassersucht im 79. Lebensjahre kinderlos erfolgten Tod[11]) mit 11.500 fl. bewertet wurde, eine für damalige Verhält-

nisse gewiß nicht unbeträchtliche Summe, die von der Wohlhabenheit der Schmauswaberl zeugt. Wenn sie auch laut ihres Abhandlungsaktes[14]) bei ihrem Tode kein Bargeld hinterließ, vielleicht hatte sie es bereits früher an ihre Universalerbin, ihre bei ihr wohnende Nichte Barbara Eßlinger, eine fünfzigjährige Zuckerbäckerswitwe aus Raab in Ungarn, übergeben, so hatte sie doch eine wertvollere Hauseinrichtung und einige, ihre Wohlhabenheit beweisende Schmuckstücke, so 8 Schnüre Kropfperlen im Werte von 600 fl. und eine tombakene Sackuhr, acht Gulden wert, hinterlassen[14]). Sie bewohnte in ihrem Hause, das zweistöckig war, drei Zimmer und eine Küche, in denen, jedenfalls war ein Teil für ihre Gäste bestimmt, eine Menge für damals luxuriöse Einrichtungsgegenstände verteilt waren[14]). So befanden sich z. B. im zweiten Zimmer zwei harte Tische, ein Schanktischchen, ein Sessel, ein Sofa, eine Stockuhr im harten Kasten und ein Barometer[14]). In der Küche hingen 10 Stück Kupfer-, 1 Stück Messing- und 12 Stück Zinngeschirre[14]), ein Luxus, der jedenfalls nicht zu Diensten der alten, sicherlich einfachen Matrone, sondern ihren Gästen, die sie im Laufe der Zeit bei entsprechender Sparsamkeit wohlhabend gemacht hatten, zur Verfügung stand. Daß die Roman eine einfache, bescheidene, fromme Frau war, zeigt auch ihr Testament vom 13. Jänner 1812, das sie als Analphabetin mit drei Kreuzen unterfertigte, worin sie ein einfaches Begräbnis ohne Gepränge und sofort nach ihrem Hinscheiden zehnheilige Messen verlangte und 9000 fl.

auf Legate aussetzte, die auf ihre Haushälfte als ihrem einzigen Vermögen vorzumerken waren.

Mit dem Tode der Barbara Roman, der ersten Wiener Schmauswaberl, war aber ihr Ruf und ihr Ruhm nicht untergegangen. Nach wie vor erhielt man in ihrem Hause die Überreste von der Hoftafel und C. F. Gewey[15]), der Nachfolger des verstorbenen Josef Richter in der Herausgabe der Eipeldauerbriefe, entwarf eine bis ins einzelne gehende Beschreibung der lukullischen Genüsse, die den Besucher dort um fünf Gulden erwarteten: „...da derzähln s', daß hietzt aus den Hofkucheln Kapäuner und Fasaner sogar g'rupfter und g'bradner davon flieg'n, und d' Hasen g'spickter, und bradner davon laufen, und daß d' kälbernen Schlägeln rocher und zueg'richter aufn Schlägelban davon hupfen, und daß d' Fisch schun hasagsodner und g'bachner davon schwimmen, und was g'glaubt der Herr Vetter wohin? — 's iß zun Todtlachen! — — zu der Schmauswaberl auf Spitelberg lassens dö g'kochten Vieher hinflieg'n und hupfen und schwimmen, und da sagen s' sogar, d'Kapäuner und Fasanflügel fliegen nach der Hoftafel sogar von Dellern weg und zu der Schmauswaberl aussi, und da gäbet's a Deller voll so ein'n g'mischt'n Speisel von allerhand Brocken um fünf Gulden — und d' Schmauswaberl iß do schun a Paar Jahrl in der Ewigkeit, so lassen s' der gueden Perschon nid a mahl in'n Grab mehr a Rueh, und lassens wieder auferstehn und beim hell'n Tag in ihr'n Gwölbl draußten auf'n Spidelberg um-

geh'n; solchi Lugereien kann m'r ja mid'n Händten greiffen."

Wenn aber Gewey zweifelnd meint, die Schmauswaberl wäre doch schon ein paar, richtiger ein Jahr tot († 1813), so hat eben die Nichte, die Barbara Eßlinger als neue Schmauswaberl und Hausbesitzerin[16]) die Tätigkeit ihrer Tante und deren einträgliches Geschäft bis Ende 1815 fortgesetzt[17]), zum Troste aller Fresser und Feinschmecker, die in Wien nie ausgingen. Und als tüchtige Geschäftsfrau ließ sie durch Gewey, denn dessen Mitteilung ist doch nichts anderes als ein moderner Reklamezettel ins gemütliche Altwienerische übersetzt, die Werbetrommel schlagen, um die Leute scharenweise an sich zu locken, was ihr sicherlich auch zur günstigen Zeit des Wiener Kongresses gelang. Der Stern der Schmauswaberl sank nicht, sie wurde sogar 1816 durch den Vielschreiber Adolf Bäuerle in die Literatur eingeführt. Am 11. Juli dieses Jahres ging im Theater in der Leopoldstadt dessen dreiaktige Wiener Lokalposse „Die Schmaus-Baberl", zu der Wenzel Müller die Musik schrieb, über die Bretter, von deren Inhalt wir leider, da die damalige Kritik sich mit Werturteilen begnügte, ohne Inhaltsangaben zu machen, nicht unterrichtet sind, nachdem das Stück als solches verschollen ist. Nur so viel wissen wir, es „hat einzelne gute Gedanken und belustigt, ohne auf einen größern Effect berechnet zu sein[18])." Es erlebte bis Juli 1817 elf Wiederholungen[19]).

Aber auch Barbara Eßlinger blieb nicht die

letzte der Schmauswaberln. Diese Gattung konnte nicht aussterben, so lange es Abfälle von der Hoftafel und eßlüsterne Wiener gab. Im finsteren Gewölbe des „goldenen Schiffes“, wo die erste Schmauswaberl einst ihre Leckerbissen feilhielt, folgte eine Reihe von Nachfolgerinnen und noch 1879 war hier die alte Überlieferung lebendig. Es speisten die in der Nähe wohnenden Hofbediensteten mit nimmermüdem Eifer diese Eßquelle der Feinschmecker und brachten körbeweise die Abfälle von der Hoftafel zu ihr[20]. Bald hie und bald da tauchten in Wien im Laufe der Jahre Konkurrentinnen auf, so unter den Tuchlauben (Gräffer)[4], am Naschmarkt[21], im Surrogatencafé in der Bäckerstraße (Schranka)[8] und schließlich in der Bräunerstraße, mit welcher vor einigen Jahren dieses nahrhafte Geschlecht erlosch. Sie würden alle als Nachfahren einer berühmten Frau, die ein neuer Realis[22] nicht übersehen möge, eine eigene Studie verdienen und gewiß eines Biographen würdig sein. Denn von ihnen allen galt das, was Josef Richter 1803 zum Lobe der alten Schmauswaberl, der ersten, aber nicht einzigen, in die Welt hinausgerufen hatte[23]: „Bey der kriegt man freylich oft gute Bissen, und was 's Schönste ist, so macht s' immer noch ein billigen Preis: deswegen können's auch d' Naschmäuler nicht erwarten, bis der Transport bey ihr ankommt.“

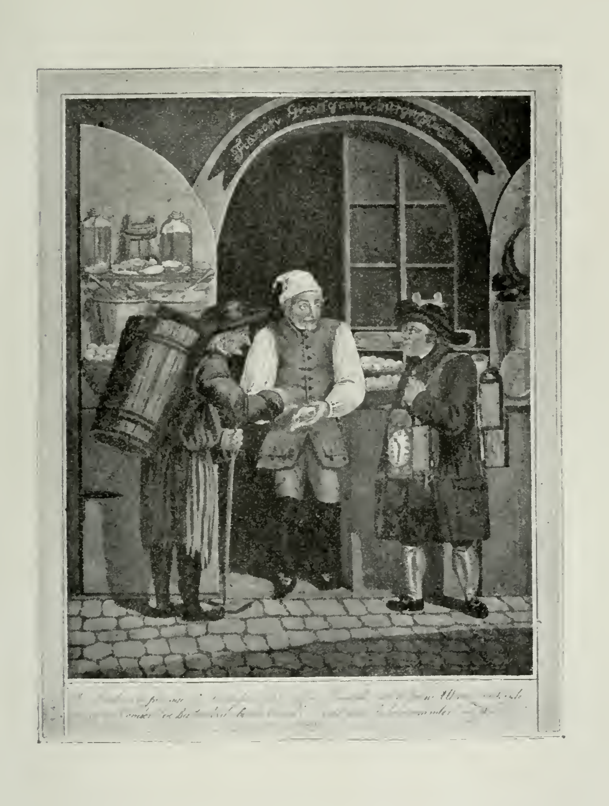
Der Name aber lebt im Kaffeehaus zur „Schmauswaberl“ (Wien I., Bäckerstraße 16), das im Juli 1919 unter den Hammer kam[24], fort.

7. Das Aschenlied von Ferdinand Raimund.

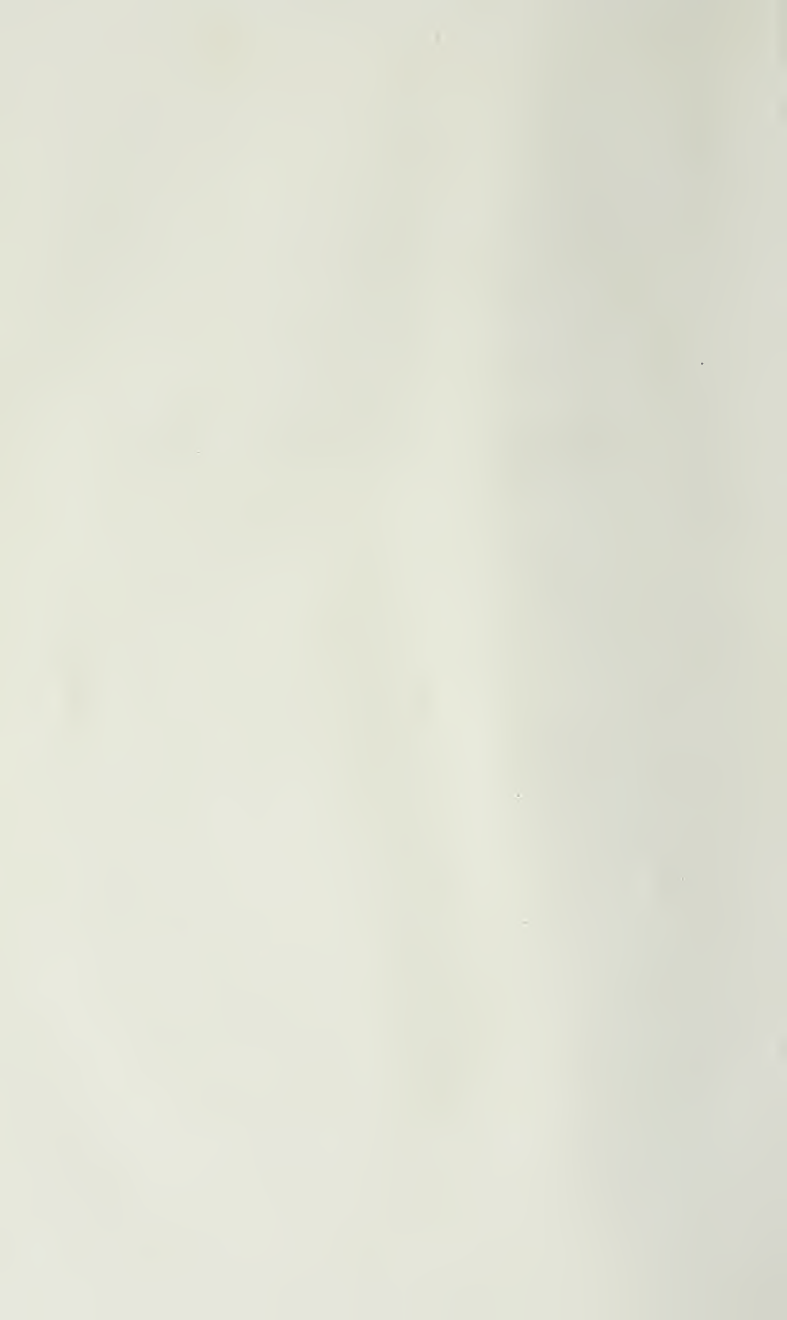
In der guten alten Zeit, als die Eisenbahnen noch nicht die Länder verbanden, heizte man in Wien wie überall in den großen Städten mit Holz, da man die Kohle nicht kannte oder sie dem Holz gegenüber viel zu teuer zu stehen kam. Während man aber heute die Kohlenasche sorglos dem „Mistbauer“, einer altbewährten Wiener Erscheinung von anno dazumal, überläßt, war man in der früheren Zeit strenge darauf bedacht, die Holzasche zu sammeln, damit sie wieder verwertet werde. Wer denkt jetzt, im Zeitalter der Chemie, daran, daß man damals aus ihr durch Auslaugen die zum Waschen nötige Lauge herstellte und daß die Seifenerzeugung ihrer nicht entbehren konnte. Und so gab es zu jener Zeit in Wien, wohl auch anderwärts, eine ganz eigene Figur im Straßenleben, den „Aschenmann“, dessen Aufgabe darin bestand, die Holzasche in den Häusern ent- oder unentgeltlich einzusammeln und sie an die Seifensieder u. dgl. weiter zu veräußern.

Wohl melden uns die zierlichen, der Zeit von 1745—1785 entstammenden und meistenteils dem tüchtigen Modelleur Johann Josef Niedermayer zugehörigen Altwiener Straßenfigürchen der Wiener Porzellanmanufaktur[1]) und der „Wiener Kaufruf“ von Christian Brand (1775)[2]), der bekanntlich Karo-

line Pichler zu ihren „Zeitbildern“ begeisterte[3]) und bei manchem der Porzellanfigürchen Pate stand, ebensowenig etwas vom Wiener „Aschenmann“ als der Stecher Jakob Adam in seinem ungleich reichhaltigeren Werke über das gemeine Volk in Wien[4]). Und doch hinterließ er seine Spuren in den trockenen, rein amtlichen Zusammenstellungen aller Verstorbenen in Wien, den sogenannten „Totenprotokollen“ im Wiener Stadtarchiv, die uns für die Jahre 1710, 1793, 1795 und 1831 vier Männer dieses Berufes vor Augen führen[5]). Wie sich ihre Tätigkeit abspielte, davon würde keine Kunde auf die Nachwelt gelangt sein, wenn nicht 1806 Josef Richter in seinen, für die Kulturgeschichte Wiens noch viel zu wenig ausgebeuteten „Eipeldauerbriefen“ einen kurzen Hinweis mit folgenden Worten geboten hätte[6]): „Wie ich die Täg durch ein Durchhaus geh, kommt ein zflickter Mann mit einer Butten in Hof, und der schreyt immer: keine Aschen? keine Aschen? Sonst sind d' Weibsbilder gleich immer mitn Kopf beyn Fenster heraus, und weil s' für d' Aschen was kriegn, so laufen s' oft mit ein vollen Häfen über d' Stiegn herab. Dasmal hat sich aber keine sehn lassen, und da hat der Aschenmann schon fort gehn wollen ...“ Vielleicht war diese Stelle der Anstoß, daß sich nunmehr auch die Künstler dieser Straßenfigur bemächtigten und allen voran Georg Emanuel Opitz in seinem lebenswahren, auf guter Beobachtungsgabe beruhenden „Wiener Volks- und Straßenleben“ (Wien 1805—1812) dem Aschensammler nebst dem



Ein Kässtecher, ein hölzerne Uhrenverkäufer und ein Aschensammler in Wien
Anonymer Stich bei Josef Eder in Wien
Städtisches Museum, Wien



Käsestecher und dem Verkäufer hölzerner Uhren ein eigenes Blatt widmete[7]).

Mag es nun nicht sonderbar erscheinen, daß dieser Aschenmann im ganzen 18. Jahrhundert, wo man doch in den Komödien und Singspielen viel Vorliebe für verschiedene Wiener Straßenfiguren, als den Schneckenhändler, Lemonimann, Mausefallenhändler u. a. bewies, nicht literarisch verwertet und ausgebeutet wurde, wo es doch so nahe lag, ihn als den Vertreter der Vergänglichkeit alles Irdischen zu nehmen. Aber erst Ferdinand Raimund, dem liebenswürdigsten Vertreter der Wiener Volksmuse, war es vorbehalten, ihm zur Unsterblichkeit zu verhelfen.

Schwere seelische und körperliche Leiden hatten Raimund im Sommer des Jahres 1825 heimgesucht und während er mit seinem Gemüt und seinem Körper um die völlige Genesung rang, war in ihm der Plan zu einem seiner eindrucks- und wirkungsvollsten Stücke zum „Mädchen aus der Feenwelt oder: Der Bauer als Millionär" gereift, das erstmalig seine Weltanschauung vom Lebensglück, das sich auf mäßigen Wohlstand, Gesundheit und Zufriedenheit gründet, zum Ausdrucke brachte[8]). Wer wird nicht in jenem wehmütig-lustigen Lied: „Brüderlein fein, Brüderlein fein", dessen Weise er sich selbst ersann, Raimunds innerste Schwermut erkennen und wer fühlt nicht mit ihm jene Wehmut, die Wurzel ergriff, als das Alter mit seinen dürren Fingern und seiner kalten Frostigkeit die fröhliche, sonnige Jugend auf immer aus dessen Leben verscheuchte. Und lag es da nicht nahe,

jene Wiener Figur des Aschenmannes, der schon äußerlich durch seine graubereifte Gestalt auf das graue Nichts und das Elend hinweist, herzunehmen und Wurzel seine alten Tage in dieser Umhüllung verbringen zu lassen, die auch der Armut entsprechenden Ausdruck verleiht. Vielleicht erinnerte sich Raimund dabei des Spruches der Altväter, daß der Mensch Staub und Asche sei (I Moses 18, 27; Sirach 10, 9), als er diese Rolle schuf, die er seiner Verwandlungsfähigkeit als Schauspieler angepaßt hatte[9]) und die Armut, Alter und Gebrechlichkeit verkörperte, aber mit jenem sonnigen, sich selbst ironisierenden Humor ausgestattet ist, der gerade Wiens untersten Volksschichten eignet. Mit ihr war Raimund ein Treffer gelungen und als er selbst am 10. November 1826 im Wiener Leopoldstädter Theater bei der Erstaufführung als erster Aschenmann, mit der Butte am Rücken und der Aschenkrücke in Händen[10]), auf der Bühne erschien, da errang er als Darsteller, wie die zeitgenössische Kritik übereinstimmend hervorhebt, einen vollen und nachhaltigen Erfolg, der dieser Rolle bis heute treu blieb. Klassisch nannte man seine Darbietung[11]), die größte Wirkung schrieb man seiner Erscheinung als Aschenmann zu[12]) und in scharf markierenden Umrissen sah man die bedauernswürdige Gestalt gezeichnet[13]). Den Gipfelpunkt der Begeisterung erzielte er aber mit der Absingung des „Aschenliedes", das ihn betreffs der Darstellung als „Talent allerersten Ranges" zeigte[14]) und das dem Hochmut der Emporkömmlinge und dem Übermut der Dienstboten

als „Asche“ an den Leib rückte und diesen Dingen Liebe, Dankbarkeit und Bravheit als unvergänglich entgegensetzte[15]). Scharf war zwar der Spott, den er über die Fehler seiner Mitmenschen im Liede aus- goß, aber weder jener Zeit waren diese Untugenden neu, noch waren sie an eine bestimmte Gegend ge- bunden, noch sind sie veraltet und so kommt es, daß dieses Lied nicht nur damals, sondern auch heute noch überall dieselbe Wirkung ausübt. Nicht nur, daß es sich durch eine glücklich gewählte, mit eindring- lichem Kehrreim, in dem „der fromme Katholik die stete Mahnung seiner Kirche an die Vergänglichkeit alles Irdischen“ zusammenfaßte[16]), versehene Form auszeichnet, auch die Weise, von Raimund selbst er- sonnen[17]) und dem Bänkeltone angelehnt, wirkte kräftig auf die Hörer, war leicht sangbar und saß sofort im Ohr. Es wäre gar nicht nötig gewesen, sie durch den Stich in Ausgaben mit Pianoforte- und Gitarrebegleitung zu verbreiten, wie es A. Diabelli und Co. in Wien schon vor dem 30. November 1826 taten[18]), sie hätte auch so ihren Weg gemacht, trug sie doch den Keim der Volkstümlichkeit in sich, die so weit ging, daß Diabelli das Lied in seinem „Millionär- walzer“ in die Zwangsjacke des Dreivierteltaktes stecken konnte, um es dem Tanzboden mundgerecht zu machen[19]). Mit dem Ruhm des Stückes, das in kaum einem Jahre am Leopoldstädter Theater 84 Auf- führungen erlebte[20]), stieg des Liedes Erfolg, der sich in mancherlei Zusatzstrophen aussprach. Und durch Raimunds Gastspielfahrten, die ihn über Österreichs

10*

Grenzpfähle hinaus 1831 nach München und Hamburg, 1832 nach Berlin und neuerlich nach Hamburg, 1834 nach München, 1835 nach Prag und 1836 nach Hamburg brachten, sowie durch seine verschiedenen Wiener Gastspiele, die ihn vom 28. Oktober 1830 bis zum 26. Jänner 1831 ans Theater an der Wien und vom 10. Jänner bis 14. April 1833 ans Theater in der Josefstadt führten[21]), wurde das Lied nur noch volksläufiger, erzielte es doch überall den größten Beifall. In München machte es im Herbst 1831 „Furore“, wie Raimund seiner Freundin Theresia Isenflamm brieflich mitteilte[22]), und in Berlin ergriff es Ludwig Devrient tief und brachte die Berliner Kritiker, die ihm anfänglich kühl gegenüberstanden, in Wärme[23]).

Raimund selbst aber wurde durch diese Rolle am meisten volkstümlich, wie die bildlichen Darstellungen beweisen. In Bäuerles Expedition der Theaterzeitung konnte man „Raimund als Aschenmann und Dem. Ennökl als Zufriedenheit mit der Dekoration des Zauberpalastes“ als gestochenes illuminiertes Kupfer um 24 Kreuzer C. M. bald nach der Erstaufführung erhalten[24]) und Moritz von Schwind, der Romantiker, ein echtes Wienerkind, ließ es sich nicht entgehen, Raimund in dieser Rolle 1826/27 meisterhaft mit seinem Griffel festzuhalten[25]), welche Zeichnung durch Josef Kriehubers Lithographie rasche Verbreitung fand[26]). Reizende Visitkarten bieten Raimund als Aschenmann zusammen mit der Jugend[27]) und in allen Bilderläden und bei allen Zuckerbäckern



Färbige Glückwunschkarte aus Traganth.
Verfertigt von J. Endletsberger.
(Sammlung Dr. A. Heymann.)

war der Aschenmann zu sehen und der Kehrreim des Liedes „An Aschen“, an den Ruf des wirklichen Aschenmannes angelehnt, wie dessen Überlieferung mit „An Oschn!“ durch Johann Karl Braun Ritter v. Braunthal 1834 lehrt[28]), blieb lange Zeit ein geflügeltes Wort in Wien[29]). Aschenmann und Raimund waren gleichwertige Begriffe geworden, wie Andreas Schumachers im Stile des alten Eipeldauers (Josef Richter) abgefaßter Brief „An den Aschenmann“ ausweist[30]).

Als Raimund aber selbst zur Asche wurde (1836) und im stillen Gutensteiner Friedhofe Ruhe von allem Leid und aller Mühsal des Lebens gefunden hatte, da tauchte auch seine beste Rolle in einigen poetischen Nachrufen auf. J. A. Bussel (Der Aschenmann. Nachruf von der Isar an Raimund)[31]) sah im Aschenmann den Tod, der zwar Raimunds irdische Hülle vernichtete, aber der Unvergänglichkeit seiner Werke nichts anhaben konnte und für Karl Meisl (Am Grabe Raimunds)[32]) war Raimund erst jetzt zum wirklichen Aschenmann geworden, der den eigenen Spruch, daß alles Asche sei, besiegelte. Und wie er einst selbst am 27. Jänner 1833 tiefergriffen auf der Bühne des Josefstädter Theaters seiner „Zufriedenheit", der Schauspielerin Luise Bertoni, genannt Falkheim, die wenige Tage vorher noch in dieser Rolle mit ihm auf den Brettern gestanden und dann eines raschen Todes im 21. Lebensjahre verblichen war[33]), in dankbarer Erinnerung einen herzinnigen, von Wärme getragenen Nachruf in der Form des Aschenliedes gewidmet hatte[34]), so erklang auch ihm am 17. Oktober 1836 von der Bühne des Leopoldstädter Theaters herab vom Schauspieler Eduard Weiß, der als Aschenmann in der Allegorie „Dem Andenken Raimunds oder die Grenze der Vergänglichkeit" von C. F. Weidmann[35]) wirkte, in dieser Form ein Lied[36]), das seinen Tod beklagte und dessen zweites Gesätz vorahnend für die Zukunft Recht behielt:

Doch das, was er erdacht,
Noch Allen Freude macht,
Und daß so viele Lieb'
Für ihn zurück hier blieb,
Das ist ein hohes Gut,
Wohl wert des Künstlers Glut,
Wer solches hat erstrebt,
Hat nicht umsonst gelebt,
Kein Aschen!

Ein echter Wiener Schlager war Raimund mit dem Aschenliede, das selbst ins Polnische übertragen und von J. N. Lewicki mit reizenden Illustrationen begleitet wurde[37]), gelungen, an dem er sich selbst nicht genug tun konnte, denn keines seiner Lieder hat so viele Fortsetzungen durch ihn erfahren als gerade dieses, von dem bisher 14 solcher und wenn man die einzelnen Wiederholungsstrophen gesondert zählt, sogar 17 bekannt wurden[38]). Für ihn war, wie er am 14. Dezember 1830 im Theater an der Wien hinausschmetterte, der Erfolg dieses Liedes, dessen die Leute nicht müde werden, ein großes Glück in seinem Mißgeschick[39]). Überglücklich nannte er 1833 in der Josefstadt und vorher schon 1831 in München sein Los, da ihn der Beifall vor zwölf Uhr nachts nicht zum Souper nach Hause kommen lasse[40]) und als er 1833 wieder nach Wien zurückgekehrt war und seine teure Vaterstadt und deren Bewohner, die seiner noch freundlich gedachten, am 10. Jänner 1833 gefeiert hatte[41]), da erklärte er in überschwänglicher Stimmung, daß ihn kein Beifall müde mache und er auf Wunsch bereit sei, das Lied siebzehnhundertmal,

ja die ganze Nacht hindurch bis zum Morgen vorzutragen[42]). Aber auch ihm ging trotz aller Begeisterung manchmal der Stoff aus und in aufrichtig rührender Weise gestand er dann dem Publikum, daß er nichts mehr wisse[43]) und ihm nichts mehr einfalle[40]).

Kennzeichnend für die größeren Fortsetzungen des Aschenliedes sind die Anspielungen auf örtliche Ereignisse, die Ferdinand Raimund einwob. So nimmt ein Lied, das der ausgelassenen Faschingslust und dem Leichtsinn der Wiener bei der Geldbeschaffung für den Faschingstrubel und verschiedenen anderen Untugenden, als der Schminksucht der Mädchen, der Lebenslust der alten Herren, dem Kranksein der Sängerinnen, dem Hahnreitum u. a. an den Leib rückt[44]), auf Eduard Schenks Trauerspiel „Belisar“, das am 27. Jänner 1827 mit Heinrich Anschütz in der Titelrolle zuerst über die Bretter des Wiener Burgtheaters ging[45]), Bezug und verspottet in Strophe 9 die Walter Scottverehrung in Wien, die nach 1820 besonders lebhaft betrieben wurde[46]). Das Lied ist demnach im Fasching des Jahres 1827 entstanden, sonst wäre die Anspielung auf „Belisar“ gewiß nicht verständlich gewesen, und dürfte bei der 51. Vorstellung des „Bauer als Millionär“ am Leopoldstädter Theater, die am 25. Februar (Faschingsonntag) 1827 zum Vorteile Raimunds als „besondere Belohnung seiner Dichterverdienste“ stattfand[47]), eingelegt worden sein. Wenn wir nicht wüßten, daß das scharf-satirische Lied gegen die Mode à la Giraffe und die Frisuren à la Sappho am 14. Dezember 1830 zum erstenmal von Raimund

am Josefstädter Theater abgesungen wurde[48]), so würde der Hinweis (Str. 2) auf den Tod der im August 1828 nach Schönbrunn gelangten Giraffe, die am 20. Juni 1829 verendet war[49]) und ähnlich wie zu Kaiser Josefs II. Zeit der Elephant (1784) von den Wienern viel bewundert wurde und vielfach Stoff zur Gelegenheitsdichtung bot[50]), genügen, um das Lied in die richtige Zeit zu setzen.

Nicht immer aber war es Raimund darum zu tun, neue Lieder zu ersinnen, sondern er begnügte sich in einigen Fällen damit, bereits vorhandene frühere Aschenlieder für den entsprechenden Fall umzumodeln. Am 22. Februar 1831 hatte er sich in München als Wurzel unter großem Beifall eingeführt und an diesem Tage jedenfalls das Lied, worin er seine Fahrt dahin, ein Abenteuer bei der Grenzmaut und seine Freude über den Empfang in Thaliens Tempel schilderte, eingelegt[51]). Nur ganz geringfügig geändert, manchmal gebessert und mit anderen örtlichen Anspielungen versehen, sang er den gleichen Text in Berlin, wo er vom April bis Juni 1832 fünfmal als Wurzel auftrat[52]). Nicht anders ist es bei jenem Liede, das er als Aschenmann, den er damals tief, sarkastisch und tief gemütlich darstellte[53]), zu Ende seines Gastspieles im Theater an der Wien am 26. Jänner 1831 (nicht 1832) absang[54]) und worin er sich von den Wienern, bei denen er stets nur Gutes erfuhr, mit Dank verabschiedete und gleichzeitig darauf hinwies, daß es ein Wiedersehen gebe, womit sich das Lied mit der am selben Abend als Aschenmann er=

folgten „Abdankung“ berührt[55]). Der gleiche Text, nur auf 5 Strophen erweitert, diente ihm bei seinem zweiten (vgl. Str. 2) Münchner Gastspiel (13. November 1831 bis 9. Jänner 1832)[56]) am 9. Jänner 1832 als Abschiedslied[57]); neu hinzugekommen waren die Strophen 3 und 4, wobei der Schluß von 3 sich mit dem eines Textes vom Stutzer deckte[58]), während die Gesätze 1 und 2 leichte Änderungen aufwiesen, 5 (= 3) hingegen stark überarbeitet wurde. Wie hier eine Einzelstrophe (3) in einem anderen Liede Entsprechungen fand, so erinnert auch in dem am 5. September 1832 zu Hamburg vorgetragenem Liede[59]), das auf sein vorjähriges, anläßlich der Cholera frühzeitig (am 8. Oktober 1831) abgebrochenes Gastspiel, während dessen er achtmal den Wurzel mimte und das Aschenlied mit großem Beifall sang[60]), hinweist, die zweite Strophe an die dritte des am 13. November 1831 in München als Antrittslied eingelegten Gesanges[61]), der von der Cholera und Raimunds Untersuchung an der Grenze handelt. Weiterer Strophendurchdringungen wurde bereits früher gedacht (Anm. 39).

Daß Raimunds Aschenlied auf dem Wege zur Volkstümlichkeit auch auf jenen Löschpapieren, die man fliegende Blätter nennt, Verbreitung fand, darf nicht wundernehmen, mußte doch alles, das ins Volk eindringen wollte, seinerzeit diesen Durchzugsort benützen. Um einige Kreuzer konnte jeder den Text erkaufen, wobei die Weise als bekannt vorausgesetzt wurde. Bisher war dieser Verbreitungsweg für das

Aschenlied unbekannt geblieben, obwohl nicht weniger als vier fliegende Blätter das Lied, die meisten mit Zusatzstrophen gemehrt, enthalten. Das erste[62]), dem Jahre 1827 entstammend, bietet das ursprüngliche Lied mit geringfügigen Abweichungen[63]). Das zweite, noch dem Jahre 1827 angehörig[64]), mit dem das dritte aus 1829 übereinstimmt[65]), gibt 7 Gesätze, von denen die ersten drei mit einigen Varianten[66]) das Urlied (So mancher steigt herum) wiedergeben, an die sich vier weitere, bisher unbekannte, wahrscheinlich aber nicht von Raimund herrührende Gesätze, die gar zu unbehilflich in Inhalt und Ausdruck sind und von der Köchin beim Trakteur ausgehen, anschließen[67]):

Die Köchin vom Trakteur
Giebt oft ein Aschen her,
Ich frag, was ich muß zahl'n,
Der Herr kann ihn umsonst behalt'n;
Da zieh ich meinen Hut:
Meine Liebste, das ist gut!
Sie sagt: lieber Aschen-Herr,
Kommen sie bald wieder her.
Ein Aschen! Ein Aschen!

Wie ich zu ihr kam hin,
Frägt sie mich, wo ich bin?
Auf den Sonntag geh ich aus,
Wir gehn ins Lerchenfeld hinaus.
Ein Mann, der mich so ehrt,
Ist meiner Liebe werth,
Ich liebe kein'n Baron
Sondern nur ein'n Aschen-Mann.
Ein Aschen! Ein Aschen!

Wenn sich einer glücklich sieht, *)
Wird er wie d' Schweine wild,
Fängt gleich zu prassen an,
Bald wird er Aschen-Mann.
Die Köchin vom Trakteur
Giebt keinen Aschen mehr,
Sie liebt kein Aschen-Mann
Sondern ein Baron.
Ein Aschen! Ein Aschen!

Oft manchem Millionör
Wird sein Vermögen zu schwer,
Giebts der Köchin vom Trakteur,
So werden die Säckel leer;
Abnimmt das Vermögen bald,
Sie macht ihre Liebe kalt,
Zu werden fängt er an
Wie ich ein Aschen-Mann.
Ein Aschen! Ein Aschen!

Ein viertes fliegendes Blatt[68]), das merkwürdigerweise den Vermerk „Wien 1810“ trägt, bietet das Aschenlied in 7 Strophen, von denen 1—3 dem Urlied (So mancher steigt herum) mit geringen Abweichungen[69]) entsprechen, während 4—6 ein Wiederholungslied (Wenn einer was verspricht) mit Varianten wiedergeben[70]) und 7 als vierte Strophe zum oben mitgeteilten Zusatzliede „Die Köchin vom Trakteur“ gehört[71]).

Schließlich bleibt noch ein Lied Raimunds zu erwähnen, das er als Neujahrstext zwischen 1826 und 1831 in Wien absang[72]). Darin erwähnt er in Strophe 2 ein

*) Besser wäre: fühlt.

Loskaufen vom Neujahrswünschen, wodurch die Möglichkeit einer genaueren Datierung gegeben ist. In Wien wurde nämlich an der Wende des Jahres 1829 auf 1830 zum erstenmal die in Klagenfurt schon seit 1815 geübte, in anderen Städten Österreichs (Linz, Graz, Prag, St. Pölten 2c.) nachgeahmte Sitte, sich gegenseitig nicht mehr mittels Karten usw. ein glückliches Neujahr zu wünschen, sondern das dafür in Auslage kommende Geld den Armen zuzuwenden, eingeführt[73]. Es erließen zu diesem Zwecke die Pfarrer in den einzelnen Wiener Pfarrgemeinden, auch die Armenbezirksvorsteher, so in der Leopoldstadt und in der Jägerzeile, in den drei letzten Monaten des Jahres 1829 Aufrufe an Wiens Bewohner, in jedem Pfarrbezirk sich in eine Liste im Laufe des Monats Dezember 1829 einzutragen und eine selbst zu bestimmende Geldsumme als Ablösegeld für die Neujahrswünsche zu spenden, wofür sie als vom Neujahrswünschen Losgesagte namentlich in der „Wiener-Zeitung" angeführt wurden und eine Entschuldigungskarte erhielten[73]. Diese für Wien neue Sitte, die sich trotz des anfänglichen Erfolges nicht dauernd einbürgerte, griff Raimund in seinem Liede auf, dessen Entstehung daher sicherlich in die letzten Dezembertage das Jahres 1829 fällt und das am 27. Dezember 1829[72]) zur Absingung gelangt sein dürfte. Er brachte, da er ein armer Mann ist, den Zuhörern sein kleines Liedchen zum Neujahrsgeschenk, das mit dem Rufe: „Heil dem Publikum!" schließt.

Ein weiteres fliegendes Blatt der Wiener Stadt-

bibliothek (39976—C), das weder eine Jahreszahl noch einen Drucker und Verleger bietet, verwendet Raimunds Aschenlied in der Urform als Umrahmung, in die es 7 Strophen hineinpreßt, die einzelne Raimundsche Gedanken näher ausführen. So geht Str. 3 von 2 aus; Str. 4 bietet die männliche Parallele zu 2 und 9 steht im gewissen Gegensatz zu 10_2. Dazwischen hinein wird noch von der Vergänglichkeit des Reichtums und der Millionen (Str. 7, 8) und von der Flüchtigkeit der Liebe (Str. 5, 6) gesprochen, Themen, die sich gut dem Kehrreim „An Aschen!" anpassen und unterordnen. Die Erweiterungen dürften aber ebensowenig wie die zur „Köchin vom Trakteur" von Raimund selbst herrühren, sondern von Volkssängern, Harfenisten oder flinken Gassendichtern stammen:

[1a] Der Aschenmann.

1. So mancher geht herum,
Der Hochmuth bringt ihn um,
Trägt einen schönen Rock,
Ist dumm als wie ein Stock.
Vom Stolz ganz aufgebläht,
O Freundchen, das ist öd,
Wie lange stehts noch an,
Bist auch ein Aschenmann.
Ein Aschen.

2. Ein Mädchen kommt daher,
Von Brüßlerspitzen schwer,
Ich fragt 's gleich, wer sie wär:
Die Köchin vom Trakteur.

Packst mit der Schönheit ein,
Gehst gleich in d' Kuchel h'nein,
Ist denn die Welt verkehrt?
Die Köchin g'hört zum Herd.
Ein Aschen.

3. Ein Mädchen kommt und geht,
Vom Stolz ganz aufgebläht,
Die Kleider immer neu,
[1b] Ein Shawl aus der Türkey.
Da glaubt man, sie wär reich,
Es heiraths einer gleich,
Doch der ist schön geprellt,
Was hat sie statt dem Geld?
Ein Aschen.

4. Ein Stutzer steigt daher,
Von Brillianten schwer,
Man glaubt wohl, daß er wär
Ein Viertl-Millionär.
Packst mit dein Großthun ein,
Gehst in die Werkstatt h'nein,
Ich sag dir, wannst 's nicht waſt*),
Der Schuster g'hört zum Last**).
Ein Aschen.

5. Es sehn die jungen Herrn
Die hübschen Mädchen gern,
Sie machen stets die Kur,
So liegts in der Natur.
O Mädchen! glaubts doch nicht,
Was so ein Herr verspricht,
Sein Herz ist abgebrannt,
Er führt euch auf den Sand.
Ein Aschen.

*) Weißt.
**) Leisten.

[2a] 6. Die Liebe brennt im Scherz
Zu Aschen manches Herz,
D'rum sind die Herzen ja
Leicht wie mein Aschen da.
Sieht jetzt ein junger Mann
Oft nur ein Mädchen an,
So ist ihr Herz gleich weg,
Er schwört ihr d' Lieb am Fleck.
Ein Aschen.

7. So mancher in der Welt
Hat doch so vieles Geld,
Und gibt davon keins her,
So groß auch 's Elend wär.
Er scharrt zusamm recht viel,
Der Geitz ist nur sein Ziel;
O Thor! bedenke doch,
Mußt alls verlassen noch.
Ein Aschen.

8. Was nutzts den reichen Narrn,
Wenn sie mit Vieren fahrn,
Stets große Tafeln gebn,
Und immer lustig lebn.
Glaubt 's mir auf meine Ehr,
[2b] Kommt nur ein kleins Malheur,
So ist der reiche Herr
Als wie der Millionär
Ein Aschen.

9. Von allem auf der Welt
Ist's Beste doch das Geld;
Um sechzigtausend Schein
Kann man ein Hausherr seyn.
Doch kommt in diesem Haus
Ein kleines Feuer aus,



Der Aschenmann und die Zufriedenheit

Zufriedenheit: Du wirst wieder glücklich werden, dafür bürge ich dir mit meinem Wort

Gallerie drolliger Scenen, 23. Lieferung

Schoeller del., Zinke sc.

Städtisches Museum, Wien



Hat alle Freud ein End,
Was bleibt, wenns Haus verbrennt?
Ein Aschen.

10. So manches in der Welt,
Ich mein' nicht etwa 's Geld,
Ist doch der Mühe werth,
Daß man es hoch verehrt.
Vor Lieb und Dankbarkeit,
Vor Freundschaft, Redlichkeit,
Vor treuer Mädchen Gluth,
Da zieh ich meinen Hut.
Kein Aschen.

Während von allen bis jetzt besprochenen Fassungen des Aschenliedes die meisten auf der Bühne das Licht der Welt erblickten, gibt es auch eine größere Anzahl solcher, nicht von Raimund herrührender, welche der Weise unterlegt und inhaltlich mehr oder weniger an den Kehrreim des Urbildes angelehnt, die Form desselben beibehaltend, außerhalb der Bühne entstanden sind, von Volkssängern verfaßt wurden oder, von ernsten Dichtern herrührend, ein Bücherdasein führten. Erst diese Weiterbildungen zeigen, wie volkstümlich das Lied geworden, da man es bei allen möglichen Gelegenheiten variierte und parodierte.

Als erster eröffnete den Reigen der polnische Dichter Karl Bołoz von Antoniewicz (1807—1852), der studienhalber zu Ende der Zwanzigerjahre des 19. Jahrhunderts in Wien weilte, hier seit 1827 vielfach im Kreise der Karoline Pichler verkehrte und unter den Literaten als Pole und kenntnisreicher

Mann eine gewisse Rolle spielte[74]). Von dem Motto „Pulvis et umbra sumus" ausgehend, dichtete er hoch oben, am Fuße der Karpathen (Str. 3), das Schlußwort ist mit Skwarżawa 13. Februar 1830 unterzeichnet, zu Anfang des Jahres 1830 seine „Stanzen eines nordischen Aschenmannes"[75]), die er mit den Worten einleitete (S. 3 f.): „Wer kennt nicht das einfache und rührende Lied des Aschenmannes aus der Oper: ‚das Mädchen aus der Feenwelt?' — — Der Vorliebe für diese Melodie verzeihe man, wenn der Sänger, ein Kind des Nordens, diese unbedeutenden Stanzen, Stanzen eines nordischen Aschenmannes überschrieb. – Ist denn: „Ein Aschen" nicht das(!) Refrain der Natur und der Zeit, das (!) mahnend aus der dunklen Nacht des Grabes den Ausbrüchen physischer und geistiger Freuden und Leiden der Menschheit nachtönt? — Ist es nicht das Welt-Echo, das nur in der Nähe der Sterne schwächer und schwächer erklingt, bis es an dem klaren Blau des Himmels sich bricht? Kommen und werden nicht selbst diese Stanzen früher als das Herz, aus dem sie sich ergossen, vom Sturme der Zeit wie ein Häuflein Asche zerstreut?" Aus diesen Zeilen ergibt sich die Grundstimmung des 62 Strophen umfassenden Gedichtes. Von Raimundschem Scherz ist darin keine Rede. Grau in grau malt sich dem Dichter, der überhaupt zur Schwermut neigte, das Geschick der Menschen, denen nichts als die Grube gähnt und alles, alles erscheint ihm eitel. Trotzdem däucht auch ihm das Leben schön, wenn man es richtig zu nützen versteht (Str. 47), der Pflicht lebt (Str. 2),

Gott nachstrebt (Str. 14), mit einem liebenden Gemüt die Welt und die Nächsten umfaßt (Str. 21) und durch Liebe beglückt wird (Str. 29, 49 f.). Des Dichters künftiges Geschick spiegelte sich in seinem Werke, dessen Widmung (S. 6) und Schlußwort (S. 28) darauf schließen lassen, daß er es einem geliebten Wesen, vielleicht seiner späteren Frau Sophie zudachte, als ihn des Lebens Vergänglichkeit in schlummerloser Nacht schwer bedrückte. Als ob er sein künftiges Schicksal, das ihm in kurzer Zeit seine Frau und 5 Kinder entriß und ihn 1839 in den Jesuitenorden führte, geahnt hätte, rief er in Str. 5 aus (S. 8):

Doch willst du glücklich seyn,
So schließ das Herz nur ein,
Entsage hier dem Glück,
Und heb empor den Blick.

Möge der Raimund wesensverwandte Pole, der nur einmal in diesem Gedichte gegen die deutsche Sprache verstieß (Str. 22), im Kloster sein erträumtes Glück gefunden haben!

Von dieser düstersten Form des Aschenliedes, das nur Raimunds Kehrreim, nicht aber Raimunds scherzhafte Satire zu verwerten verstand, trennt eine himmelweite Kluft ein Lied, das den Aschenmann als werbenden Liebhaber mit jener vollen Derbheit, wie sie dem Münchner eignet, im Wechselgesang auftreten läßt[76]):

Der Aschenmann.

[1b] 1. Komm du zu mir hervor,
I sag dir was ins Ohr:

11*

Willst du mein Liebel seyn,
So schlag nun gschwind jetzt ein.
I tauget grad für di,
Verlieb di gschwind in mi,
Schau mi nur freundlich an,
I bin der Aschenmann.

2. Was forderst du von mir,
Du zamgschnaufts Beutelthier?
I sollt di habn gern!
Pack ein mit deim Begehrn.
Schau an die schwarzen Haar
Und so a schöne Waar,
Die taugt für ein' Baron,
Nit für ein' Aschenmann.

3. O Schatzerl, dein Person,
Die taugt für kein Baron,
[2a] A Frau in so an Haus,
Die sieht ganz anders aus.
Und deine schwarzen Haar,
Mit denen ists bald gar,
In zwey dreiviertel Jahrln, schau,
Sehens a schon aschengrau.

4. Schweig nur, du Bösewicht,
Und merk, traktier mich nicht,
A Madel zart und fein
Nimmt jeden Freier ein.
So wisch du 's Maul nur ab,
Es sind gnug Reiche da,
A solcher ist mein Freud,
Nit der, so alleweil schreit: Aschen.

5. O, giebs nit gar so hoch,
Sonst fallst hinab ins Loch.
Ist denn dein Herz von Holz,
Sey nur nit gar so stolz,

Bey mir leidst gwiß kein Noth,
I hab doch a ein Brod
Und bin a sauberer Mann.
Schau mi nur freundlich an.

6. Ein Jüngling in mein' Arm
Macht mir mein Herz so warm,
Dein häßliche Gestalt,
Die machet mich eiskalt.
Romantisch bist du schon.
Auf d' letzt müßt ich di non,
[2b] Sollt ich dein Weibel wern,
Mitn Schäufel zsammn kehrn.

7. Nun, weilst es gar so treibst,
Schau, daßt nit über bleibst,
Denn in an Jahrl schon
Schaut dich kein Hund mehr an.
Wie i a Mandel bin,
Krieg allmal no a Partie,
Du bleibst a alter Bär,
Es mag di Keiner mehr.

8. Er spricht am Ende wahr.
Komm ich ins dreißigst Jahr,
So muß i übrig bleiben
Und d' Frauenthürm oben reiben.
Es soll beschlossen seyn:
Gieb her die Hand, schlag ein,
I bin dein Weibel schon
Und du mein lieber Mann.

9. Geh, lassen wir uns Kopoliern,
Werd's keins nit besser kriegen,
So homa doch a Freud,
Wir seynd ja arme Leut.
Und lebn dann friedlich fort,
Bis wir an jenem Ort,

Wo alles muß einkehrn
Und alls zu Aschen wer'n.
Aschen.

Original: 2_2 zamschraufts; 5 schwarze. — 3_5 schwarze; 7 Jährle. — 5_5 leits. — 6_6 die nun [di noñ (noch); 8 Mit. — 7_1 weils; 3 am Jährli. — 8_4 Und Frauen thun oben ein. — 9_8 all.

Die verballhornte 4. Zeile der 8. Strophe weist auf den Ursprungsort des Liedes hin. Während in Basel die sitzengebliebenen alten Jungfern den Münster abreiben, in Frankfurt am Main den Pfarrturm bohnen, in Wien den Stephansturm reiben und in Nürnberg mit den Bärten alter Junggesellen den weißen Turm fegen mußten[77]), läßt der Münchner Volkswitz die alten Jungfern dieser bierseligen Stadt das weithinragende Wahrzeichen Münchens, die beiden Türme der Liebfrauenkirche, zur Strafe ihrer Ehelosigkeit abreiben[78]). Das Lied dürfte demnach in München bald nach Raimunds erstem Gastspiel (Februar, März 1831) entstanden sein, wozu auch stimmen würde, daß alle Drucke des Sammelbandes, der es enthält, soweit sie mit Jahreszahlen versehen sind oder sich solche erschließen lassen, zwischen 1824 und 1828, beziehungsweise um 1830 fallen. Daß Raimunds Lied zugrundeliegt, daher überall ein Kehrreim „Aschen“ zu setzen ist, beweisen die Strophen 4 und 9 und daß die Raimundsche Fortsetzung „Die Köchin vom Trakteur“ (oben S. 155) aus dem Jahre 1827 dem Verfasser unseres Liedes nicht unbekannt war, das dürfte Str. 2 in Zeile 7 und 8 (gegen oben S. 156, Str. 3, Z. 7, 8) erweisen.

Wenn dieses Lied ebenfalls nur äußerlich an Raimund anknüpfte, indem es die Gestalt des Aschenmannes in den Mittelpunkt stellte und dessen Liebeskummer gesanglich verwertete, so halten sich hingegen zwei weitere Lieder, die als erster und zweiter Teil miteinander in Beziehung gesetzt sind und jedenfalls einem Verfasser zugehören, ganz im Stil und in der Überlieferung des Raimundschen Textes. Wie so viele andere Lieder verzichten auch sie auf den wirksamen Gegensatz von „An Aschen" in den ersten Strophen zu „Kan Aschen" im letzten Gesätz, sie bringen daher in der Besprechung der einzelnen Dinge nur Verachtenswertes, ohne den tröstlichen Hoffnungsschimmer, daß es im menschlichen Leben doch auch Achtenswertes gebe, Raum zu lassen. Beide wurden bei Martin Hofmann in Znaim, der von 1823—1850 druckte[79]), als fliegende Blätter hergestellt und dürften wohl zu Ende der Zwanziger- oder in den Dreißigerjahren des 19. Jahrhunderts entstanden sein. Von der Nichtigkeit des irdischen Lebens ausgehend, nimmt der erste Teil[80]) die Modetorheiten, den Leuteschinder und die Großmannssucht einzelner Menschen auf's Korn:

[1b] 1. O Freunde, hört mich an,
Ich bin ein Aschenmann;
Des Menschen Lebenslauf,
Der geht in Aschen auf.
Mit Gold und Edelstein
Will er nit z'frieden seyn;
Und kummt er in die Grub'n,
Da schreyen ihm die Bub'n:
An Aschen!

Neues weltliches Lied.

Der Aschenmann.

Erster Theil.



Znaim.
Gedruckt und zu haben bei M. Hofmann.

[2a] 2. Die Welt für Klein und Groß,
Die ist jetzt ganz kurjos;
Man sieht da allerhand
Und gar nix hat an B'stand.
Schlagt Eins das And're brat*),
Ist Alles ganz verdraht;
Die Modisucht im Land
Glanzt wie a Feuerbrand.
An Aschen!

3. Oft Mancher fahrt im Wag'n,
Von was kann er das hab'n?
Preßt arme Menschen aus,
Baut sich das schönste Haus.
Und kommt ihm einst der Tod,
Nimmt er vorlieb mit Brod,
Verlangt sich gar kein'n Wein,
Könnt' er auf Erden seyn.
An Aschen!

4. Vor Zeiten war 's a Welt,
An' and're, 's war nit g'fehlt,
Da trugen die Herrn Frisur,
Die Madeln Stöckel-Schuhr.
Doch jetzt san's parfumirt,
Der Leib, o der is g'schnürt;
Die Modi is der Held,
Und kans hat oft ka Geld.
Nur Aschen!

[2b] 5. Oft Mancher bild't sich ein,
Er will was Größer's seyn;
Er ist ein armer Tropf,
Es ist lala**) im Kopf.

---

*) breitschlagen = betrügen; betrügt eins das andere.
**) leer.

Und wann er hat brav Geld,
Glaubt er, er zwingt die Welt;
Geh' weg, es is nit wahr,
Du bist ein armer Narr.
An Aschen!

Der dazugehörige zweite Teil[81]), der 1844 noch in einem Wiener fliegenden Blatte mit geringfügigen Abweichungen nachgedruckt wurde[82]), beginnt mit der Beliebtheit des Aschenliedes und schließt mit dem Hinweis auf das Grab, ein Hinweis, welcher der ersten Strophe des ersten Teiles (oben S. 167) beinahe wörtlich entnommen ist. Weiters behandelt der zweite Teil in Anlehnung an Raimund (unten Anm. 39) die Falschheit der Freunde, zieht gegen die Tugendlosigkeit der Mädchen, das frühzeitige Verlebtsein der Jünglinge, sowie gegen die Ehefrauen los und preist die Hoffnung und die Freundschaft als Lebenspole:

[1b] 1. Weil man 's so gerne hört,
Das Aschenlied begehrt,
So wag' ich 's und erschein'
Damit auch im Verein.
Doch thät 's fein nit behag'n*),
Das liegat ma im Mag'n,
Das wär' a harte Nuß,
Ich legats ganz konfuß
In Aschen!

2. Die Zeit gehört so ganz
In unsern Lebenskranz;
Nur Falschheit, List und Trug,
Die find't man jetzt genug.

*) Original: mit Behag'n.

[2 a] Prellt Ein's das And're nur,
Was gilt jetzt mehr a Schwur;
Wo seyn die guten Freund,
Die 's redlich einst gemeint?
In Aschen!

3. Der Jüngling, der vertraut,
Die Madeln jetzt durchschaut,
Der wird ja ganz vertieft,
Die meisten san verblüfft.
Kan Brautkranz können's mehr
Erwarten, ja auf Ehr'.
Der Tugend gold'ne Kron',
Die schleudern's zeitlich schon
In Aschen!

4. Wird jetzt ein Jüngling bald
Kaum sechzehn Jahre alt,
So druckt'n d' Lieb' kurjos,
Er wird sie gar nit los.
Mit zwanzig Jahr is [s'] zu,
Darüber lacht a Kuh;
Der Jüngling steht am Eis
Schon da als junger Greis.
An Aschen!

5. Der jetzt ein Weib sich nimmt,
Der wird schon bald verstimmt;
Er sieht, was er nit g'wußt,
S' is nur zu seiner Lust.
Er denkt gleich allenfalls,
O hätt' ich 's nur vom Hals,
Ich gebe für sie her
A Butten voll, auf Ehr'.
An Aschen!

[2b] 6. Der jetzt ein'n Freund sich wählt,
Der wird schon gut bestellt;
Falsch san die meisten jetzt,
Man wird bestürzt zuletzt.
Die Freundschaft ist par terre,
's Hat kans ka G'wissen mehr,
Die Falschheit ist probat,
d' Aufrichtigkeit in scat.
In Aschen!

7. Die Hoffnung ist galant,
Ein wahrer Diamant,
Denn, geht 's mit uns bergab,
So geht auch sie zu Grab.
Ist Mancher selbst blutarm,
So lebt er doch im Arm
Der Hoffnung, wie er kann,
Selbst auch der Aschenmann.
An Aschen!

8. Nicht Gold und Edelstein
Sind unsers Glückes Seyn,
Der Stern der Freundschaft nur
Ist unsers Glückes Flur.
Doch, reicht sie auch die Hand
Bis zu des Grabes Rand,
So muß man in die Grub'n
Und nach schrey'n uns die Bub'n:
An Aschen!

Wenn die bisherigen Texte mehr oder weniger allgemeine Themen in Anlehnung an Raimund zum Gegenstande hatten, so wurde 1827 zum erstenmal ein Tagesereignis aschenliedartig besungen, in das Raimunds „Jugend“, Therese Krones, mitverstrickt war. Am 13. Februar 1827 war der Mathematiker Abbé

Johann Konrad Blank in seiner Wohnung ermordet worden. Der Verdacht richtete sich gegen dessen einstigen Zögling Severin v. Jaroszynski, der seit 1826 in Wien weilte und ein sehr ausschweifendes Leben führte. Man verhaftete ihn am 16. Februar in seiner Wohnung im Trattnerhof, wo er eben einen lustigen Abschiedsabend, an dem auch seine Freundin Therese Krones, der Liebling der Wiener, teilnahm, gab. Der Verdacht war wohl begründet. Jaroszynski gestand nach einigem Leugnen die Mordtat ein. Die Gerichtsverhandlung endete am 27. August 1827 mit der Verurteilung des Angeklagten zum Tode durch den Strang. Wien hatte seine Sensation und gebärdete sich wie toll. „Dabei hagelte es Spottlieder. Die Harfenisten in den Bierhäusern sangen diese bei großem Hallo der Zuhörer, aus welchen das nach der Melodie des ‚Aschenliedes':

> Ein Pole kam daher,
> An Schulden ist er schwer! usw.

so ins Volk drang, daß es die Schusterjungen auf der Gasse sangen"[83]. Jaroszynski büßte am 30. August seine Tat mit dem Leben. Das Lied ging ebenso rasch verloren, als es entstanden. Es hatte nicht jene Zugkraft wie das Originallied, das in acht Tagen nach der Erstaufführung des „Bauer als Millionär" so populär war, „daß man überall, wohin man kam, nichts anderes singen und pfeifen hörte, als diese zwei (Brüderlein fein, Aschenlied) wunderschönen Lieder"[84].

Zeitlich schließt sich hier ein Text an, der, gleichfalls einen historischen Stoff in der Form des Aschenliedes bietend, die Beisetzung Napoleons, dessen Körper seit seinem Tode (5. Mai 1821) auf St. Helena ruhte, im Pariser Invalidendome am 15. Dezember 1840 zur Voraussetzung hat[82]. Als Napoleon noch in vollster Kraft war, als er 1805 und 1809 Österreich mit seinen Scharen überzog und in Schönbrunn lange Zeit seine Wohnstätte aufgeschlagen hatte, da war er der bestgehaßteste Mann in Österreich, dem man täglich und stündlich den Tod an den Hals wünschte und den man mit Ingrimm und mit im Sacke geballter Faust bei den großen Truppenparaden auf der Schmelz betrachtete[85]. Als er aber der stille und einsame Gefangene auf der Insel St. Helena wurde, wo bei roher und gewalttätiger Behandlung sein großer Geist in enge Fesseln geschlagen war, da brachte die von seinen Anhängern in die Wege geleitete St. Helenaliteratur einen merklichen Umschwung der Geister hervor[86]. Man bemitleidete und bedauerte ihn und als er seinem schweren Leiden 1821 erlegen war, da waren es deutsche Dichter, allen voran Franz Grillparzer, Josef Christian Freiherr von Zedlitz und Karl Immermann, die im Gegensatze zur Presse, die sich mit Ausnahme einiger süddeutscher liberaler Oppositionsblätter ängstlich um Werturteile drückte[87], dem deutschen Volke Napoleons Größe und Wert vor Augen führten[88]. Allmählich lernte man unter dem Drucke der schlimmsten Reaktion, welche die Früchte der Befreiungskriege nicht ausreifen ließ, um und

ersah in Napoleon nicht mehr die „Gottesgeißel“, sondern, wie es August Graf von Platen-Hallermünde ausdrückte, den notwendigen „Besen der Zeit“, dessen stetes Eintreten für die Volkshoheit und die Gleichheit aller im Staate ihn besonders den Liberalen wert und teuer machte. Der versöhnende Schimmer, der bereits in den Dreißigerjahren des 19. Jahrhunderts Napoleons Namen umstrahlte, ist ebenso wie in Volksliedern auf seinen Tod und seine endgültige Beisetzung[89]) auch in unserem Liede zu sehen, das keine Spur jenes Hasses mehr zeigt, wie er der österreichischen Kriegslyrik des Jahres 1809 eigen war, sondern in ruhiger, leidenschaftsloser Weise Napoleons Bedeutung für Frankreich anerkennt (Str. 4, 5) und ihn, als wäre er nie Österreichs Feind gewesen, den ewig großen Mann nennt (Str. 3), der einst Großes geleistet (Str. 5). Bewunderung ist der Grundton des Liedes, das nur wenigen historischen Erinnerungen Raum gewährt. Den schwersten Tag aus Napoleons Leben hebt es heraus (Str. 3), als er, nachdem er am Nachmittag des 22. Juni 1815 unter dem Zwange der Verhältnisse und unter dem Drucke der Kammer zugunsten seines Sohnes Napoleon II. dem Throne entsagt hatte, am 25. Juni Paris, ohne daß dies auf das Volk einen besonders großen Eindruck gemacht hätte, verlassen und sich ins Lustschloß Malmaison begeben hatte, von wo er sich am 29. Juni, um nach Amerika zu entfliehen, in die Hafenstadt Rochefort aufmachte[90]). Diese Erinnerung sollte aber, das war des Dichters Absicht, nur den Gegensatz zum Taumel

der Begeisterung herstellen, der die Pariser ergriff, als ihnen der Bürgerkönig Louis Philipp durch das Parlament am 12. Mai 1840 verkünden ließ, daß der von Napoleon in seinem Testamente niedergelegte heiße Wunsch, in Frankreichs Erde ruhen zu dürfen, endlich in Erfüllung gehe[91]), nachdem schon seit den Zwanzigerjahren unter dem Regime der Legitimität wiederholt und auch 1830 nach der Julirevolution die Forderung darnach, worauf Str. 3 und 6 anspielen könnten, in Paris erhoben worden war[92]). Und als der tote Kaiser am 15. Dezember 1840 von Courbevoie aus seinen stummen Einzug in den Invalidendom, den der Verfasser des Liedes in Str. 8 mit der Madelaine verwechselt, hielt, da stieg die Begeisterung der Pariser bis zur Siedehitze[91]). Wie schon früher, hält es der Verfasser wieder für angezeigt, zwei Gegensätze hier hervorzukehren. Während die gegen Napoleon im Bündnis gestandenen Herrscher Franz I. von Österreich († 2. März 1835), Alexander I. von Rußland († 1. Dezember 1825), Georg IV. von England († 25. Juni 1830) und Friedrich Wilhelm III. von Preußen († 7. Juni 1840) längst die ungestörte Ruhe in ihren rechtmäßigen Erbbegräbnissen fanden, mußte Napoleon, der Allerweltsfriedensstörer, aus seinem einsamen Grabe aufgestört werden, um als letzter unter diesen Herrschern in der Mitte seines Volkes ruhen zu können (Str. 7). In geweihter Kirche unter seinen Helden wurde er beigesetzt, er, der einst, wie Str. 8 in blitzartiger Beleuchtung andeutet, mit der Kirche zerfallen war und 1809 den Bannfluch des



F. Raimund als Aschenmann
M. Schwind del., J. Kriehuber lith.
Städtisches Museum, Wien



Papstes Pius VII., der dafür sein Gefangener wurde, über sich ergehen lassen mußte, weil er im April 1808 den Kirchenstaat an sich gerissen hatte[93]). Pietätvoll gedachte der Verfasser in der Einleitung (Str. 1) dieses Gedichtes eines anderen großen Toten, des verstorbenen Schöpfers des Aschenliedes, dessen Inhalt er mit wenigen Worten andeutet (Str. 2), um den Übergang zum eigentlichen Vorwurf zu gewinnen. Und ausklingend erscheint auch hier ganz im Sinne Raimunds eine Wiederholungsstrophe, die darauf hinweist, daß das Lied öffentlich vorgetragen wurde, sei es im Theater oder auf der Bretterbühne des Volkssängers. Und tatsächlich ist auch der Wiener Volkssänger Johann Baptist Moser († 1863), wie dessen handschriftlicher Nachlaß ausweist[94]), der Verfasser dieses Liedes.

[Blatt 3b] 2. Lied.

1. Als schwaches Souvenir
Bring' achtungsvoll ich hier
Ein Liedchen jener Zeit
Und jenem Mann geweiht,
Der nicht von mir genannt,
Als Aschenmann bekannt,
Und allen noch so lieb,
Das schöne Liedchen schrieb:
Von Aschen! von Aschen!

2. Sein Lied sagt uns nicht bloß,
Daß Menschen klein und groß,
Die Köchinn vom Trakteur
Und Alles Aschen wär';
O nein, sein Lied belehrt,

Was jede Asche werth.
D'rum ist das harte Holz
In Frankreich jetzt so stolz
Auf Aschen! auf Aschen!

3. Der Mann, der einst Paris
Gezwungen nur verließ,
Der eig'nen Kraft beraubt,
Vergessen sich geglaubt;
Der ewig große Mann,
Den über'n Ocean
Der Tod zu bleiben hieß,
Den forderte Paris
Als Àschen! als Aschen!

[4a] 4. Der Mann, der zwar schon Staub
Und der Verwesung Raub,
Wenn auch einst hochgeehrt,
Nicht mehr zu sein begehrt,
Den zwingt jetzt sein Geschick
In jenes Land zurück,
Das stolz auf seinen Geist
Noch seine Thaten preis't
Als Aschen! als Aschen!

5. Daß jenes Land den Mann,
Der Großes einst gethan,
Und seine Hülle ehrt,
Bleibt ewig achtungswerth.
Im Herzen ruht die Gluth,
Die unsern festen Muth
Verbotner Flammen weckt,
Zu brennen sich befleckt
Für Aschen! für Aschen!

6. Wenn auch für diesen Mann
Die Welt nichts sagen kann,
Und er, der Zeit entrückt,
In sich war selbst beglückt —
So schreit, für ihn entbrannt,
Sein Volk, das ihn erkannt,
Sein Feuer, seinen Muth,
Aus Achtung für die Gluth
Um sein Aschen! um sein Aschen!

7. Von höchster Allianz
Mit weiland Kaiser Franz
Hat jedes hohe Haupt
Der Tod uns schon geraubt,
[4b] Und alle ruhen sie,
Nur jener Mann, der nie
Der Welt den Frieden gab,
Mußt' noch aus seinem Grab
Als Aschen! als Aschen!

8. Der Magdalenen-Dom
Nahm den, der einst in Rom
Bedroht' den Vatikan,
Als Unterthan jetzt an.
In jener Erde Schooß,
Wo ihn des Glückes Loos
Getroffen und verließ,
Ruht er nun doppelt süß
Als Aschen! als Aschen!

Applaus.

Ihr Beifall zeigt mir an,
Daß ich als Aschenmann
Kein' schlechten Aschen bring',
Wenn ich vom Aschen sing'.

12*

Denn ist a Holz nöt gut,
So gibt 's a schlechte Gluth
Und liegt maustodt am Herd,
Und hat so gar kein' Werth
Als Aschen! als Aschen!

Noch einmal versuchte sich Moser in dieser Form mit seinem Lied „Der Aschenmann von Stadt Steyr", als am 3. Mai 1842 eine verheerende Feuersbrunst die Vororte Steyerdorf, Wieserfeld und Bei der Steyr der Stadt Steyr ergriffen hatte und in überraschend kurzer Zeit 250 Häuser dem Brande zum Opfer gefallen waren. Man bemühte sich allerorten, den verarmten Bewohnern beizuspringen und besonders in Wien ergaben die veranstalteten Sammlungen ein beträchtliches Ergebnis an Geld, Kleidern, Wäsche und Nahrungsmitteln. Auch Johann Baptist Moser trug durch sein Lied, das er für Michael Neumayer am 20. Juni 1842 geschrieben hatte, sein Scherflein zur Linderung der Not bei. Wenn je diese Liedform für ein historisches Ereignis berechtigt war, dann war sie es hier, denn aus Schutt und Asche war das Lied geboren und Schutt und Asche wollte es wegräumen helfen[94a]).

Der Aschenmann von Stadt Steyr.

Nach dem Brande im Monat Mai 1842.

1. Hört, Freunde, hört mich an,
Ich komm' als Aschenmann,
Mein' Butten, voll und schwer,
Jtzt von Stadt Steyer her.

Denn dort, wo's Geld stets bar
Und's Eisen Silber war,
Dort schaut von Haus zu Haus
Jtzt gar nix mehr heraus:
Als Aschen! Als Aschen!

2. Verheert durch einen Brand,
Is Steyer nöt im Stand,
Ganz hilflos und allein
Sich selbst genug zu sein.
Denn wenn auch Herr und Knecht
Voll Fleiß in d' Werkstatt möcht'
Und Arbeit findet gnue,
So können s' nöt dazue:
Vor Aschen! Vor Aschen!

3. Und weil ich unter All'
Der Aschenmänner Zahl,
Die groß und klein in Wien,
Der Allerärmste bin,
Weil mir nach Steyer 's Geld
Zum Aschenkaufen fehlt,
Oft z'wenig hab' für mi',
D'rum bitt' ich, kaufen Sie:
Ein'n Aschen!

4. Wann jeder, der in Wien,
A Herz voll Biedersinn,
Mit Namen Mensch getauft,
Nur 's kleinste Häufel kauft,
So kriegt d' Stadt Steyer bald
Ein'n Steinbruch und ein'n Wald,
Wird schöner als zuvur
Und hinterlaßt kein' Spur:
Von Aschen!

5. D'rum kaufen gnädig Sie
Ein'n Aschen heut' durch mi',
Weil d' Stadt, im Brand verraucht,
A Geld auf Ziegel braucht.
Sie krieg'n ihn wohlfeil gnue,
Ein'n ganzen Haufen zue,
Und hab' ich 's Geld dafür,
Ein Geltsgott noch von mir:
Auf'n Aschen!

6. Und mit erneutem Fleiß,
Im Angesicht voll Schweiß
Und 's Herz voll Dankbarkeit
Wird noch in später Zeit
Der Steyrer, nackt und bloß,
Itzt brot- und obdachlos,
Sie segnen einst dafür,
Wenn Sie auch alle hier:
Schon Aschen!

7. Repetition.

Es ruft mich Ihr Applaus
Als Aschenmann heraus,
D'rum bin auf Nein und Ja
Ich freudig wieder da.
Und schrei' itzt nochmal frisch
Mit'm Teller Tisch für Tisch:
O, kaufen gnädig Sie
Für Steyer itzt durch mi':
Ein'n Aschen!

Mitten ins lustige Karnevalstreiben der Wiener, mit ihren Maskenbällen und deren oft unangenehme Folgen zeitigenden Demaskierungen versetzt uns 1847 der Vielschreiber Anton Johann Groß-Hoffinger (1808

bis ca. 1873)[95]) mit dem 4. Hefte seiner Schilderung „Wien, wie es ist“, die einem seit 1825 rasch in Aufnahme gekommenen Typus der Sittenbeschreibung einzelner Orte und Gegenden angehört[96]). Und da beim lustigen Fasching auch ein Katzenjammer am Aschermittwoch sein muß, der in Wien später die kreuzlustigen Heringsschmäuse zeitigte, so läßt sich der sonst politisch ziemlich gesinnungs- und charakterlose, nur allzuoft in seinen Schriften dem Pikanten und Sensationellen nachjagende Verfasser die Gelegenheit nicht entgehen, Aschermittwochslieder in der Form des Raimundschen Aschenliedes zu bieten[97]). Satirisch gedacht, spielt er in ihnen einzelne Stände gegeneinander aus, welche die alte goldene Zeit loben, wo noch dies und jenes war, doch mit dem einfältig-frohen Sinn, dies ist der Kehrreim, der alles Widerstrebende miteinander verband, ist diese schöne Zeit für immer hin. Der Schriftsteller schwelgt in Erinnerungen an die alten Verleger und das kauflustige Publikum, der Buchhändler wünscht sich die alten, dummen, alles hinnehmenden Käufer und die nur um Ehre, nicht um Geld schreibenden Schriftsteller zurück und so hat jeder, der in diesem Reigen zu Worte kommt, als der Dichter, die Jungfrauen, die Weiber, die Ehemänner, die Theaterdirektoren und die Beamten, etwas zu beklagen, das vergangen, zu seinen angenehmsten Erinnerungen gehörte und das er am liebsten wieder verlebendigt vor sich sehen würde. Aber, obwohl die Zeit bald ein anderes Gesicht bekam, und der Morgenhauch der kommenden Revolution sich schon ankündigte, war doch

in Wien infolge des starren und starken Polizeiregiments alles ins Phäakische erschlafft oder führte ein Schlummerdasein. Und so konnte Groß-Hoffinger mit einigem Recht im Schlußlied, Chor betitelt, auf manches hinweisen, das scheinbar der Vergangenheit angehörte[98]), wie die Wiener Lustbarkeit, das warme Wienerherz, der frohe Wiener Scherz und Spaß, der nie verletzend wirkte, die Bankoscheine, die unverfälschten Weine, der leichte Lebenserwerb, das alte ehrliche Wienerwort, die Biederkeit, der Töchter strenge Zucht und Schamhaftigkeit, die Treue der Diener, die Liebe zum Herrn, der Herrendank, und das freie, mannhafte Wort. Alles dies ist nach ihm im Phäakensinn hingeschwunden und erstarrt. Es war aber nur der Polizeidruck, der alles versteinert hatte, da er nicht einmal die harmloseste Fröhlichkeit aufkommen ließ, es sei nur an die Aufhebung des Castellischen Rostbratelordens und der gänzlich gefahrlosen Ludlamshöhle erinnert[99]). Als aber dieser Druck und mit ihm das politische Spitzel- und Naderertum wichen, da lebten alle guten und schlechten Wiener Eigenschaften wieder auf und leben, trotzdem sie Groß-Hoffinger totgesagt hatte, heute noch ungeschwächt und ungemindert fort. Was aber an diesem Schlußliede besonders auffällt, das sind politische Schlagworte, die jetzt noch ihre Lebenskraft bewahren. Da ist das vom „kleinen Mann“, dem armen Handwerker (Str. 4), der heute noch von verschiedenen politischen Parteien unter Anrufung dieses Schlagwortes erlöst wird und da sehen wir auch den Börsenwauwau (Str. 3) auftauchen, der ebenfalls vor noch nicht allzulanger Zeit

ein beliebtes Wort im Munde verschiedener Volksbeglücker war. Und so verbindet dieser Schlußchor, der in Str. 6 auch auf Raimund (Hutziehen vor braver Mädchen Glut usw.) anspielt, zwanglos die Vergangenheit mit der Gegenwart, zwischen denen als morsche und durchlässige Schranke die Wiener Revolution des Jahres 1848 sich erhebt.

Von Frankreich her ging 1848 ein Fieberschauer durch die deutschen Lande und die Freiheit, nach der alles lechzte, die nach den Befreiungskriegen wie Schaum zwischen den Fingern zerronnen war, war über Nacht mit den ersten Frühlingsboten auch in Österreich eingekehrt und hatte am 15. März 1848 die Konstitution gebracht. Aber die große Masse, das Proletariat, wie sie sich gerne nennen ließ, war weder reif dafür, noch hatte es Urteil genug, um gewissenlose Demagogen, die in Wien wie die Pilze aus dem Boden schossen, von sich abzuschütteln. Die Pöbelherrschaft und der Studentenhochmut wurden für Wiens ruhige Bewohner allmählich zur Qual. Raub und Plünderung standen auf der Tagesordnung und trotzdem Ferdinand I. der Gütige, ein schwacher Herrscher, im August 1848 nach Wien zurückgekehrt war, wüteten die Volksleidenschaften aufs Heftigste weiter und führten aus nichtigen Ursachen, Wiener Truppen sollten gegen die rebellischen Ungarn ziehen, zu jenen bedauerlichen Auftritten, denen der Kriegsminister Theodor Graf Latour am 6. Oktober zum Opfer fiel. Damit war das Maß voll und Wien ging jenen schrecklichen Oktobertagen entgegen, in denen nutzlos vieles junge Blut verspritzt

wurde, ohne daß an dem Endergebnis, der Einnahme der Stadt durch die kaiserlichen Soldaten unter Fürst Alfred Windischgrätz und dem Banus Jellačić etwas zu ändern gewesen wäre (31. Oktober 1848). War es doch ein ganz überflüssiges Unternehmen, Wien gegen geschulte Truppen mit den Nationalgardisten und den Mobilen zu verteidigen, die trotz allem militärischen Drill ihrer Aufgabe schon deshalb nicht gewachsen waren, weil ihnen vielfach die militärische Disziplin fehlte und weil es unter ihnen viele Garden gab, die mit den Vorgängen in Wien schon lange nicht mehr einverstanden waren, aber notgedrungen mittun mußten, wenn sie nicht die Flucht vorgezogen hatten[100]). Dem Wiener Volkscharakter lag dieses nutzlose Blutvergießen und dieses wilde Kriegsspiel nicht und jener Nationalgardist, der in Gegenwart Berthold Auerbachs am 31. Oktober, am Tage von Wiens Fall, fröhlich äußerte, daß er sich nun kindisch freue, endlich wieder gute Musik zu hören, nachdem er wochenlang nichts anderes als bum bum und biff baff hörte[101]), war wohl keine Einzelerscheinung. Wäre dem Wiener das Revolutionieren im Blut gesessen, dann wäre es ganz unbegreiflich und selbst durch dessen Volkscharakter nicht erklärlich, daß die Bürger, von Selbstbetäubung, wie Auerbach meint, kann dabei keine Rede sein, in den Straßen die einziehenden Truppen freudigst begrüßten[102]). Dabei waren jene ja nur ein kleiner Teil der friedlich Gesinnten, hatten doch die meisten bei Ausbruch der Oktoberwirren Wien fluchtartig verlassen. Der Taumel und der Alpdruck war

von den Zurückgebliebenen gewichen und sie freuten sich, wieder in geordnete Verhältnisse zu kommen.

Ein treffendes Beispiel dafür ist der Bänkeldichter August Philipp Betz, der wie so manche andere Wiener Dichter des Jahres 1848 im Taumel der Begeisterung im Juli oder August den Proletariern ein süßschmeichelndes Loblied gesungen[103]), und der Nationalgarde, der er selbst als Mitglied angehörte, im Juni oder Juli Weihrauch gestreut hatte[104]). Nachdem aber das große Wüten vorüber und die Herrschaft des Pöbels gebrochen war, da besann er sich wieder, aus dem Saulus wurde ein Paulus und wie im wunderschönen Mai, wo er den Wiener Freiwilligen, die nach Italien zur Bekämpfung der Revolution auszogen, ein Lied auf den Weg mitgegeben hatte[105]), so fühlte er auch jetzt im November oder Dezember sein patriotisches Herz wieder, bedeckte sein Haupt mit Asche und hielt den Märztagen im „Marziveigerl“[106]) und den Oktoberereignissen im „Wiener Aschenmann“ nichts weniger als freundliche Nachrufe.

„Der Wiener Aschenmann“, ein „Zeitgedicht“, wie Betz es nannte, erschien in 2 Auflagen, hatte Raimunds Lied zur Voraussetzung und bestand ursprünglich aus 2 Teilen[107]), wovon der erste Teil mit 6 Gesätzen bereits in einem Neudruck vorliegt[108]). Wie unterscheidet sich doch dessen Einleitung, wo von Raub und Menschenwut gesprochen wird, vom Schlußgesätz des Proletarierliedes, in dem der Proletarier selbstbewußt ausrief, daß ihm das Eigentum heilig sei! Und doch lagen nur vier Monate zwischen beiden

52.



Der Wiener Aschenmann

erster Theil.

Verfast von dem Volkssänger August Betz.

Arie nach Raimunds Aschenlied.

1.

Die Welt, die wahr ja jetz,
A reine Menschenhetz,
Wie wüthend,'s is a Schand,
Gingen d'Leut schon aufanand,
Und graubt wurd auch sogar,
Obs gleich verboten war,
Es warn zu uns'rer Qual,
Die Häuser überall –:/ an Aschen /:

2.

Den deutlichsten Beweis,
Wie man nichts Zweites weiß,
Zeigt uns – o ewig schad!
Die große Wienerstadt.

Gedichten. Wie gründlich hatte sich die Ansicht unseres Dichters in dieser kurzen Zeit geändert! Als Lerchenfelder, er wohnte 1848 Alt-Lerchenfeld Nr. 173[104]), lagen ihm die Ereignisse, die sich vorm Lerchenfelder-Wall abgespielt und die Verwüstungen, die sie im Gefolge gehabt hatten, besonders am Herzen, so daß er ihrer in Strophe 4 des 1. Teiles eingehender gedenkt. Dabei war aber Altlerchenfeld, innert der Linien gelegen, noch ziemlich glimpflich weggekommen (Str. 4), fanden doch die Kämpfe zwischen den Aufständischen und dem kaiserlichen Militär hauptsächlich in Neulerchenfeld, vor der Linie, statt, wo es am 25. und 26. Oktober wiederholt zu heftigen Plänkeleien gekommen war, die mit dem Rückzuge der Aufständischen hinter den Linienwall endeten[109]). Während aber andere Linien in den nächsten Tagen von den Kaiserlichen erstürmt wurden, beschränkte man sich bei der Lerchenfelderlinie darauf, den Wall zu beschießen, wodurch zwar manches Haus in Mitleidenschaft gezogen (vgl. Str. 4), aber kein bedeutender Sachschaden angerichtet wurde, so daß am 31. Oktober die kaiserlichen Truppen in eine ziemlich unversehrte Vorstadt einzogen[110]). Ganz anders aber sah es bei der Matzleinsdorfer Linie aus (vgl. Str. 3). Hier hatten die Aufständischen am 26. Oktober einen mißglückten Ausfall versucht, der mit der heftigen Beschießung des Walls von Seite der Brigade Colloredo erwidert wurde. Am 28. Oktober, dem Tage des allgemeinen Sturmes, ging die Brigade Jablonowski vormittags gegen Matzleinsdorf los, erstürmte den Friedhof und

bezwang das Linientor, mußte sich aber infolge stärkerer Verluste aus den Gassen zurückziehen; die hierauf einsetzende Kanonade schoß das Gasthaus Furchheimer (Matzleinsdorf Nr. 29), nahe der Linie, in Brand, das mittags beim neuerlichen Eindringen der Truppen (Nassau-Infanterie) völlig ausgeplündert und bis auf die Mauern niedergebrannt wurde[111]), worauf Betz mit dem „Wirtshaus obn am Eck" anspielt (Str. 3). Die bei der Matzleinsdorfer Linie siegende Soldateska, erregt durch ihre Verluste, begnügte sich aber nicht mit der Besetzung der Häuser in der Matzleinsdorfer Hauptstraße, sondern plünderte und raubte in gewissenloser Weise[112]). So plünderten die Soldaten unter anderem das Haus des Josef Freiherrn v. Dietrich (Matzleinsdorf Nr. 15—17), der an der Gicht krank darniederlag und den Eindringlingen Speise und Trank reichlich darbot, nicht nur völlig aus, sondern schlugen auch mutwilligerweise alle Fenster ein[113]), wodurch es Betz wie „blattersteppich" vorkam (Str. 3). Freilich, die Wiener vergaßen das bald alles, verziehen den Soldaten, die ebenfalls gelitten hatten, und trösteten sich damit, daß sie ja alle Menschen seien und der Groll schon deshalb keinen Zweck hätte, weil einst im engen Haus keiner vorm andern etwas voraus habe, da sie alle zu „Asche" würden (Betz, Str. 6).

Später arbeitete Betz den ersten und zweiten Teil zu einem Ganzen zusammen[114]), das 17 Strophen und ein Wiederholungsgesätz umfaßt. Inwieweit der zweite Teil Änderungen erfuhr, beziehungsweise ob Betz neue Verbindungsglieder und Gesätze einfügte, läßt sich vor-

derhand nicht feststellen, da dieser Teil bis nun verschollen ist. Soweit aber aus dem ersten Teil Schlüsse gezogen werden können, waren die Umänderungen einschneidender Art und hatte Betz etwas ganz Neues geschaffen, das mit wenigen Ausnahmen nur stoffliche Anklänge an die früheren Texte aufweist. Ist doch von den 6 Gesätzen des ersten Teils die erste Strophe mit den allgemeinen Gedanken ganz verschwunden und an deren Stelle als Strophen 1 und 2 im neuen Text eine Jeremiade über die Verderblichkeit des Jahres 1848 getreten, die Betz wieder als Paulus zeigt. Die zweite Strophe, die vom Neuen Grund handelte, die dritte, die das Wirtshaus Furchheimer und das Haus des Barons Dietrich zum Gegenstande hatte, und die vierte, mit Mitteilungen über die Gegend des Lerchenfelder Walles, hinterließen in den Gesätzen 3, 4 und 5 des neuen Textes nur geringe Spuren. Hingegen wurden die Strophen 5 und 6, nur etwas abgeändert, als Schlußgesätze 16 und 17 zur Gänze übernommen, da Betz genau wußte, welche Wirkung diese sentimental angehauchten, auf das Aschenhafte des Lebens hinweisenden Verse auf die gefühlsduseligen Wiener auszuüben imstande waren, daher er noch ein im gleichen Sinne gehaltenes Wiederholungsgesätz (Str. 18) anfügte und einen Aufruf an die Männer Wiens, verquickt mit der Bitte an Gott, Wien in Zukunft vor solchen Dingen zu verschonen, voranschickte (Str. 15). Wie diese Strophen die Gemütsstimmung des Dichters in betreff der vergangenen Ereignisse veranschaulichen, so waren sie auch der be-

redteste Ausdruck für das, was die Mehrzahl der Wiener über diese Vorgänge dachte. In knapper und anschaulicher Weise, die auch Kleinigkeiten nicht übersah, und unter Ausnützung der mehr zum Herzen dringenden Laute der heimatlichen Mundart läßt der Dichter die Vorgänge, die sich in der Zeit vom 23. bis zum 31. Oktober 1848 in und außerhalb der Stadt Wien abspielten, wahrheitsgetreu, wenn auch nicht in streng zeitlicher Aufeinanderfolge, vor den Ohren der Zuhörer vorübergleiten. Wenn auch mehr andeutend als ausführend, boten die einzelnen Strophen doch für den, der mitten in der Zeit und den Ereignissen gestanden, ein Bild all der Schrecken und Wirrnisse, die in der kurzen Spanne Zeit im lieben Wien sich zugetragen hatten, während für uns Nachkommende der folgende Text gewisser Erläuterungen bedarf, die in den Anmerkungen zu finden sind.

Der Wiener Aschenmann.

[1b] 1. Die Welt war einst gewiß
A reines Paradies,
Man hat von Nix was g'wußt,
Als nur von Freud' und Lust;
Doch was i sag' — is wahr;
Durch 's Achtundvierz'ger Jahr
Is viel auf uns'rer Erd'
An Menschen und an Werth — in Aschen! —
an Aschen! —

2. Richt' man den Blick auf Wien
Und die Verwüstung hin,
Was wir da hab'n erfahr'n,
G'schicht net in tausend Jahr'n! —

Die Linie von St. Marx,
Das war doch g'wiß was Arg's?
's is g'schossen wor'n und brennt,
Man hat fast nix mehr kennt[115]) — vor Aschen! —
vor Aschen! —

3. Und dann am neuen Grund,
Da waren viel verwund't,
Die Häuser, wer sie kennt —
War'n d' Meisten niederbrennt! —[116])
[2a] A Unglück für dö Leut
In derer theuern Zeit,
Wo eh a große Noth
Um's liabi Stückerl Brod — alles Aschen!
an Aschen! —

4. Hernach bei Matzelsdurf
Da hab'n beim ersten Ruaf
Die Kämpfer sich vereint,
Weil sie zu siegen g'meint;
Doch Gott hat's anders woll'n,
Sein Machtspruch hat befohl'n:
Die Häuser groß und klein —
Die sollen alle sein[117]) — an Aschen! —
an Aschen! —

5. Dann drüb'n im Lerchenfeld
Hat weiter sunst nix g'fehlt
Als nur a klaner Wind,
Hätt' Alles sich entzünd't;
Von links und rechts und vorn
Ist dorten g'feuert wor'n,
Doch weiter ist nix g'scheh'n,
Zwa Häuserln san nur g'leg'n[118]) — in Aschen! —
in Aschen! —

6. Am Bratenfeldergrund
Glei an der Linie unt'
Das Haus war so verritzt,
Daß's Peltz[119]) hab'n unterg'stützt;
[2b] Durch's viele, starke Knall'n
War's bald zusammeng'fall'n,
Doch is 's des Glückes Spiel —
Durchaus war dort net viel[120]) — in Aschen! —
in Aschen!

7. Dann drunt im Liachtenthal
Glei vorn beim Linien-Wall
Sein's durcheinanderg'rennt,
Wia d' Häuser so hab'n brennt!—
Es is a harte Tour,
Für so Leut Uebel gnua,
Wann's eh' beinah nix ham
Und 's fallt no Alles z'samm[121]) — in Aschen! —
in Aschen!

8. Und gegen Nußdorf 'naus,
Da steht's Aug'-Gottes Haus,
Doch net in Gottes Hand,
Denn 's war a großer Brand[122]),
Feldmüllers Holzverlag
Is an demselben Tag
Beim Donauufer vorn
Nebst mehrer'n Häusern wor'n[123]) — an Aschen! —
an Aschen! —

9. So mancher Klageton
Kam aus dem Odeon! —
's hat ausg'schaut ohnedem
Rein wia Jerusalem! —

[3a] Der ganze, schöne Werth
Is da g'leg'n auf der Erd'! —
Der große Freudensaal
Iß an für allemal[124]) — in Aschen! —
an Aschen! —

10. Denkt man an d' Franzallee!
Wem thuat da 's Herz net weh?!! —
Die schönsten Häuser drunt
Sein ausbrennt ob'n und unt! —
Von drüben und herüb'n
Is kaum was übrig blieb'n,
's war All's von draußt und drinn
Bis zu der Dampfmühl hin[125]) — an Aschen! —
an Aschen!

11. Betracht' ma nur a Weil
Sodann die Jägerzeil! —
Da find't ma manche Spur,
Wo man wird staunen gnua! —
Die Häuser unt am Eck
Sein beide schrecklich lek —
Von 'n G'schütz total verwund't
Is Jed's bis auf den Grund[126]) — an Aschen! —
an Aschen! —

12. Beim Burgthor bei dem Sturm,
Da is ein ganzer Surm[127])
Kroaten niederg'fall'n,
Wia's drinn hat ang'fangt z' knall'n! —
[3b] Das Burgthor — meiner Ehr',
Hab'ns z'schossen kreuz und quer[128])
Und dann am Josefsplatz
War a ka klaner Schatz[129]) — in Aschen! —
in Aschen! —

19*

13. Die Kirchhöf' um d' Stadt Wien
War'n a so ziemlich hin! —
Jed's Kreuz, jed's Monument
Beinahe hab'ns verbrennt! —
Drum paßt die Grabschrift guat:
„Derselbe, der da ruat",
„Der ruat in Gottes Nahm'"
„Mit Allen hier zusamm[130] — in Aschen! —
in Aschen!" —

14. Die Wien-Gloggnitzer-Bahn
War a recht übel d'ran;
Der Hof, da Kreuz und quer
Wia d' Stall' vom Belveder[131];
Kurz um die Wienerstadt —
Wer Alles g'seg'n hat,
Der überzeugt sich fest,
A großer Theil is g'west — in Aschen, —
an Aschen! —

15. Ihr Männer der Stadt Wien,
Blickts auf die Plätze hin! —
Schaut euch das Elend an,
Was 's Schicksal uns gethan! —
[4a] Du liaber, guater Gott!
Bist Helfer in der Noth! —
O! Schau amal daher
Und schick uns nimmermehr — den Aschen! —
nur kan Aschen! —

16. Und unser'n Militär
War doch dabei a schwer!
Es is a alte G'schicht,
Von Eisen is ihr Pflicht;

Man rechne nur dazua,
Daß's g'wiß hab'n g'litten gnua,
Daß Manche, groß und klein
Jetzt a nix Ander's sein — als — an Aschen! —
an Aschen! —

17. D'rum reichet stets dem Stand
Die treue Bruaderhand;
Es sei zu uns'rem Glück
Vergessen das Geschick,
Denn drunt im engen Haus
Ist jeder Groll dann aus;
Da hat dann von Natur
Sunst Kaner was bevur — als — an Aschen! —
an Aschen! —

Repetition.

18. Doch denk ma nimmer drauf,
Es is der Zeitenlauf,
[4b] Der Alles das hat bracht
Durch eine höh're Macht! —
Der Menschheit, die bedrängt,
Sei unser Mitleid g'schenkt;
Wie lang' steht's denn noch an,
So sein ma Alle z'samm' — an Aschen! —
an Aschen! —

Wenn Betz in diesem Liede die letzten Oktobertage blitzartig beleuchtet, so fand er einen Nachahmer in Johann Ernst, der aber zur Abwechslung einmal ein Aschenweib an Stelle des Aschenmannes auftreten läßt und seinen vogelschauartigen Rückblick im Jahre 1849 vornimmt[132]).

Das Wiener Aschenweib, als Seitenstück zum Aschenmann.

Arie nach Raimunds Aschenlied.

1. Ich bin das Aschenweib,
Bin alt und schwach von Leib,
Kann kaum, ich muß es sag'n,
Die Aschenbutten trag'n.
Verdien' recht hart mein Brot,
Dank' doch den lieben Gott,
Daß ich noch leben thu
Und schrei halt fleißig zu — |: an Aschen :|.

2. Wie hier der Aufstand war
Im achtundvierz'ger Jahr,
Hab' ich viel g'sehn und g'hört,
Das Volk war ganz empört.
Da hat man mit Vergnüg'n
D' Leut z'sambrakt wie die Flieg'n,
[2 a] Ich hab bei den Krawall
Betrübt g'schrirn monichsmahl — |: an Aschen :|.

3. Der März, April und May
War'n wichtig alle drei,
Doch der Oktober war
Sehr grausam, das ist klar.
Latur wurd' tod geschlag'n,
Mußt' manchen Schmach ertrag'n,
Verließ mit Schmerz die Welt,
Bald wird der graue Held — |: ein Aschen :|.

4. Dann wurd' das Zeughaus gar
Bestürmt, das ist g'wiß wahr,
Man nahm die Waffen h'raus
Und trug sie froh nachhauſ'.

56.



Das Wiener Aschenweib

als Seitenstük zum Aschenmann.

Verfaßt von Johann Ernst.

Arie nach Raimunds Äschenlied.

Ich bin das Aschenweib,
Bin alt und schwach von Leib,
Kann kaum ich muß es sag'n,
Die Aschenbutten trag'n
Verdien recht hart mein Brot,
Dank doch den lieben Gott,
Daß ich noch leben thu,
Und schrei halt fleißig zu – / an Aschen /

2

Wie hier der Aufstand war,
Im achtundvierz'ger Jahr,
Hab ich viel g'sehn und g'hört,
Das Volk war ganz empört,
Da hat man mit Vergnüg'n,
D! Leut z'sambrakt wie die Flig'n,

Wien b. Anton Leitner Kupferstecher Schottenfeld Feldgasse No. 241.

D'rauf kam mit Milidär
Fürst Windischgrätz daher,
Um Wien zu bombatir'n,
Da hab' ich nimmer g'schrirn — |: an Aschen :|.

5. Der Oberkomandant,
Ich hab' ihn gut gekannt,
Der Messenhauser hieß,
Wurd' leider für gwiß,
Weil er in der Wienerstadt
An viel Unglück schuld hat g'habt,
Zur Straf' erschossen dann,
Bald wird auch dieser Mann — |: ein Aschen :|.

6. Ach, werthes Publikum,
So wurd' auch Robert Blum
Erschossen, meiner Treu,
Durch Pulver und mit Blei.
Er hat den Schritt gewagt,
Und hat zu viel gesagt,
Das war gefehlt, darum
Wird bald auch dieser Blum — |: ein Aschen :|.

7. So mußte mancher Mann
Sein Leb'n hingeben dann,
Weil er sich geg'n den Staat
Z' viel aufgeworffen hat.
Nehmt, Freunde, euch in acht,
Daß ihr kein' Fehltritt macht,
Seid nicht so hitzig gleich,
Sonst wird zu früh aus euch — |: ein Aschen :|.

Druck: II_6 Flig'n. — IV_1 Zeighaus; $_3$ kamm. — V_2 ihm [ihn]; $_6$ Unglük. — VI_4 Pulfer; $_5$ Schrit. — VII_2 dan; $_6$ Fehltrit; $_7$ Seit.

Auch in diesem Liede ist jener melancholische Grundton zu erkennen, den August Betz in seinen Betrachtungen über das Jahr 1848 so gerne anschlug. Auch hier kein Eingehen auf die Einzelheiten, sondern nur Streiflichter, die mehr andeuten als durchführen. Wie kurz sind die Monate März, April und Mai, die doch so entscheidend waren, abgetan (Str. 3)! Wie wenig ist vom Oktober, wo Ereignis an Ereignis sich drängte, herausgehoben! Die Ermordung des Kriegsministers Latour am 6. Oktober 1848 (Str. 3) und die am gleichen Tage erfolgte Erstürmung des Zeughauses, das in Flammen erglühte (Str. 4), nebst dem Bombardement von Wien durch Windischgrätz (Str. 4), das ist alles, was von den bemerkenswerten Oktobertagen herausgegriffen wurde. Um so mehr ist aber die sühnende Gerechtigkeit vertreten, der strafende Arm der staatlichen Obrigkeit, der die Anführer der Revolution als Robert Blum am 9. November (Str. 6) und den Stadtkommandanten Wenzel Messenhauser am 16. November 1848 (Str. 5) zum abschreckenden Beispiel dem Tode durch Pulver und Blei überlieferte. In der Folge, bis zum 28. Februar 1849, mußte noch mancher daran glauben, auf diese Art seiner revolutionären Gesinnung wegen ins bessere Jenseits befördert zu werden[133]. Auf diese stattliche Henkerarbeit bezieht sich auch die mit einer salbungsvollen moralischen Ermahnung endigende siebente Strophe, welche damit gleichzeitig die Entstehungszeit des Liedes für den März 1849 festlegt.

Noch einmal versuchte sich August Betz im Jahre

1854 in der ihm schon geläufigen Form des Aschenliedes, als er den Krimkrieg, der vom Oktober 1854 an durch die Buolsche Politik für Österreich besondere Bedeutung erhalten hatte, zum Gegenstande eines Liedes machte, das „Der europäische Aschenmann“ hieß[134]). Wie jenes auf die Wiener Revolution des Jahres 1848 fällt auch dieses durch das Vorherrschen eines pessimistischen Tones auf, der nur in den Strophen 7 und 8, die von Österreichs Zukunft handeln, einer freudigen und hoffnungsvollen Stimmung, die einem warmen, patriotischen Gemüte entspringt, weicht:

[1b] 1. Im schönen Orient'
Is auf amal entbrennt
Der große Kriegesbrand
Zu Wasser und zu Land;
Wir hätten ja nit braucht
Den Krieg, der aufgetaucht,
Die Donau hat er g'spiert
Und unser Handel wird:
an Aschen!

2. Durch Omer's Heldensinn
Fall'n Kriegesopfer hin,
Die Kampfeswuth erhitzt,
Es donnert, kracht und blitzt;
Wer d' Ursach möcht' erfrag'n,
Dem thät i d' Wahrheit sag'n:
[2a] Artikeln schreibt man gnur,
Doch die sein alle nur:
an Aschen!

3. Das große Russenreich
Empfindet schwere Streich',



Der europäische Aschenmann

bearbeitet von August Betz.

Ausschließliches Verlagsrecht u. Druck von C. Barth Mariahilf N:28 in Wien.

Im schönen Orient'
Is auf amal entbrennt,
Der große Kriegesbrand
Zu Wasser und zu Land;
Wir hätten ja nit braucht
Der Krieg der aufgetaucht,
Die Donau hat er g'spiert
Und unser Handel wird: – an Aschen! } rep.

Durch Omer's Heldensinn
Fall'n Kriegesopfer hin,
Die Kampfeswuth erhitzt
Es donnert, kracht und blitzt;
Wer d'Ursach möcht' erfrag'n,
Dem thät i d'Wahrheit sag'n:

Es zieh'n — a bitt're Noth! —
Die Leut im sicher'n Tod;
's wird g'schossen, g'stochen, g'haut,
Daß man dem Aug' net traut,
Doch das bringt kein'n Profit,
Und 's End' wird sein vom Lied':
an Aschen!

4. Armeen der Türkei
Steh'n in der Wallachei,
Der Moldau und der Krimm
Und raufen sich voll Grimm;
Manch' mörderische Schlacht
Wird g'schlag'n durch solche Macht,
Und kehret man zurück,
Hat man vom Kriegesglück:
an Aschen!

5. Das Anglo-Frankenheer
Beherrscht das schwarze Meer,
Von Sturmbegeist'rung voll
Liegt's vor Sebastopol;
Du armes, tapf'res Heer!
Wer weiß, sichst d' Heimath mehr?
Durch Kämpfe — groß und klein
Wirst Du am Ende sein:
an Aschen!

6. Da schickt ma Alles her,
Weil man am weißen Meer
Nit gern auf's Eis möcht gehn,
Drum laßt ma's liaber stehn;
Und laßt d' Kanonenstimm'
Erschallen in der Krimm,
Schiaßt in die Festung h'nein,
Und hoff't, sie wird bald sein:
an Aschen!

7. Doch in die Kriegeswucht
Ist man bemüht und sucht,
Weil Einigkeit gedieh'n,
Uns mit hinein zu zieh'n,
Und wälz't der Kriegesbrand
Sich bis in unser Land,
So steh'n wir dafür ein
Und sollte Alles sein:
an Aschen!

8. Heil, dir — mein Österreich!
An tapf'ren Söhnen reich,
Von weiser Hand regiert,
Mit Macht und Ruhm geziert;
Wann Kriegstrompetenschall
Ertönet überall,
Wird Dich — mein Vaterland! —
Beschützen Gottes Hand:
vor'm Aschen!

Druck: I_6 Der Krieg. — II_8 Alle. — VI_1 schikt. — VII_4 hineinzuziehn.

Streiflichtartig beleuchtet das Lied die damalige Lage und kurz berührt es alle wichtigen Ereignisse, die bis zum Dezember 1854 eingetreten waren. Der Beginn des Krieges, bedingt durch den Einfall der Russen in die Donaufürstentümer (7. Juli 1853), wodurch der Donauhandel gesperrt wurde, und gegeben durch die Kriegserklärung des Sultans Abdul Medschid an Rußland vom 4. Oktober 1853, wird in Strophe 1 gestreift, welche auch das Eingreifen der Großmächte England und Frankreich, das ab 28. März 1854 erfolgte, da Rußland die Donaufürstentümer nicht räumen wollte, voraussetzt. Dem

Oberkommandanten der türkischen Armee Omer Pascha, einen gebornen Kroaten und ehemaligen österreichischen Militär, der bald nach Kriegsausbruch am 4. November 1853 die Russen bei Oltenizza nördlich der Donau zurückgeschlagen, sich dann bei Schumla im verschanzten Lager vorsichtig gedeckt, im August 1854 Bukarest und in der Folge einen Teil der Moldau besetzte[135]), wird die 2. Strophe gerecht. In dieser wird auch der Ursache des Kriegsausbruches gedacht, wenn diese selbst auch nicht zur Mitteilung gelangt. Wenn Zar Nikolaus I. als Vorwand zur Kriegserklärung das Protektorat über die griechischen Christen in der Türkei, das er im März 1853 in Konstantinopel angestrebt hatte, nahm, so war es doch allen Denkenden klar, daß der eigentliche Grund in der Wiederaufnahme der Pläne Katharinas II. lag, welche die Türken, so wie es Zar Nikolaus II. ebenfalls vergeblich anstrebte, vom europäischen Boden nach Asien abdrängen, Konstantinopel für sich zu gewinnen und die Donaufürstentümer in Abhängigkeit bringen wollte[136]). Im letzteren Punkte kreuzten sich aber Österreichs und Rußlands Interessen und so kam es damals zum ersten, wenn auch noch nicht mit den Waffen ausgetragenen Zwiespalt, der bis zum Weltkrieg 1914/1918 nachwirkte. Österreich, das sich ursprünglich abwartend und neutral verhielt[137]), wurde immer mehr und mehr, obwohl seine Haltung den verschiedensten Schwankungen unterworfen war, die eine Mobilisierung am 22. Oktober 1854 und eine Abrüstung am 21. November 1854 im Gefolge hatten,

zu den Westmächten (England und Frankreich) gedrängt, mit denen es sich am 8. August 1854 betreffs der vier Punkte (Verzicht Rußlands auf das Protektorat über die Donaufürstentümer und die Christen des Orients, Freiheit der Donauschiffahrt und Änderung des Dardanellenvertrages von 1841) verständigt hatte[138]). Von Zar Nikolaus I. zuerst abgelehnt, was Österreich noch mehr an die Westmächte kettete, lenkte Rußland am 28. November zwar ein, aber es war zu spät, um Österreich vor dem Bündnis mit den Westmächten zu bewahren, das am 2. Dezember 1854 abgeschlossen wurde und seine Spitze gegen Rußland richtete[139]). Damit war Österreichs Politik in feste Bahnen gelenkt und das Bemühen der Westmächte, auf das in Strophe 7 angespielt wird, mit Erfolg gekrönt. Wenn somit unser Lied vor den 2. Dezember 1854, der feste Verhältnisse schuf, fällt, so ist es anderseits nach dem 5. November 1854 entstanden, da die Strophen 4, 5 und 6 die Landung der Verbündeten bei Eupatoria an der Westküste der Krim (4. September 1854), die siegreiche Schlacht am Flüßchen Alma (20. September), den ersten, aber mißglückten Sturm auf Sebastopol (17. Oktober) und die Schlachten bei Balaclawa (25. Oktober) und Inkerman (5. November 1854) voraussetzen.

Ein zweites Aschenlied[140]), das ebenfalls den russisch-türkischen Krieg behandelt und den als Volksdichter sehr produktiven Johann Ernst[141]) zum Verfasser hat, fällt etwas früher. Es enthält beinahe nur Klagen über den Krieg und dessen Verwüstungen,

wobei sich der Verfasser als ausgesprochener Kriegsfeind (Str. 5) und Lobredner des Friedens (Str. 6) gibt, dem es nur darauf ankommt, die Wehmut in der Seele seiner Hörer zu wecken. Er stellt alles der Zukunft anheim, die auch über Recht und Unrecht und über die Kriegsursachen entscheiden wird. An historischen Details ist das Lied arm, daher seine Zeitfestlegung etwas erschwert wird. Da von Österreichs Anteil an dem Kriege keine Rede ist, so fällt das Lied vor den 8. August 1854, an welchem Tage Österreich mit den Westmächten ein Abkommen schloß, aber gemäß Str. 3 nach den 28. März 1854, an welchem Tage Frankreich und England tätig gegen Rußland eingriffen.

Der russisch türkische Aschenmann.

Arie: Der Aschenmann von Raimund.

[1 b] Die Türkei die ist jetzt
Mit Kriegern sehr besetzt;
Und Rußland rüstet sich
Zum Streit gar fürchterlich.
Ich grieg vor Angst den Krampf,
Durch diesen großen Kampf
Fallt mancher edle Mann,
Und was wird aus ihm dann? — An Aschn.

Und Frankreich ist jetzt ganz
Mit England alcanz;
Es helfen alle zwei
Mit Freuden der Türkei.
[2 a] D'rum geht es jetzt heiß her
Zu Land wie auf dem Meer,
Und manches Städtchen wird,
Wenn man sie bombardirt? — An Aschn.



Der russisch türkische Aschenmann.

von Joh. Ernst.

Arie: Der Aschenmann von Raimund.

Die Türkei die ist jetzt.
Mit Kriegern sehr besetzt;
Und Rußland rüstet sich
Zum Streit gar fürchterlich.
Ich grieg vor Angst den Krampf.
Durch diesen grossen Kampf.
Fallt mancher edle Mann.
Und was wird aus ihm dann? — An Aschn.

Und Frankreich ist jetzt ganz
Mit England-aleanz;
Es helfen alle zwei.
Mit Freuden der Türkei.

Eigenthum des Ant. Leitner Bürger u. Kupferstecher Schottenfeld Feldgasse N: 241 in Wien.

Sehr groß ist Rußlands Macht,
Wenn man das recht betracht,
Wird Rußland, das ist rein,
Schwer zu bekämpfen sein.
Frankreich, England, Türkei,
Sind freilich ihrer drei,
Die richten auch was aus,
Was wird am End da draus? — An Asch'n.

Louis Napoleon
Kennt seine Völker schon;
Die sind für Krieg gestimmt;
Wenn man das so recht nimmt,
Fallt ihm der Kampf nicht schwer;
Besiegt die Russen er,
Geht es nach seinen Sinn,
Was ist dann sein Gewinn? — An Asch'n.

Ich denk mir halt so viel,
Mag siegen, wer da will;
So liegt mir, ich muß sag'n,
Das Kriegführ'n sehr in Mag'n.
Soldaten zieh'n ins Feld,
Oft fallt der beste Held
In ersten Treffen schon,
Was hab'n wir da davon? — An Aschn.

Beglückt ist jenes Land,
Wo stets ein jeder Stand,
In süßer Ruhe schwebt,
Nie einen Krieg erlebt.
Denn wo der Friede ist,
Und Menschenblut nie fließt,
Da schrei ich, Frau'n und Herrn,
Auch noch einmal so gern. — An Aschn.

Ich möcht doch wissen gut,
Warum man kämpfen thut;
Und welcher in der That
Recht oder unrecht hat.
Die Zukunft wird uns sag'n,
Wer's Recht davon wird trag'n,
Bevor der Streit sich hebt,
Wird mancher, der noch lebt? — An Asch'n.

Aber nicht nur für historische Darstellungen gab Raimunds Aschenlied die Form, auch Spottlieder bedienten sich seiner, wie ein aus Ober-Rabnitz (Eisenburger Komitat, Ungarn) stammendes Lied beweist, das der Pfarrer Franz Neuwirth in Ober-Rabnitz 1863 aufschrieb und seinem Bischof Michael Haas übermittelte, in dessen Sammlung es erhalten blieb [142]).

Aus einem alten heanzischen Aschenliede.

1. Ålla Heilign is erst gwest.
Dös wår a rares Fest.
Då teiln s' in månichen Haus
Stått Strizeln Dålkerln aus.
D' Menscha ohne Schånd,
Sie fressen zwoa und drei,
Håt's åber kane gwißt,
Daß a Dålk den åndern frißt.
An Åschn.

2. Hiaz kimmt båld Nikolaus,
Då geht koañ Mensch mehr aus,
Sinst fångt s' der Nigolo
Wo in an Winkl å(b).
Und nåch dreiviertel Jåhrn,
Wia man 's håt oft erfåhrn,

14*

Wår's wåhr, daß in der Nåcht
Der Niglo wås eiñglegt håt.
An Åschn.

Mit diesem Liede schließe der Reigen der Nachahmungen des Raimundschen Aschenliedes, obwohl es gewiß noch manche verborgene Fortsetzungen und Abarten geben mag, von denen zunächst eine Strophe mitgeteilt sei, die einer der besten Darsteller des Wurzel, der nun auch schon dahingegangene Schauspieler Ludwig Martinelli (1832—1913)[143]) in den Neunzigerjahren des 19. Jahrhunderts bei Nachmittagsvorstellungen des „Bauer als Millionär" im Wiener Deutschen Volkstheater gerne zur Absingung brachte[144]):

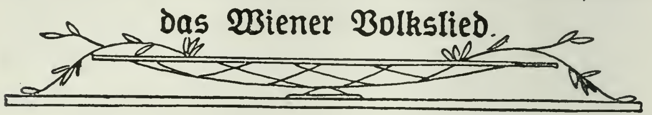
I singat gern so fort
Und kommat nicht von Ort,
Doch, liebe Leut, bedenkt,
Die Zeit ist zu beschränkt;
Grad hat mir ana gsagt,
Daß, wann's jetzt fünfe schlagt,
So fallt mir armen Tropf
Der Eiserne [Vorhang] am Kopf,
Nacha bin i an Aschn, an Aschn!

Eine zweite Zusatzstrophe sang des öfteren der treffliche, ebenfalls schon geschiedene Darsteller des Wurzel Alexander Girardi († 1918), dessen Bild als Aschenmann die Operettenbühne in der Skodagasse in Wien ziert[145]). Er verpflanzte sie bei seinem Erstauftreten am 15. Februar 1918 ins Wiener Burgtheater und wurde dadurch der Anlaß, daß sich Max Kalbeck, der sie gar zu gern Max Morold (v. Millen-

kovich), dem damaligen Burgtheaterdirektor, in höhnischer Weise zuschreiben wollte, gründlich bloßstellte [146]), da sie den gelehrten Raimundforscher Karl Glossy zum Verfasser hat. Dieser schrieb sie, wie Max Pirker nachwies [147]), für Josef Lewinsky, der damit am 25. November 1895 im Deutschen Volkstheater anläßlich einer Aufführung des „Bauer als Millionär" zugunsten des Raimund-Denkmal-Fonds das Aschenlied schloß. Sie hat Raimunds Ewigkeitswert zum Inhalt und mit ihr mögen daher die Nachahmungen des Aschenliedes ausklingen:

Vom lieben, alten Wien
Ist vieles schon dahin,
Und längst in kühler Erd'
Ruht Raimund hochverehrt.
Doch, was er schuf, lebt fort
Als echtes Dichterwort.
Mag auch die Zeit vergeh'n,
Sein Ruhm wird stets besteh'n.
Kein Aschen! Kein Aschen!

8. Johann Mederitsch, genannt Gallus, und das Wiener Volkslied.



Wien galt und gilt als die Stadt der Lieder. Nicht nur die Kunst- auch die Volksmusik ist in ihr im Laufe der Jahrhunderte zu ungeahnter Blüte gelangt und Gestalten, wie die des lieben Augustin, mit dem ganzen Zauber des unverwüstlichen Volksmusikantentums ausgestattet, konnten nur auf Wiener Boden entstehen, wo der Humor und der Leichtsinn seine bezwingende Stätte aufgeschlagen hatte.

Wer kennt sie alle, die hunderte und hunderte ehrsamen und liederlichen Stadt- und Vorstadtmusikanten, die in der Nikolaibruderschaft genossenschaftlich geeint waren und ihre bestimmten jährlichen Abgaben dem Musikgrafen zu leisten und dafür das Anrecht auf eine Seelenmesse und ein Gedenken im Kreise ihrer Genossen hatten? Es waren lustige Fiedler, die meist draußen im Neustift vor der Stadt, im Roten Hof und sonst wo ihre ärmlichen Wohnstätten aufgeschlagen hatten, die wacker im Lerchenfeld und den sonstigen berühmten Altwiener Tanz- und Vergnügungsstätten aufspielten, die Hochzeitsfeste und sonstige lustige Gelegenheiten durch ihre Gegenwart anziehend und belebt machten und gern gesehene Gäste bei allen waren.

Sie sanken in ungezählten Reihen dahin, aber was sie in lustigen Nächten an prickelnden Weisen schufen, das lebte namenlos weiter und überdauerte sie und ihre Zeit. Die Ländler, die Langaus, die Menuette und wie all die alten Tänze in Wien hießen, vererbten sich von Geschlecht zu Geschlecht durch mündliche Überlieferung. Von vielen gekannt, aber von wenigen schriftlich festgehalten, sind nur spärliche Überreste auf die heutigen Wiener gelangt.

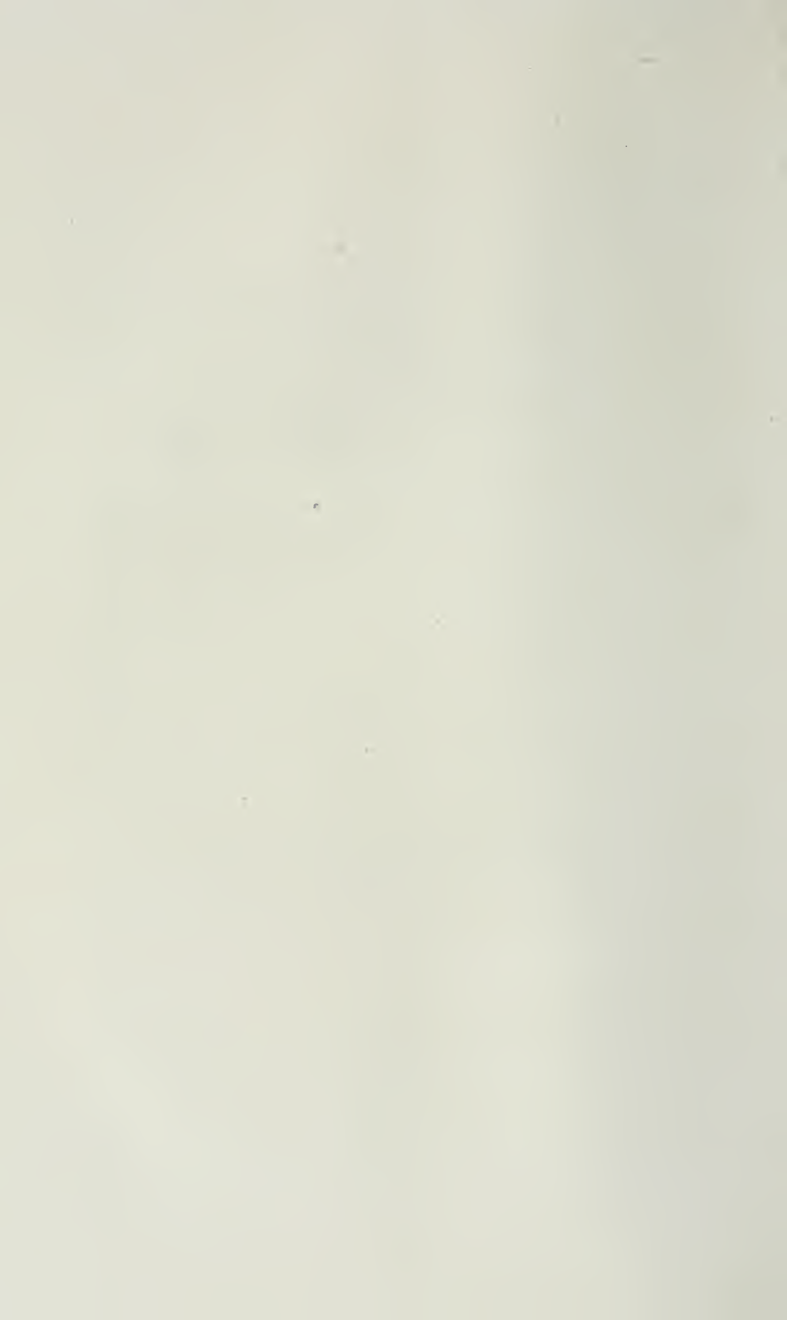
Ohne diese fidelen Volksmusikanten gäbe es keine anheimelnd gemütliche Wiener Tanz- und Heurigenmusik, die in den Walzerkönigen Johann und Josef Strauß und in Josef Lanner ihren künstlerischen Höhepunkt erreichte. Diese stellen das konzentrierte Schaffen und Denken hunderter Vorgänger dar, auf deren Schultern sie stehen und deren Vorarbeit ihnen die beherrschende Höhe zu erreichen gestattete. Wie wichtig und belehrend wäre es, im einzelnen diese Entwicklung zu verfolgen, die hunderte und hunderte Fäden aufzuzeigen und zu entwirren, die vom Volksmusikanten des 16. Jahrhunderts bis zu diesen Heroen der Wiener Musik im 19. Jahrhundert sich spinnen, wenn eine eingehende Untersuchung eben nicht davor haltmachen müßte, daß nur geringes musikalisches Material über den Wiener Tanz und das Wiener Lied der Vorzeit überliefert ist. Eduard Kremser[1]) hat zwar in zwei Bänden ein schönes Denkmal seines Könnens und Forschens hinterlassen, aber lange nicht alles das aufgearbeitet, was aufzuarbeiten möglich gewesen wäre und außerdem nur Materialien, aber

keine geschichtliche Entwicklung liefern wollen. Und wenn Oskar Wiener[2]) in etwas zu selbstbewußter Weise seine Wiener Arien und Bänkel als Sammlung alles dessen angesehen wissen wollte, was die Altwiener Harfenisten, Dudelsackpfeifer (!) und andere Volksmusikanten in ihrem Repertoire hatten, so hat er damit weit übers Ziel geschossen und dem Verständigen nur gezeigt, daß er die Entwicklung des Wiener Volksliedes und der Wiener Volksmusik nicht völlig beherrschte, denn sonst hätte er auf fliegenden Blättern namenlos gedruckte Lieder von Bürger, Schubart u. a., sowie Freimaurerlieder nicht als Wiener Volkslieder ausgeben können.

Die Geschichte des Wiener Liedes und der Wiener Volksmusik ist trotz der Teilarbeit von Franz Rebiczek[3]), der zwar für die Jahre 1800—1848 wertvolle Vorarbeit lieferte, aber nur aphoristisch vieles andeutete, noch zu schreiben und die Geschichte des Wiener Walzers, der Fritz Lange[4]) wertvolle Blätter widmete, wird noch manche Vertiefung erfahren können. Befruchtend auf alle diese Arbeiten wird die Beschäftigung mit dem Wiener Singspiel um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert wirken, mit jenem Singspiel, das besonders Emanuel Schikaneder in seinen Theatern auf der Wieden und an der Wien pflegte und dem eine Reihe talentierter, aber leichtsinniger und armer Teufel als Textverfasser und Komponisten zur Seite standen. Namen wie Mozart, Jakob Haibel, Peter von Winter, Johann Mederitsch, genannt Gallus, F. X. Süßmayer, Franz Teyber



Der österreichische und die ungarischen Schiffknechte
Gezeichnet von G. Opitz, gestochen von Ponheimer, verlegt bei Josef Eder in Wien
Städtisches Museum, Wien



und manche andere brauchen nur genannt zu werden, und eine Fülle von Weisen, die volks- und zugkräftig waren, klingen im Ohr und lassen jene längst verschwundene Zeit wieder lebendig vor Augen erstehen, wo das Theater an der Wien der musikalische Mittelpunkt von Wien war, wo Schikaneder seine glänzendsten Triumphe als Darsteller und Ausstattungskünstler feierte und wo die Komponisten um geringen Lohn ihm große Tageseinnahmen schufen.

Vielen dieser Singspiele eigentümlich ist jene beliebte Art von Liederzusammenstellungen, die weit ins 16. Jahrhundert zurückgeht, welcher der Schulmeister bei den Wiener Schotten Wolfgang Schmeltzl bereits huldigte und die heute noch in den beliebten Potpourris ihre Triumphe feiert. Man nannte diese Liedermischmasche damals Quodlibets und wählte beliebte Lieder des Tages, die alle kannten, Volkslieder und Tanzweisen, um daraus musivisch das Ganze zusammenzustellen, wobei selbstgeschaffene Tonphrasen die Übergänge vermittelten. In diesen Quodlibets steckt nun viele originelle Wienermusik und wäre es eine dankbare Aufgabe, dies einmal aufzuzeigen. Beliebte Weisen waren auch der Anlaß, sie variierend zu zerfasern. Wie etwa heute oder in früheren Jahren ein Lied von den Militärkapellen, den Drehorgeln, den Musikautomaten usw. zu Tode gehetzt wird oder wurde, wie aus allen Ecken und Winkeln, aus allen Fenstern und Laden eine Weise erklingen kann, die einem auf Schritt und Tritt bis zur Raserei und Verzweiflung verfolgt, so war es auch um das Jahr 1800 und fire

Komponisten ließen sich solch beliebte Weisen nicht entgehen. Sie verarbeiteten sie in Quodlibets, sie zerzausten sie in Variationen fürs Klavier, sie schufen sie in Tanzmusik um usw.

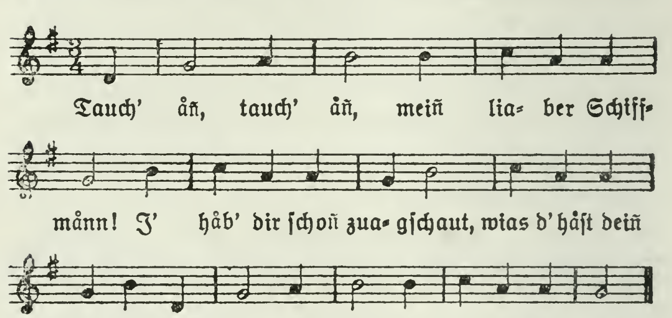
Zu diesen Verarbeitern gehörte auch Johann Mederitsch, genannt Gallus (1765—1830). Unter den nicht zahlreichen Werken, welche dieser leichtsinnige und, ähnlich wie Mozart, oft kindlich übermütige Komponist hinterließ, finden sich Messen, Opern und Klavierwerke, die ihn, wie dies jüngst Egon von Komorzynski in einer feinsinnigen Analyse seines Schaffens nachwies[5]), als tüchtigen Komponisten erkennen und bedauern lassen, daß ihn sein unstetes und leichtsinniges Wesen, das kein geringerer als Franz Grillparzer, dessen Klavierlehrer Mederitsch in Wien war, während er vor seinem Lebensende Wolfgang Amadeus Mozart den jüngeren in Lemberg in der Kompositionslehre Unterricht erteilte, so treffend gekennzeichnet hat, nicht ausreifen ließ. Seine Messen zeigen Gewandtheit und Stimmung. Seine Opern üben dramatische und musikalische Wirkung und beweisen, daß Schikaneder mit Mederitsch keinen schlechten Fang tat. Aber seine Entwicklung ist nicht abgeschlossen und er konnte die volle Höhe seines Wirkens, besonders seit er Wien und dessen anregenden Kreis verlassen hatte, nicht erreichen. Viele seiner Kompositionen sind nur handschriftlich überliefert und unter diesen hat ein im Archiv der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien aufbewahrtes Stück[6]) deswegen besonderes Interesse, weil es die Weise eines älteren

Volksliedes überliefert, das sicherlich im Kreise der am Schanzel und an sonstigen Wiener Landungsplätzen anlegenden Schiffer um 1800 viel gesungen wurde und weit verbreitet war. Die Handschrift betitelt sich: „|: Tauch an, Tauch an, mein lieber Schifmann. :| X Variatione per il Piano e forte. Di Giov: Mederitsch detto Gallus.“ Sie umfaßt in Queroktav 5 Blätter und gehört jedenfalls in die Gruppe jener vielen in Wien zu Ende des 18. Jahrhunderts handwerksmäßig hergestellten, von den Wiener Musikverlegern vertriebenen Notenhandschriften, welche den heutigen Notendruck und Notenstich vertraten und von denen nur spärliche Reste auf uns kamen. In 10 Variationen, die ansprechend und mit Geschick gemacht sind, behandelt Mederitsch das gestellte Thema, das er voranstellte. Es lautet (Bl. 1b):



Wohl überliefert dieses Werk von Mederitsch die um 1800 beliebte Melodie des Liedchens, aber

nicht den Text, der verschollen wäre, wenn nicht ein glücklicher Zufall ihn aus der Gegend von Retz in Niederösterreich erhalten hätte, wo er noch im Jahre 1840 gesungen wurde. Die 1907 verstorbene Oberlehrerswitwe Frau Katharina Zoder, geb. Chaloubek, in Wien war es, die Text und Weise um jene Zeit dort erlauschte, welche sie beide an ihren, nun auch schon verblichenen Sohn, Herrn Oberlehrer i. P. Julius Zoder in Wien forterbte, der folgende Aufzeichnung davon zur Verfügung stellte:



Wie man sieht, haben beide Weisen nur im Mittelsatz Ähnlichkeit, sonst sind sie selbständige Formen des gleichen Textes. Jedenfalls müssen wir Mederitsch dankbar sein, daß er uns die in Wien um 1800 übliche Weise überlieferte und uns so in den Stand setzte, sie nach beinahe 120 Jahren zum erstenmal dem Druck zu übergeben.

Aber nicht nur die Weise, auch der Text hat seine Geschichte. Wie schon oben erwähnt wurde, ist gerade

das Wiener Singspiel von 1800—1820 reich an eingelegten oder umgearbeiteten Volksliedern. Und so darf es daher nicht verwunderlich erscheinen, daß unser Liedchen vom Schiffmann in diesen Singspielen ebenfalls eine Rolle spielt. Es war damals die Zeit der Travestien. Über Alois Blumauer, der Vergils Aeneis travestierte, und Joh. Ben. Koller, der einen travestierten Herkules schrieb, führt die gerade Straße zu den fruchtbaren Theaterstückschreibern jener längstverschollenen, heiteren Tage. Diese brachten die verschiedenartigsten antiken Stoffe in burlesker, mehr oder minder abgeschmackter Weise auf die Bühne und würzten sie mit Anspielungen auf Zeit- und Lokalereignisse, also mit Dingen, die allen Zusehern wohlbekannt und daher entsprechende Heiterkeit auszulösen imstande waren. Und so mag es genug Lacher gegeben haben, als Josef Richter 1802 in seinem komischen Singspiel „Die travestierte Alceste" den gewaltigen Herkules, drei weibliche Schatten und den alten Totenfährmann Charon bei der Überfahrt über den Styx wechselweise folgendes Quartett absingen ließ (2. Aufzug, 3. Auftritt[7]):

Herkules, die 3 Schatten:	Tauch an, tauch an, Mein lieber Schiffmann.
Charon (Herkules):	Ich hab' (Er hat) ja schon antaucht, Ihr habt mir (ihm) nicht zugschaut.
Alle:	Tauch an, tauch an, Mein lieber Schiffmann.

Herkules und die drei Schatten muntern Charon auf, anzutauchen, der sich mit dem Mittelsatz entsprechend

verteidigt. Ob der damals in Wien gesungene Originaltext vorliegt, erscheint sehr zweifelhaft, da die vierte Zeile, schon des Reimes wegen, auf Rechnung Richters kommen dürfte, der das Liedchen seinen Zwecken entsprechend umgemodelt haben wird. Das Volksliedchen, wie es oben wiedergegeben wurde, ist im Ausdruck glücklicher und ursprünglicher. Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß Joachim Perinet, der leichtsinnige Wiener Vielschreiber, 1805 in seiner Karikatur in Knittelreimen „Antiope und Telemach" eine weitere Umarbeitung dieses Liedchens bietet, die er der Antiope in den Mund legt (2. Aufzug, 19. Auftritt), eine Umarbeitung, die noch verwässerter klingt[8]):

Volkslied.

Tauch an! Tauch an! Mein lieber Schiffmann!
 Und, wenn mir wer zuschaut,
 Wird noch stärker antaucht. —
Tauch an! Tauch an!
So stark ich nur kann!

Wäre die von dem Musikdirektor Ferdinand Kauer komponierte Musik zu diesem Stücke erhalten, so würde die Weise zum „Volkslied" sicherlich zu der von Mederitsch überlieferten stimmen.

So aber ist sie verklungen wie das Gedenken an Gallus selbst, dessen Lebensgeschicke noch mancher Aufhellung bedürfen. Als kleiner Beitrag dazu diene der Hinweis, daß ihm am 5. Dezember 1790 im Salesianerhaus Nr. 1138 in der Dorothegasse (später 1173 und 1107, heute I., Dorotheergasse 5) seine

Frau Christina, geborne Prön, im Alter von 28 Jahren an der Lungensucht verschied[9]).

Die Geschichte des Liedchens ist aber noch nicht zu Ende. Denn als in den Siebzigerjahren des 19. Jahrhunderts der beliebte Darsteller Johann Fürst als Direktor dem Theater in der Josefstadt vorstand, da ließ er es sich nicht nehmen, auch selbstverfaßte Stücke zu Gehör zu bringen, in denen er gleichzeitig mimte. Da hieß eines „Die schöne Linzerin". Es war ein „Ausbund Fürst'scher Poesei", wie der Wiener Lokalhistoriker Friedrich Schlögl berichtet[10]). Darin spielte Fürst den ernsthaft sentimentalen Liebhaber, den „Romeo vom Wasser" und sang mit seiner Julie „das melancholische Duett in tiefster Rührung und Empfindung":

Tauch an! Tauch an!
Mein lieber Schiffmann!

Doch was geschah! Alles begann zu lachen und seine größten Verehrer riefen bestürzt: „Is er verruckt wor'n! So an Unsinn! Der alte ..." und verließen, wenn man Schlögl[10]) glauben darf, „unwillig das Haus". Wie mag demnach die Fortsetzung des Liedchens ausgesehen haben, wenn sie solche Folgen hervorrief. Doch darüber schweigt die Geschichte!

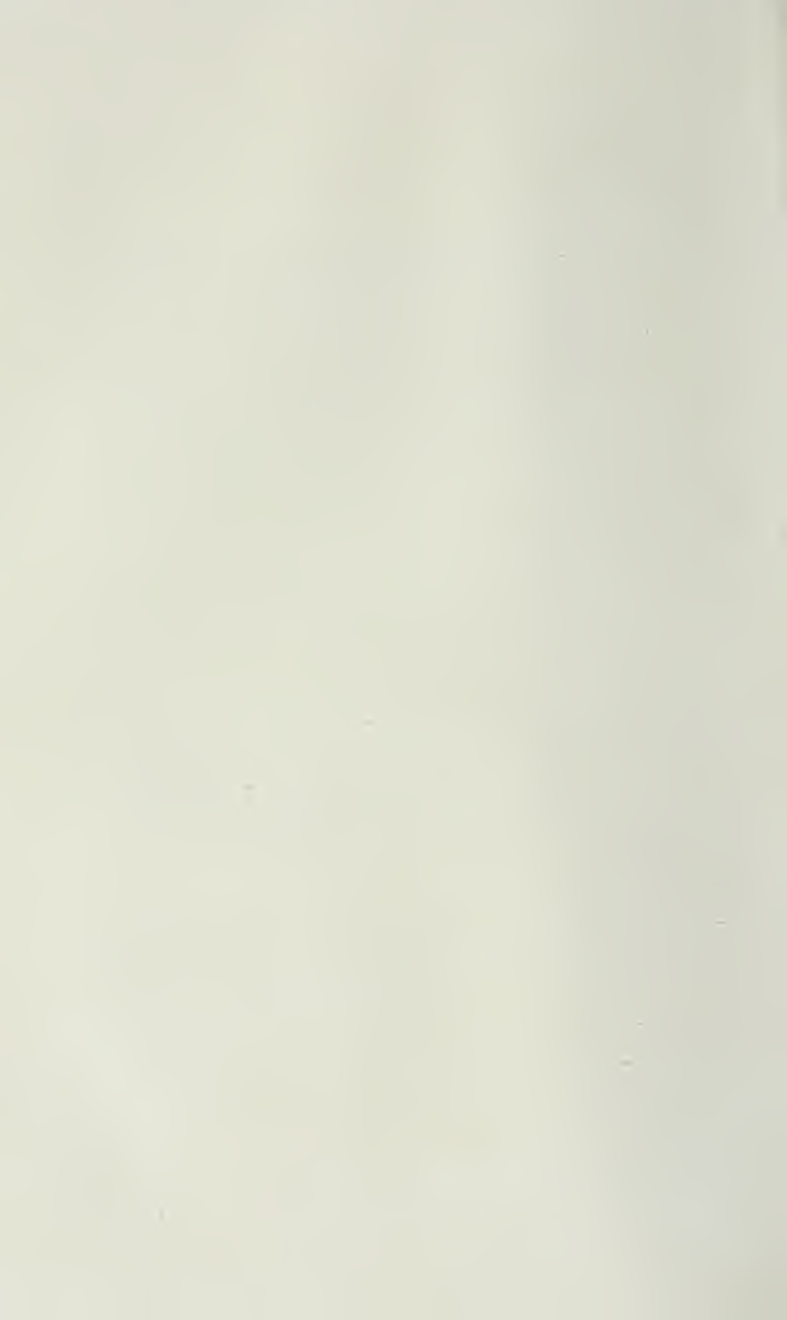
9. Pamphlete von J. B. von Alxinger

Die ältere Literatur des deutschen Österreich ist bis jetzt noch immer ein Stiefkind der Literarhistoriker geblieben. Liegt es am mangelnden Material in den Bibliotheken oder an der allgemeinen Geringschätzung der Autoren, namentlich des 18. Jahrhunderts, die gewiß nie über das Mittelmaß hinausgehen: es ist nur das eine festzustellen, daß man selbst in einem Goedeke keineswegs auch nur wenigstens eine halbwegs abschließende Bibliographie über diese österreichischen Schriftsteller besitzt, um sie doch in ihren Werken zu kennen. Und dies gilt nicht allein von solchen Schriftstellern, die wirklich nur im Gedächtnisse des Literarhistorikers leben — und sagen wir es ruhig heraus, auch hier oft dunkel genug — sondern auch von solchen, die doch zum mindesten ihrer Zeit etwas bedeuteten und sie noch heute in ihren literarischen Bestrebungen als Typus vorstellen.

Noch heute beinhalten diesen Typus der josefinischen Literatur Alxinger und Blumauer, und sie sind, so wenig sie auch sicher gelesen werden, dennoch in dieser Bedeutung im Gedächtnisse der gebildeten Welt. Besitzen wir über Blumauer wenigstens eine Monographie von Hofmann-Wellenhof, so ist Alxinger bis heute noch nicht mit einer solchen bedacht worden, die auch in das einzelne ginge. Ein dankenswerter Aufsatz von Eugen Probst im siebenten Jahrbuche der



Johann Baptist Alxinger
Unsignierte Bleistiftzeichnung im Stammbuch der Gabriele Baumberg
Sammlung Dr. A. Figdor



Grillparzer-Gesellschaft, der sich aber nur in großen Zügen mit Alxingers Persönlichkeit und literarischem Wirken beschäftigt, ist die einzige ausführlichere Erinnerung, die ihm anläßlich seines 100. Todestages im Laufe der vielen Jahre gewidmet wurde. Sein 150. Geburtstag ging spurlos vorüber. Gleichwohl ist seine Persönlichkeit viel sympathischer als die Blumauers, und auch seine Werke, wenngleich oft nur frostige Verstandesprodukte, stehen durchschnittlich auf höherer ethischer Stufe als die seines Bruders in Apoll. Indessen hat er in einigen satirischen Dichtungen, die vollkommen der Vergessenheit anheimgefallen sind und nicht einmal Goedeke bekannt wurden, Blumauer verwandte Töne angeschlagen. Auf diese der Literaturgeschichte völlig unbekannte Tätigkeit Alxingers soll nunmehr hingewiesen werden.

In dem von R. M. Werner herausgegebenen Briefwechsel Geblers mit Nicolai finden wir folgende Mitteilung Geblers über Alxinger[1]): „Einige sehr witzige und beissende Satyren sind auch von ihm ohne Namen erschienen. Er leugnet zwar .... (unleserlich) von der Akademie im Hanns Wurstischen Hause (von ungefähr fügte es sich, daß das Haus, wo die Versammlung geschah, einen Hanß Wurst im Schilde führte) seine Arbeit zu sein, ich zweifle indessen nicht daran. Seit jener Zeit sind natürlicher Weise die S...aner (Sonnenfelsianer) und B...ner (Bornianer) keine Freunde mehr.“ Auch R. M. Werner ist es nicht gelungen, die verstümmelte Stelle verständlich zu machen, die sich auf ein merkwürdiges

Pamphlet Alxingers bezieht. Dieses Pamphlet ist jedoch nicht das einzige Alxingers, von dem sich nur schwer die Schleier der Vergessenheit entfernen lassen. Wir ziehen eine andere Stelle aus einem sehr merkwürdigen Büchlein[2]) über das Treiben der Freimaurer im josefinischen Wien heran, wo es anläßlich des Pamphlets: „Die Musen in Wien auf dem Salzgrieß im Hanswurstischen Hause" in einer Anmerkung heißt: „Verfasser dieses meisterhaften Produktes soll A*x**ger, der zugleich den Ausschuß und die Universität mit Sächelchen ähnlichen Witzes schon bekomplimentierte, sein." Wird uns so die unleserliche Stelle des Briefes ergänzt, so erfahren wir gleichzeitig von anderen Satiren, die auf den „Theater-Ausschuß" und auf die „Universität" loszogen.

Der „Theater-Ausschuß" des National-Theaters, der aus fünf Schauspielern bestand und sich durch verschiedene Mißbräuche unbeliebt gemacht hatte, war überhaupt ein hervorragender Angriffspunkt der josefinischen Schriftsteller, von denen nur Friedel, Schink, Wezel neben anderen genannt seien. Auch Alxinger hatte eine Übersetzung von Gressets Trauerspiel „Eduard der Dritte" dem National-Theater eingereicht, und sie war nicht angenommen worden. Wir können uns hier nicht über die Güte des Stückes auslassen, gewiß waren jedoch schlechtere Werke auf dieser Bühne aufgeführt worden. Alxinger fühlte sich beleidigt und gab die Übersetzung mit einem aggressiven Vorworte auf den Theater-Ausschuß heraus, wonach er diesem wohl mit Recht vorwarf, nur protegierte oder selbst

fabrizierte Stücke auf die Bühne zu bringen. Der Ausschuß schwieg natürlich nicht und veröffentlichte eine höhnische Entgegnung[3]), in der er jeden einzelnen Satz Alxingers widerlegte. Alxinger war nicht der Klügere und gab nicht nach, sondern veröffentlichte nun ein Pamphlet: „Neueste Fakta des Ausschusses des k. k. Hoftheaters, beschrieben von Alxinger", Wien 1784, 8°, das zuerst in einer Beilage der „Wiener Zeitung" vom 7. Februar 1784 (nach der „Post von Wien" vom 13. Februar 1784) abgedruckt wurde und dann besonders erschien. Beide Drucke sind leider verschollen. Alxinger war zudem so unklug gewesen, im Vorworte zur Übersetzung etwas hochtrabend zu versichern, daß er nie mehr die Feder ergreifen würde, um sich von einem solchen „Senatulus" richten zu lassen. Dieses und der sich fortspinnende Streit war den Wiener Broschürenschreibern gerade willkommen, um für oder wider Alxinger aufzutreten. Wir kennen einige dieser hochseltenen Broschüren nur dem Titel nach und wollen darauf aufmerksam machen, so auf „Alcinens Entzauberung oder Kommentarius über das nicht aufgeführte Trauerspiel in Versen des Herrn von Alxinger, Eduard der Dritte. Durch Erhard Rüdiger", Wien 1784, 8°[4]), auf „Gähringer. Etwas über Lüftigkeiten als über Luftspringer und Franzosen, und über die Streitigkeiten des Ausschusses des k. k. Hoftheaters mit Herrn von Alxinger, als eine Vertheidigung des letzteren", Wien 1784, 8°[5]) und auf das in der Wiener Stadtbibliothek erhaltene Pamphlet (in Form eines Gassenhauers): „Die Fehde des Herrn von

15*

Alxinger mit dem Ausschuß des k. k. National-Hoftheaters", von Veit Rosenbaum, 1784, 8⁰. Alxinger wird hier sehr arg verspottet:

„Ach Gott vom Himmel sieh darein!
Ein Reimschmid kriegt den Sparren!
Drum lieben Leute sperrt ihn ein,
Denn da ist nicht zu harren,
Hört zu: Er fühlet Dichter-Drang,
Thut also sich nicht säumen
Und übersetzet voller Zwang
Ein Trauerspiel in Reimen rc. rc."

Alxinger wurde übrigens später glänzend gerächt, denn er wurde Sekretär des von ihm angefeindeten Theaters.

Das zweite Pamphlet Alxingers, das gegen die Wiener Universität gerichtet war, erschien unter dem Titel: „Auf eine gewisse Feyerlichkeit der hohen Schule zu Gablitz. Durch Joannem Xilangerum AA. LL. et Phil. Doct. besagter hohen Schule." Gablitz (Wien) 1785. In der Universitätsbuchdruckerey. 2 S., 8⁰ (Wien. Stadtbibl.). Dieses Pamphlet, ein Gedicht, ist später niemals in eine seiner Gedichtsammlungen oder in eine Ausgabe seiner Werke aufgenommen worden. Ein Abdruck[6]) findet sich auch in dem merkwürdigen Buche: „Briefe über den gegenwärtigen Zustand der Litteratur und des Buchhandels in Österreich" (1788, S. 145 f.), wo wir desgleichen über die Ursache dieses Schmähgedichtes unterrichtet werden. „Da ohnlängst die hiesige philosophische Fakultät einen neuen Dekan wählte und diese Wahl einen von der hiesigen erzbischöflichen Kurie, namens Hald, traf, der mit Fast und Pochlin gemein-

schaftlich gegen die Aufklärung durch die Herausgabe der bekannten Fastenstücke arbeitete; so schrieb unser junge Dichter, Alxinger, Doktor dieser Fakultät, folgendes ꝛc. [Folgt der Titel] Da ich nur ein Exemplar bei Handen habe, so will ich's Dir abschreiben. . . . . Man sagt, Alxinger wolle sich auch, so wie Born bei Euch in München, bei dieser Fakultät ausstreichen lassen." Über das Beispiel Borns findet man in dem bereits zitierten [2]) „Frei-Maurer Auto da Fé" (S. 8 ff.) Aufklärung, wo ebenfalls Alxingers Nachahmung bestätigt wird. Wir wollen hier das längere, sonst ziemlich unbedeutende Schmähgedicht nicht weiter anführen und nur dazu bemerken, daß jener Pater Hald [7]) unter seinem Pseudonym Obermayer besser bekannt war, unter welchem er eine Anzahl „antijosefinischer" Schriften verfaßte.

Das interessanteste Pamphlet Alxingers ist aber entschieden das Fragment eines komischen Epos: „Die Musen in Wien auf dem Salzgrieß im Hanswurstischen Hause. Ein Heldengedicht." (1785, 8 S., 8°, Wiener Stadtbibl.), das gegen Sonnenfels gerichtet ist. Es ist jene Satire, über welche Gebler an Nicolai schreibt. Die eigentliche Veranlassung dieses Pamphlets liegt in dem nicht besonders erbaulichen Wiener Freimaurertum der josefinischen Zeit, das in ein Cliquenunwesen ausartete. Kratter schreibt [8]), daß dieses Pamphlet „in Bruder Borns Wohnung in einer gewissen Versammlung vorgelesen und gutgeheißen wurde". Born war Meister vom Stuhl der Loge „Zur Wahrheit", deren Mitglied auch Alxinger war, und scheint sehr eifersüchtig über das Ansehen seiner Loge gewacht zu

haben. Da auch Sonnenfels in dieser Loge war, aber Sonderinteressen mit der Gründung einer „Akademie" verfolgte, für welche er die wissenschaftlichen Größen Wiens gewinnen wollte, so scheint wohl Eifersucht Grund zu einem Zwist zwischen Sonnenfels und Born gelegt zu haben, den die übertriebene Eitelkeit Sonnenfels noch in ihrer Kränkung vergrößerte. Alxinger, der Born sehr ergeben war[9]), fühlte sich berufen, für seinen Freund eine Lanze einzulegen, so daß er seinerseits den literarischen Kreis um Sonnenfels angriff. Alxinger erzählt übrigens selbst[10]) die beiläufige Veranlassung dieses Schmähgedichtes, ohne den Titel zu nennen. — „Ich schrieb, einen meiner liebsten Freunde zu rächen", läßt er sich vernehmen, „der mir eine Beleidigung von Sonnenfelsen erlitten zu haben klagte, und tat aus einer ähnlichen Ursache einen unbescheidenen Ausfall auf Herrn von Retzer. Wie sehr ich selbst meinen ungerechten Eifer mißbillige, beweiset alles, was darauf folgte. Ich nahm jene Schnurre nie unter meine Gedichte auf und hielt es für Pflicht, Herrn von Retzer für eine geheime Kränkung einen öffentlichen Beweis meiner Hochachtung zu geben. Ich sage geheime, denn jene Schrift ward weder hier noch am Druckorte dem Publikum mitgeteilt, sie ward nur an die Mitglieder einer gelehrten Gesellschaft geschickt, die von dem, was sie enthielt, ohnehin unterrichtet waren und von denen ich keine Bekanntmachung fürchten durfte. Endlich, was man ja nicht vergessen muß, war ich kein Hausfreund, überhaupt gar kein Freund Sonnenfelsens."

Ein tückischer Zufall wollte es, daß die von Sonnenfels zu stiftende „Akademie“ gerade im alten Hanswurstischen Hause[11]) auf dem Salzgries ihre Gründungssitzungen abhielt, was Alxinger sowohl in bezug auf den Kampf Sonnenfels' gegen den Hanswurst als auch auf Sonnenfels' Abstammung bitterböse ausnützte. Die in Hexametern geschriebene und nur bis zu Ende des ersten Gesanges gediehene Satire führt nun zu dem Hanswurstischen Hause, wo Achlypetrus—Sonnenfels seine Gäste empfängt. Es kann hier natürlich nicht der Platz sein, zu dieser Satire einen umfänglichen Kommentar zu geben, und wir können hier nur einiges daraus anführen. Sonnenfels hält, so lange er noch allein ist, einen Monolog, der seine Selbstgefälligkeit, verbunden mit einer oberflächlichen Bildung, köstlich genug charakterisiert:

„Ich bin das Alpha und das Omega; die andern Gelehrten
Was sind sie gegen mich? langsame Köpfe, die wähnen,
Daß es viel nächtlicher Wachen und Jahre bedarf, nur in Einer
Von den Musenkünsten dem Volk sich als Lehrer zu zeigen.
Ha! ich lache des Wahns, denn verwalt' ich mit Beyfall und Ehre
Nicht das Geheimschreibertum im Archiv der bildenden Künste?
Ob ich gleich seit den Jahren, da ich in Dietrichsteins Halle
Als ein blühendes Kind mit dem Farbenkästchen gespielet,
Weder Palette noch Pinsel berührt? kunstrichtr' ich in meinen
Briefen über Musik, und kannte kein Nötchen, und schrieb einst
Dummes Zeug von Oktaven zum Lob der schönsten Alzeste &c. &c.“

In diesem Tone wird die oberflächliche Vielseitigkeit Sonnenfels' verspottet, der selbst einen Fach=

gelehrten wie Born in seinem Fache übertrumpfen will. Auf den Ruf „Glanzbergs“ erscheinen doch wahrere Gelehrte, so der Jurist Martini, der Chemiker Ingenhousz, dann der Tierarzt Wolstein in der sicheren Hoffnung:

„Neue Symptomen des Kollers in Glanzbergs Gesicht zu
entdecken.“

Dem berühmten Mediziner Stoll folgen die Numismatiker Eckhel und Neumann mit Anspielungen auf Sonnenfels' Nase. Hierauf tritt Born ein und Alxinger spottet:

„Bornius führte die Dankbarkeit hin, wie konnt' er auch
zaudern,
Da ihn so freundlich gebeten sein mineralogischer Lehrer?“

Wir erblicken ferner den Historiker Schmidt, den Journalisten Gemmingen und den Philosophen Mayer. Bezeichnend für die josefinischen Zeitverhältnisse ist auch die Angst von Denis, der nur darum kommt, damit man ihm nicht nachsage, er sei des exjesuitischen Giftes voll.

„Doch wo blieb denn das heilige Chor der Wienrischen
Dichter?
Wo der Erbe der Leyer Horazens, Mastalierus?
Wo der Glanzbergische Schildknapp Retzerus, deß Prosa
so laulich
Als ein Klystier ist, deß Vers wie ein Fiakerroß stolpert;
Den doch, seit er Klügerer Werke zur Presse getragen[12]),
Alles verehrt, wie den Langohr, auf welchem Christus geritten?

Wo Blumaurus und Alexingerus, die Witz und Talente
Oft mißbraucht und den Herrn in seinen Gesalbten beleidigt?
Glanzberg schätzte sie alle der Auserwählung nicht würdig;
Denn er feindet die Schöngeisterey an, das heißt, er zerbricht sich
Selber die letzte Krücke, worauf sein Ruhm noch einherhinkt."

Als sich nun alle versammelt haben, beginnt Glanzberg eine Rede, bei deren Anfang aber das Epos abbricht. Ob handschriftlich mehr vorhanden war, ist heute kaum mehr festzustellen. In den Kreisen um Sonnenfels herrschte natürlich helle Entrüstung, die eine anonyme Broschüre[13]) zum Ausdrucke bringt. „Lieber Vetter, was ist denn das, mit dem Hanßwurstischen Haus, und daß man diese auslacht", schreibt dieser Anonymus, „welche in demselben was Gescheides ausstudiren wollen, worüber die witzigsten, aber auch boshaftesten Reime gemacht worden sein sollen, und was noch mehr, diese Herrn in dem Hanßwurstischen Haus sein, wie ich höre, solche, die bewirket haben, daß in unseren Vorstädten auch Laternen brennen, daß man die Leute nicht auf der Tortur martern, daß man auf dem Theater keine Schweinerei mehr hersagen[14]), daß man gern etwas Gescheides lesen, oder schreiben mag, und tausend andere gute Sachen. Ich glaube vielmehr, daß eben diese wahre Hanßwurste sein, welche solche Herrn lächerlich machen wollen." Man konnte wohl an einen Judas der Aufklärung glauben. Nach Kratter[15]) schrieb man das Gedicht daher, wie alle diese Pamphlete, wenn sie auf einen Aufklärer gingen, sofort einem „Er-

Jesuiten" zu, und zwar dem später noch berüchtigten Hofstäter. Ein Freimaurer, namens Weber, nahm sich dabei besondere Mühe und sagte allen Leuten, die mehr als bloßen Verdacht auf Alxinger und Kompagnie hatten: „Glauben Sie's doch nicht! Ich kenne Alxingern, er ist nicht im Stande, so was solides und kernhaftes zu schreiben!"

Indessen war Alxinger später selbst gezwungen, ohne das Kind gerade bei dem Namen zu nennen, seine Autorschaft „Der Schnurre" im „Anti-Hoffmann" einzubekennen, da ihn Hoffmann in seiner „Endlichen Beurlaubung von .... Alxinge rc.", Wien 1793, an verschiedenen Stellen der Autorschaft zu dem Zwecke, ihn verächtlich zu machen, zieh. Auch eine andere Schrift [16]) erinnerte Alxinger an dieses unbillige Pamphlet.

Es ist richtig, daß Alxinger seine Muse nicht in den Dienst seiner Loge zur Abfassung einer Schmähschrift hätte stellen sollen, ein Lorbeerblatt hat er seinem Kranze damit gewiß nicht hinzugefügt. Übrigens gesteht er selbst [17]) ein, „daß er nicht ohne Reue auf diese Schrift zurücksehe". Auch Kratter [2]) hatte sich der Angegriffenen umfassend angenommen, und zwar besonders um Sonnenfels, Retzer und Mayer. Freilich nahm auch Kratter sicher seinen Parteistandpunkt ein, wie alle diese Wiener Autoren der josefinischen Zeit, welchen die literarische Clique das Um und Auf war. Wie sehr die Eitelkeit von Sonnenfels den Spott aber herausforderte, ersehen wir aus einem Briefe Forbergs an Reinhold [18]). Ob Sonnenfels je zu dieser Satire öffent-

lich Stellung genommen hat, ist mir nicht bekannt geworden. In seinen Werken findet sich nichts.

Alxinger trat noch zwei Mal als Pamphletist auf, einmal gegen eine abfällige Kritik von Schatz über seinen „Doolin von Mainz“ in der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften“ und das zweite Mal in seinem „Anti-Hoffmann“ 1792. Das letztere Pamphlet fehlt ebenfalls bei Goedeke; zu den Ausführungen, die in dem erwähnten Aufsatze von Probst darüber zu finden sind, kann ich nichts wesentliches hinzufügen. Vielleicht zeigt aber diese kleine Sammlung fast gänzlich unbekannter Arbeiten Alxingers, wie wenig gewürdigt unsere ältere deutschösterreichische Literatur wird, deren Vertretern man nicht nur anläßlich eines „Gedenktages“ ein mitleidiges Erinnern in ihren beaux restes widmen, sondern auch ein lebendiges Dasein in Neuausgaben und in eingehenderen Studien über ihr ganzes Wirken sichern soll, zu welchen Dingen freilich noch lange nicht einmal das Material geliefert wurde.

10. P. Pankratz Waldbauer

Von all den vielen hunderten Reformplänen und durchgreifenden Umänderungen, die der autokratische Selbstherrscher Kaiser Josef II. in Österreich fürs Volk, aber nicht durch das Volk in manchmal viel zu hastiger und überstürzter Art, wenn auch vom besten Willen beseelt, in der kurzen Zeit seiner Regierung ausführte, haben nur vier mehr oder minder einschneidende Spuren bis heute hinterlassen. Die Auflassung der Leibeigenschaft (1781) bahnte den Weg zum freien Bauernstand, dessen wir uns heute erfreuen. Die Aufhebung der beschaulichen Klöster (1781) und die Anzahl der vielen dadurch freiwerdenden Priester bedingte einerseits die Schaffung des Religionsfonds (1782) und anderseits die Errichtung der landesfürstlichen Pfarren, die wohl eine Wohltat für die glaubenseifrige Bevölkerung war, die früher oft nur allzuweit in die Kirche hatte und nur nach mannigfachen Beschwerden und Mühen ihren religiösen Pflichten nachkommen konnte, aber anderseits bis in die jüngste Zeit einer Schar akademisch gebildeter Leute ein mehr als kärgliches Einkommen bot. Eine weitere, für jene Zeit sicherlich befreiende Tat war die Erlassung des Toleranzpatents (1781), das bis heute ungeschmälert erhalten blieb. Waren diese drei Errungenschaften, die mehr oder weniger bekämpft wurden, auch von einschneidender Art, so hatten sie

in mancher Hinsicht doch wohltätige Folgen, während eine vierte Maßregel, deren Spuren uns heute noch unverwischbar vor Augen liegen, gerade nicht segensreich genannt werden konnte.

Diese Maßregel war ein Ungeheuer und gebar, da Böses fortzeugend stets neues Böses gebiert, einen Berg von Ungeheuerlichkeiten, die heute Seltenheiten wurden. Wir meinen die Preßfreiheit, die Kaiser Josef II. 1781 seinen Völkern durch Einschränkung der Zensurvorschriften als Danaergeschenk überwies. Wir können es ja in unseren Tagen wieder einmal beobachten, welche Folgeerscheinungen diese tolle Preßfreiheit auslöst. Was lange geknechtet in der Tiefe schlummert, das drängt eruptiv an die Oberfläche und bringt nicht nur reinen Feuerstrom und geläuterte Lava ans Tageslicht, sondern vielfach Rauch, Asche und Trümmer, die alles übrige einhüllen, überschütten und bedecken. So war's auch zu jener Zeit. Man konnte sich nicht genug tun im Austoben. Was man früher zu wenig schrieb, dessen geschah jetzt zu viel. Eine Flut von Büchern, Heften und Heftchen wurde über Wien und die armen Wiener losgelassen. Es gab keine Frage, keine Regierungsverordnung, keine kirchliche und weltliche Handlung, die nicht unter die Sonde der josefinischen Broschürenschreiber genommen worden wäre. An allen Ecken und Enden tauchten diese Helden der Feder auf und es scheint beinahe, daß alle Wiener urplötzlich den schriftstellerischen Geist in sich entdeckten, wenn man über die zahllose Zahl dieser Erzeugnisse, von denen dazu

manche auf immer verschollen sind, vor dem geistigen Auge Heerschau hält.

Während die einen mit den Stubenmädchen, mit den Grabennymphen oder den Leichenbegängnissen, den Predigerkritiken oder vielfach den nichtigsten Fragen beschäftigt waren, aber immerhin für ein etwas gebildeteres Publikum schrieben, kam ein anderer Teil dieser Tagesschreiber dem Geschmacke der großen Menge entgegen und warf sich auf die aktuellen Dinge, als Selbstmorde, Morde, Hinrichtungen und andere Tagesvorfälle, besang diese alle in Bänkelversen oder erzählte sie in schauderhafter Prosa, beschäftigte die sogenannten Liederweiber mit deren Absatz und machte gute Geschäfte dabei.

Ein solcher Tagesneuigkeitenausschroter war der abenteuerliche Altwiener Bänkeldichter Johann David Hanner, den man in ähnlicher Art, wie man später die vielgepriesene Karoline Pichler mit dem Stephansturm in eine Linie brachte, stets mit Alois Blumauer, dem Exjesuiten, nannte. Sie waren die beiden Pole des damaligen Wiener literarischen Lebens. Hanner war der Straßendichter und Blumauer, wenn er auch vielfach unter Bürgers Einfluß sich im Bänkel versuchte und zynisch war, doch der Dichter jener schmalen, zierlichen Büchlein, die damals so beliebt waren, als Musenalmanache jahraus und jahrein in die Welt hinausflatterten und die Herzen aller von Werthers Unnatur angehauchten Männleins und Weibleins eroberten. Freilich,

so hinter dem Vorhang, da hatten Hanner und Blumauer schon manche Ähnlichkeit. Nicht nur, daß sie beide ursprünglich dem geistlichen Stande angehörten und mehr oder minder abenteuerliche Lebensschicksale aufzuweisen hatten, auch im Ton hatten sie eine gewisse Verwandtschaft und in der Vorliebe für das Niedere. Alle jene berühmten Loblieder auf verschiedene Gebrauchsgegenstände und Haustiere, die Blumauer so gerne verbrach, hätten auch einem Bänkeldichter vom Stile des Hanner alle Ehre gemacht. Und schließlich war beiden noch etwas widerfahren, was sonst keinem der josefinischen Dichter zustieß. Ihre Lebensgeschichte hatte einen Dichter gefunden, der beide in travestierend derbhumoristischer Art in all ihren Gebrechen und Fehlern der lieben Mitwelt vor Augen führte, die sicherlich ihre Freude an all diesen schönen und saftigen Zügen hatte, die den beiden Helden nachgesagt wurden. Bockornius nannte sich der Dichter der 1784 erschienenen Blumauerschen Lebenspersiflage und Pankratz Walbauer, recte Waldbauer, zeichnete sich als der Karikaturist der Hannerschen Lebensgeschichte. Und doch sind beide dieselbe Persönlichkeit, denn Diktion, Fluß der Rede und manches andere drängen zu dieser Annahme, worüber aber anderswo gehandelt werden möge.

Es war im Jahre 1786, im Jänner, also zu einer Zeit, wo Hanner längst der anerkannte Dichter der Wiener Liederweiber und der Liebling der unteren Schichten der Wiener Bevölkerung war, als in der

Druckerei von Johann Georg Binz in Wien am Hohenmarkt Nr. 522 ein kleines lustiges Büchlein erschien, das den Titel „Johann David Hanner travestirt aus seiner Lebensgeschichte in fünf Kapiteln“ führte und als Verfasser auf dem Titelblatte den P. Pankratz Walbauer aus dem Orden des heiligen seraphischen Vaters Franziskus strenger Observanz nannte. Ohne Angabe eines Erscheinungsjahres, das nur aus einer gleichzeitigen Quelle zu erschließen ist[1]), flatterte es mit seinen 32 Seiten in Kleinformat in die sensationslüsterne Welt hinaus und fand sicherlich reißenden Absatz. Es wurde in des Wortes wahrster Bedeutung zerlesen und verschwand bis auf ein einziges Exemplar, das einst den Sammlungen des Wirtes zu Margareten und rühmlichst bekannten Bibliophilen Franz Haydinger angehörte und nunmehr über den Bücherliebhaber Josef Nikola seinen Weg in die an Altwiener Schätzen so reiche Wiener Stadtbibliothek fand. Ein Neudruck wird in Kürze diese Altwiener Seltenheit wieder zugänglich machen.

In der gleichen Strophenform wie die travestierte Äneis des Alois Blumauer, einer Form, die auch „Blumauer travestirt von Bockornius“ (o. O. 1784) zugrunde liegt[2]), abgefaßt, besingt der „travestierte Hanner“ in fünf Kapiteln den Verlauf dieses mehr als abenteuerlichen Lebens von Hanners Geburt bis zu seinem Auftreten als Komödiendichter der Truppe der Barbara Fuhrmann, also von 1754 bis 1784. Nach Anrufung der Muse Klio, frei nach Homer,

und deren Beschwörung, sie möge des Dichters Hand leiten, um Hanners Lebensgang zu entlarven, geht Waldbauer zu seinem Gegenstande über und bietet in oft recht derbkomischer Holzschnittmanier ein Bild des Volksdichters Hanner. Thomas Murnersche Grobheit und derber Witz des Abraham a Sancta Clara treten mehr als einmal in dieser Schilderung zutage und öfter weisen wörtliche Anklänge darauf hin, daß Waldbauer und Bockornius ein und dieselbe dichterisch und humoristisch-satirisch veranlagte Persönlichkeit sind.

In raschem Fluge folgen Hanners Geburt seine ersten Unterrichtserfolge. Sein absonderlicher Wunsch, Schuster zu werden, erfüllte sich im Lichtenthal, wo Hanner aber bald wieder Sehnsucht nach den gelehrten Studien bekam und reuig ins Gymnasium der Piaristen in der Josefstadt zurückkehrte, um die Stufenleiter des Wissens rasch zu erklimmen. Nachdem er den Entschluß gefaßt, Kapuziner zu werden, tauchte er im Gmundener Kloster der Kapuziner als Frater Josue unter den Novizen auf, doch eine Art Siegwartstimmung ließ ihn hier keine Ruhe finden und führte ihn wieder nach Wien zurück, wo er Weltgeistlicher werden will und zunächst die niederen Weihen empfängt. Aber nach einigen Jahren siegt Hanners heißes Blut, er unterliegt den weiblichen Verführungskünsten und verläßt gezwungen 1776 das Klerikalseminar zum Verdrusse seiner Eltern und manch anderer, denen er bereits hübsche Proben als Prediger geboten hatte. Sein unsteter Geist führte

ihn nunmehr zur Pharmazie, doch auch hier war seines Bleibens nicht. Wieder zog es ihn zum Mönchsstand und im Winter 1777 trat er bei den Hieronymitanern zu Schönbach in Niederösterreich als Novize ein, aber schon zu Anfang des Jahres 1778 trieb ihn sein unruhiges Blut neuerdings auf die Wanderschaft. Ein Versuch als Schulgehilfe zu Gresten mißlang ebenso wie ein solcher in Gaming, Karthäuser zu werden. Nach längerer Wanderschaft kam Hanner nach Wien zurück und verehelichte sich im Mai 1778 mit einer Neulerchenfelder Krämerstochter, die ihm einen Krämerstand auf dem Kohlmarkt zubrachte. Aber als Krämer, der mit seiner Kraxe über Land wandern sollte, war Hanner auch nicht zufrieden und mancher schäumende Pokal mußte ihm über Eheverdruß und Familienzwistigkeiten hinweghelfen. Er gab wie einst in jüngeren Jahren Unterricht, legte die Prüfung als Normalschullehrer 1782 ab und versuchte sich ab 1780 in Gedichten und Komödien:

Kaum hat sich einer hier erhenkt,
Dort in den Fluß gestürzet;
Hat Hanner, wie noch jeder denkt,
Uns oft die Zeit verkürzet.
Da er uns manche Stund vertrieb
Und jeden Einfall drollicht schrieb
Durch schöne Gassenlieder.

So berichtet Waldbauer übereinstimmend mit der Wirklichkeit und schließt sein mehr als boshaftes Charaktergemälde des Johann David Hanner, der

schließlich auf eine Schulmeisterstelle seine Hoffnung gesetzt hatte, mit den Versen:

So lebet er in Zuversicht,
Der Himmel woll es geben.
Und ich beschließe die Geschicht
Von David Hanners Leben.
Hier ist er wirklich in Natur,
Aus Furcht und Strenge der Censur
Schrieb ich nichts Ungereimtes.

Und dennoch war es ungereimt, soviel Verse und Geist auf des armseligen Hanners Leben zu verschwenden. Was war die Veranlassung dazu? Spielte der Bänkeldichter Hanner im damaligen Wien wirklich jene große Rolle, die eine solch umfängliche satirische Behandlung hätte rechtfertigen können oder waren es bloß persönliche Gehässigkeit oder sonstige Gründe, die Waldbauer veranlaßten, diese scharfe Schrift loszulassen! Freilich, wenn man die mancherlei Erwähnungen vor Augen hat, die zeitgenössische Schriftsteller und Reisende über Hanner bieten, so möchte man beinahe an seine Berühmtheit glauben, die aber nur eine solche des Tages war. Sicherlich wurde mehr das Merkwürdige an Hanner als seine Dichtkunst der Erwähnung wert gehalten und man gedachte seiner, wie man etwa eines seltenen Tieres oder einer abenteuerlichen Mißgeburt Beachtung schenkt. Bei Waldbauer dürfte aber doch etwas anderes im Spiele gewesen sein. Er ist über Hanners Leben, das beweisen die Nachprüfungen all der einzelnen angeführten Tatsachen, glänzend unterrichtet,

16*

so daß sein Schriftchen heute eine wichtige lebensgeschichtliche Quelle vorstellt. Er muß daher nahe und gute Beziehungen zu ihm unterhalten haben. Vielleicht saßen beide einst auf der gleichen Schulbank, war doch auch der Franziskanerpater Pankratius Waldbauer ein biederes Wienerkind und hatte als Johann Nepomuk am 26. August 1753 in Wien das Licht der Welt erblickt[3]). Am 25. Juli 1774 in seiner Vaterstadt in den Franziskanerorden eingetreten[3]), absolvierte er in der theologischen Hausanstalt seine vorgeschriebenen theologisch-moralischen Studien mit Erfolg[4]) und wurde am 26. Oktober 1777 in sacello Palatii, so berichten die Akten des Wiener Franziskanerordens[3]), zum Priester geweiht. Da Hanner zur selben Zeit (1774 bis November 1776) seinen theologischen Studien oblag, so könnten sich auch erst in dieser Zeit die Fäden der Freundschaft zwischen den beiden jungen Priesterkandidaten gesponnen und Waldbauer Einblick in Hanners abwechslungsreiches Leben bekommen haben. Jedenfalls bestanden aber nach Hanners Ablegung der Klerik noch Beziehungen zwischen beiden, vielleicht auch dichterischer Art, denn sonst würde Waldbauer nicht so eingehend Hanners weitere Geschicke kennen. Erst mit des Verfassers Abgang von Wien (1784) hörten die Beziehungen auf und so mußte die Travestie mit 1784 schließen.

Waldbauer scheint eine scharfsatirische Ader gehabt zu haben, die ja auch manchem Mitglied seines Ordens zur Zeit der Reformation eignete.

Und wie diese damals ihre Streitschriften gegen die Neuerer und Reformatoren, die meist abtrünnige Geistliche waren, losließen, so nahm auch Waldbauer 1784 den Exjesuiten Alois Blumauer unter dem Decknamen Bockornius, er hatte ja vielleicht Gründe, seinen eigentlichen Namen in dieses durchsichtige Pseudonym zu hüllen[5]), als Abtrünnigen aufs Korn und versuchte, ihn lächerlich zu machen. Doch manches rächt sich im menschlichen Leben und vieles, das man bekämpft, muß man oft in späterer Zeit sich selbst zu eigen machen. Ebenso erging es unserem streitbaren P. Pankratius. Der Geist des Josefinismus fuhr gar bald in Waldbauer, so heißt er auch in den Klosterakten, und ließ ihn das Klosterleben nicht mehr lebenswert erscheinen. Er war aus seinem Orden im Sommer 1784 ausgetreten und widmete sich der Seelsorge, die ihn noch 1784 ins südliche Niederösterreich zu den Gebirgsbauern des Semmeringgebietes führte. In Raach bei Gloggnitz wurde er Kooperator und versah hier sein mühevolles Amt durch volle 14 Jahre bis 1798 zur vollen Zufriedenheit[4]). Von weiteren satirischen Ergüssen seines Feuergeistes, die etwa hier entstanden wären, ist nichts weiter bekannt und seine Schrift auf Hanner, die nach seinem Abgang von Wien 1786 erschien, ist sein dichterischer Schwanengesang, wurde aber noch 1784 in Wien gesungen. Waldbauer fühlte sich in seinem geistlichen Stand vor allen Versuchungen des weltlichen Zeitgeistes sicher, wenn er auch diesem insofern seinen Zoll geleistet hatte,

als er das Klosterkleid auszog. Weiter aber wollte er den Weg der Verweltlichung nicht beschreiten, war doch Hanner ein warnendes Beispiel für ihn und so ist diese Schrift nicht nur eine Kampfschrift gegen den Vertreter des Wiener Bänkeltums, sondern ein Ausdruck des eigenen inneren Ringens um den endgültigen Sieg, den Waldbauer über seine weltlichen Gedanken schließlich davontrug.

In der einsamen Pfarre Raach wirkte der Exfranziskaner Pankratius Waldbauer durch volle 14 Jahre und 2 Monate im Seelsorgeamte und erhielt von seinem vorgesetzten Pfarrherrn im November 1798 ein gutes Zeugnis über seine Sitten und seinen Eifer im Predigen, Beichthören und Krankenbesuch[4]). Als er vom 1. bis 3. März 1798 den öffentlichen Konkurs ablegte, da bekam er in der Dogmatik, Moral und dem Kirchenrecht die Note 1, im Kanzelvortrag und in der mündlichen Katechesis die Klassifikation sat bene[4]), bewies daher im Praktischen und Theoretischen seine Tüchtigkeit. So klassifiziert, wurde er am 7. November 1798 als Provisor für die Lokalkaplanei St. Peter am Neuwald im Gebiete des Wechsels ernannt und trat am 21. November 1798 seinen neuen Posten an dieser kleinen, beschwerlichen Pfarre, die erst seit 1783 bestand, an[4]). Im Jänner 1799 konkurrierte er um die durch den Abgang des Lokalkaplans Michael Hofstätter als Provisor nach Kirchberg am Wechsel erledigte und durch dessen Ernennung zum wirklichen Pfarrer daselbst endgültig freige-

wordene Stelle als Lokalkaplan in St. Peter am Neuwald, wurde vom Patronatsherrn, dem Gutsbesitzer Ferdinand Edlen von Mitis, Herrn der Herrschaften Kirchberg am Wechsel und Saxenbrunn, in einem Schreiben vom 16. Februar 1799 an den Kardinal Migazzi präsentiert und bald hernach gegen seinen Konkurrenten, den Kapuziner und Kooperator zu Pottenstein P. Archelaus Wimbperger, der einen schlechteren Konkurs bestanden hatte, vom Erzbischof und Kardinal Migazzi zum wirklichen Lokalkaplan in St. Peter am Neuwald ernannt[4]). Am 27. Februar 1799 legte Waldbauer die Professio fidei ab und wurde am selben Tage kanonisch investiert[4]). Er war in der Reihe der Lokalkapläne der dritte. Christoph Relle (1783 bis 1786), später Pfarrer zu Feistritz, und Michael Hofstätter (1786), später Pfarrer zu Kirchberg am Wechsel und Aspang, waren ihm vorangegangen, um bald wieder fortzuziehen. Er aber blieb bis an sein Lebensende!

Eine glänzende Existenz hatte sich Waldbauer gerade nicht geschaffen, aber immerhin wird er froh gewesen sein, einen eigenen Wirkungskreis und ein, wenn auch schwieriges, so doch selbständiges Amt erhalten zu haben. Die Pfarre als solche war arm, ebenso arm waren die Pfarrkinder, die als echte Waldbauern ihren Unterhalt aus dem Holz der Wälder und aus den geringen Erträgnissen des Feldbaues, auf den schlechten Gründen gedieh nur Hafer, Winterkorn, wenig Gerste und etwas Sommer-

weizen[6]), zogen. Besser stand es mit der Viehzucht[6]).

Der Ort Neuwald, hoch gelegen, zieht sich vom Fuß des Kampstein zerstreut bis zu dessen Gipfel und läuft an der Frauenalpe bis zum Wechselberge fort[6]). Das Klima ist kalt, aber nicht ungesund, hingegen waren die Wege vielfach schlecht[6]). Der Pfarrsprengel bestand seit 1783 aus 75 Häusern mit etwa 700 Seelen, wovon 36 Nummern auf Außer Neuwald, 23 auf Inner Neuwald, 4 auf Inner Aigen, 5 auf Langegg und 7 auf Neustift entfielen[7]). Da die Entfernungen von der Kirche bei guter Witterung 2, bei Schnee aber 3 Stunden betrugen, so wurden an die physische Leistungsfähigkeit des Seelsorgers hohe Anforderungen gestellt, die mit seinen geringen, durch allerhöchste Resolutionen vom 17. April und 6. September 1782 festgelegten Bezügen von 350 fl., wozu jährlich noch etwa 25 fl. Stolgebühren kamen, in keinem rechten Verhältnis standen, so daß bereits der erste Lokalkaplan Christoph Anton Relle 1785 die Beistellung eines Kooperators vom Wiener Konsistorium erbat[7]). Eine Bitte, die aber weder ihm noch seinen Nachfolgern, im besonderen aber P. Pankraz Waldbauer je erfüllt wurde, obwohl gerade letzterer wiederholt in herzbeweglichen Worten diese Umstände sowie seine mißliche Lage im besonderen schilderte. Und wenn er am 25. August 1809 erklärte[8]), sich an der Kriegsanleihe nicht beteiligen zu können, so war dies etwa kein Zeichen von unpatriotischer Gesinnung, sondern entsprach

seiner Vermögenslage, von der er bereits im Jahre 1801 kein glänzendes Bild in einer Eingabe entwerfen konnte, die er, da er einen Abgang von 98 fl. hatte, mit den Worten schloß[9]): „Dieser Abgang beweiset, wie gar nicht standmäßig, sondern wie kümmerlich sich unterzeichneter Lokalkaplan bey so theuren Zeiten, und beschwerlicher Seelsorge leben muß."

Es ist nicht uninteressant, diese Einnahms- und Ausgabeposten im einzelnen durchzugehen[9]), um daraus ein Bild zu gewinnen, wie ein einsamer Bergkaplan um die Wende des 18. Jahrhunderts sein bescheidenes Leben fristete. Wie gering waren doch die Einkünfte der Kirche. Der Religionsfonds leistete 40 fl. Zuschuß, das Opfergeld und ähnliches betrug 14 fl. 48 kr., Stiftungen, Kapitalien und Realitäten, die etwa Zinsen abwarfen, waren keine vorhanden, demnach war die gesamte Kircheneinkunft 54 fl. 48 kr., der eine Ausgabe von 64 fl. 46 kr. auf Wachs, Öl, Weihrauch, Kirchenwäsche, Opferwein und Oblaten gegenüberstand, so daß sich ein unbedeckter Abgang von 9 fl. 46 kr. ergab. War schon bei der Kirche ein Mißverhältnis zwischen Einnahme und Ausgabe, so trat ein solches noch mehr bei den Pfarreinkünften und Ausgaben in Erscheinung. Erstere betrugen 383 fl. und setzten sich zusammen aus der Beihilfe des Religionsfonds für den Lokalkaplan mit 350 fl., aus den durchschnittlichen Stolgebühren von 20 fl., dem Sammelergebnis von Korn und Hafer in 42 Häusern mit etwa 10 fl. und dem Nutzen des Küchengartens mit 3 fl. Dieser

Summe standen Ausgaben von 481 fl. gegenüber, daher ein unbedeckter Rest von 98 fl. verblieb. Waldbauer setzte auf die Ausgabenseite: 290 fl., gering veranschlagt, für Kost, Trunk, Holz, Licht, Kleidung, Wäsche, Bücher, Medizin 2c.; 160 fl. für 2 Dienstboten zu je 80 fl. einschließlich Kost und Lohn, welche er dringlich benötigte, da er wöchentlich zweimal von Aspang oder Mönnichkirchen sich das Fleisch holen lassen mußte; 1 fl. auf Erbsteuer; 20 fl. für Rauchfangkehrer, Kapitelboten und Klassensteuer; 10 fl. jährlich für Pfarrhofreparaturen.

Wie man aus diesen Ziffern ersieht, stand sich Waldbauer nicht glänzend. Dazu kam noch, daß er durch einen gewalttätigen nächtlichen Einbruch 1801 um sein ganzes Vermögen und seine Ersparnisse gekommen war[4]), so daß er gänzlich mittellos und verarmt dastand. Man wird es ihm daher nachfühlen können, wenn er unter solchen Verhältnissen im April 1802 bei der niederösterreichischen Regierung in einem eindringlichen Gesuch[4]) um eine Gehaltserhöhung von jährlich 100 fl. vorstellig wurde, eine Bitte, welche der vorgesetzte Dechant von Kirchberg am 26. April 1802 mit den Worten befürwortete, daß er die vorgebrachten Gründe für richtig und wahr befinde[4]). Der Offizial und das erzbischöfliche Konsistorium in Wien sahen ebenfalls die Stichhältigkeit der dargelegten Gründe ein und begleiteten am 28. April 1802 sein Ansuchen aufs eindringlichste mit einem sehr warm gehaltenen Schriftstück[4]), das da es so helle Streiflichter auf die Lebensweise und

die Lebensbedingungen des Waldkaplans Waldbauer wirft, hier vollständig mitgeteilt sei: „Dieser bittstellende Lokalkaplan Waldbauer ist bey einer der beschwerlichsten Seelsorgestationen in der Diözes angestellt, alle seine Pfarrkinder sind von ihm von einer halben Stunde bis 1¾, nicht wenige auch 2 Stunden entfernt und wohnen in zerstreuten Hütten und Häusern im Gebirge.

Auf dem Platze, wo seine Wohnung ist, findet er zum Lebensunterhalte gar nichts, er muß alle nöthigen Lebensmittel aus zwei Ortschaften, deren jede auf 2 Stunden weit entfernt ist, entweder durch eigens gemiethete Boten, oder durch Haltung einer besondern Dienstmagd mit doppeltem und bey gegenwärtiger Theuerung unerschwinglichem Aufwande holen lassen.

Sein geringer Gehalt von 350 fl., so schon für sich nicht erklecket, ist noch dazu mit 184 Religionsfondmessen belastet.

Ein gewaltthätiger nächtlicher Raub hat ihn voriges Jahr um sein ganzes Vermögen gebracht.

Diese betrübte Lage verdienet allerdings Rücksicht, die wenigstens dahin zu nehmen wäre, daß, wenn die von ihm angesuchte Zulage nicht bewilliget werden könnte, doch durch Übernehmung der Verbindlichkeit, 184 Messen für den Religionsfond zu persolviren, ihm einige Erleichterung verschaffet würde, so wir ganz billig finden."

Die niederösterreichische Regierung beeilte sich zwar in dieser Angelegenheit ausnahmsweise sehr,

aber das Ergebnis war für Waldbauer kein besonders günstiges. Zwar sprach ihm eine Hofentschließung vom 14. Mai 1802, welche dem Konsistorium am 21. Mai 1802 von der niederösterreichischen Regierung übermittelt wurde, eine Aushilfe von 50 fl. als Entschädigung ob des erlittenen Raubes zu, ging aber weder auf eine Gehaltsverbesserung noch auf eine Übernahme der Verbindlichkeit, 184 Messen für den Religionsfonds zu persolvieren, ein[3]). Man dürfte auf dem Standpunkt gestanden sein, daß die bereits mit Entschließung vom 21. Juni 1800 auf Waldbauers eingehend begründeten Bericht vom 27. Februar 1799 hin von 262 auf 184 Religionsfondsmessen erfolgte Herabsetzung[4]) ihm genügend Erleichterung geboten habe, so daß ein weiteres Eingreifen in dieser Sache untunlich sei.

Dafür aber brachte das Jahr 1805 eine, wenn auch bescheidene Vergrößerung der Einnahmen um 84 fl. im Jahr durch die Errichtung der ersten Stiftung für St. Peter im Neuwald. Die in Wien verstorbene Franziska Posch hatte eine große Messenstiftung testamentarisch verfügt und der niederösterreichische Religionsfonds das Erbe angetreten. Bei der Aufteilung dieses Vermächtnisses nahm man besonders auf die armen Pfarren in der Diözese Rücksicht, welche noch mit keiner Stiftung bedacht waren, und so fiel zufolge Hofdekret vom 9. März 1805 zur Dotationsverbesserung an die Pfarre St. Peter am Neuwald ein Kapital von 2250 fl., das auf dem Hause Wien, Singerstraße 899, sichergestellt war und von

dessen 5% Interessen im Betrage von 112 fl. 12 kr. jährlich 112 Messen für die Erblasserin zu lesen waren. Von jeder Messe bekam der Lokalkaplan 45 kr., also insgesamt 84 fl., der Schullehrer als Mesner 6 kr., also zusammen 11 fl. 12 kr., während der Rest von 16 fl. 48 kr. der Kirche zu verrechnen war[10]). Durch eine merkwürdige Verkettung von Umständen wurde der Stiftsbrief von Seite der Kirchenvorstehung St. Peter erst am 31. Dezember 1822 ausgestellt, nachdem bereits am 30. August 1806 die Kirchenvorsteher zu St. Peter eine diesbezügliche Übernahmserklärung verfaßt und ans Konsistorium eingesendet hatten[10]).

War diese Einnahmenvermehrung von Waldbauer sicherlich freudig empfunden worden, da sie sein kärgliches Einkommen in etwas vergrößerte, so dürfte er hingegen die Erweiterung seiner Pfarre um 5 Häuser, die bis nun zur Pfarre Kirchberg am Wechsel gehörten, aber von dieser über 2 Stunden entfernt lagen, mit etwas gemischten Gefühlen betrachtet haben, da diese Konsistorial-, beziehungsweise Regierungsentscheidung vom 14. (22.) Juni 1806[11]) seinen ohnehin ausgedehnten und beschwerlichen Pfarrsprengel nicht verlockender machte, um so mehr als Waldbauer erst kürzlich von einer schweren Krankheit genesen war, die er sich größtenteils in Ausübung seines Dienstes zugezogen hatte. Aus einem Zeugnis, das der Arzt Dr. Ulrich Sauer zu Aspang am 6. April 1806 ausstellte[4]), geht hervor, daß Waldbauer an den oberen und unteren Gliedmaßen ge-

lähmt war und durch vier Monate in Behandlung des Mediziners Sauer stand, ehe sich der Zustand besserte. Da überdies Waldbauer eine natürliche Anlage zum Schlagfluß zeigte, worauf sein kurzer, dicker Hals und sein großer Kopf hinwies, so drängte Dr. Sauer, daß die Gelegenheitsursachen zur Erkrankung so viel als möglich vermieden würden, da sonst die alte Krankheit neuerdings entstehen oder gar augenblicklich der Tod eintreten könnte. Welche Ursachen er meinte, geht aus folgenden Worten seines Berichtes hervor: „Die Krankheit ist besonders von der zu starken körperlichen Anstrengung entstanden; als vier Stund weit ausgedehnte Pfarr, die er zu Fuß über Berg und Tal, bei Kälte, Wind und Nässe bereisen mußte, da er manchmal acht, auch mehrere Stunden keine Nahrung oder in der größten Not ganz für den Körper unzweckmäßige zu sich genommen hat." Auf Grund dieses Zeugnisses und unter Bezugnahme auf seine Erkrankung und seinen mißlichen Vermögensstand, betrugen doch seine Ausgaben für Arzneien allein 95 fl. 12 kr., faßte sich Waldbauer ein Herz und trat an die niederösterreichische Regierung am 18. April 1806 mit dem eingehend begründeten Ersuchen heran, seine Lokalkaplanei zu einer Pfarre mit den entsprechenden Bezügen zu erheben und ihm seiner gehabten Auslagen wegen eine Unterstützung von 150 fl. zu gewähren, wobei er nicht versäumte, seine persönlichen Verdienste, die er sich in langer, schwerer Dienstzeit erwarb, ins richtige Licht treten zu lassen[4]). Was

war der Erfolg? Die niederösterreichische Regierung trat dieses Ansuchen zur gutächtlichen Äußerung an das fürsterzbischöfliche Konsistorium ab, das am 12. Juni 1806 eine Aushilfe von 150 fl. in Anbetracht der „widrigen Ortslage und bei den kränklichen Umständen des Bittstellers, dann gegenwärtigen Teuerung“ für angemessen erachtete, damit Waldbauer Arzt und Apotheker bezahlen und sich die tauglichen Lebensmittel anschaffen könne[4]). Über die angesuchte Erhebung der Lokalkaplanei zur Pfarre aber schwieg sich das Konsistorium aus und demgemäß erging die kaiserliche Entscheidung vom 15. Oktober 1806 dahin[4]), daß dem Waldbauer zwar eine Aushilfe von 150 fl. aus den Mitteln des Religionsfonds bewilligt werde, daß aber dem Ansuchen auf Erhebung der Lokalkaplanei zur Pfarre nicht stattgegeben werden könne, da die günstigen Zeiten, auf welche das Hofdekret vom 23. Jänner 1806 verweise, bis nun nicht eingetreten seien. Waldbauer, von diesem Ergebnis am 22. Oktober 1806 durchs Konsistorium verständigt, behob sein Geld, dachte aber im übrigen nicht daran, seine Lieblingsidee, vom Lokalkaplan zum Pfarrer vorzurücken, aufzugeben. Denn bereits im Mai 1808 wendete er sich mit einem neuen Gesuch, das den gleichen Gegenstand betraf, an die niederösterreichische Regierung, die am 20. Mai eine gutachtliche Äußerung von Seite des Konsistoriums abverlangte, welche am 29. Juli 1808 im verneinenden Sinne abging, so daß die Regierung im August 1808 den Lokalkaplan

Waldbauer in ziemlich energischer und nicht miß-
zuverstehender Art dahin verständigte, „daß man
seine Verdienste nicht verkenne, daß aber persönliche
Rücksichten nicht hinreichen, eine Lokalie zur Pfarre
zu erheben und daß er sich um eine andere, bessere
Pfründe in Kompetenz setzen soll[12])". Diese offene
Sprache verstand auch Waldbauer und da er sich
von seinen Gebirglern nicht trennen wollte, so gab
er lieber seinen Lieblingsgedanken auf und beschied
sich, bis an sein Ende ein schlecht bezahlter Lokal-
kaplan zu bleiben. Was aber ihm nicht gelungen
und versagt war, das erreichte im Jahre 1853 einer
seiner Nachfolger, der Lokalkaplan Johann Fink,
welcher am 28. Oktober 1852 unter Berufung auf
Waldbauers Eingabe von 1806 ganz so wie einst
dieser darlegte[9]), daß ein Lokalkaplan mit 350 fl.
Jahreseinkommen nicht imstande sei, sich gute Kleidung
und gute Nahrung zu beschaffen, welche bei einer
so ausgedehnten Lokalie und den weiten Verseh-
gängen, die oft einen ganzen Tag in Anspruch nehmen,
nötig seien, daher die Erhebung zu einer Pfarre mit
600 fl. Jahreseinkommen unabweislich sei. Diesem
Ansuchen wurde in Würdigung der vorgebrachten
Umstände, besonders wegen der weiten Ausdehnung
und der großen Seelenzahl stattgegeben und mit
Erlaß des k. k. Ministeriums für Kultus und Unter-
richt vom 22. Jänner 1853, Zahl 303, die Lokal-
kaplanei St. Peter am Neuwald zur Pfarre erhoben[9]).
Hätte dies Waldbauer erfahren können, er würde
sich sicherlich gefreut haben, daß seine Gründe nach



Kirche zu St. Peter am Neuwald

Nach einer Photographie



50 Jahren eine gerechtere Würdigung fanden als zur Zeit, wo er auf Erden wandelte und die Unannehmlichkeiten seines weiten Seelsorgesprengels ertragen mußte.

Er liebte aber seine Pfarrkinder und sein bescheidenes Heim, den unweit der Pfarrkirche in hoher, anmutiger Lage gelegenen Pfarrhof, der 1782 erbaut worden war und nach einem Inventar vom 20. Jänner 1808[9]), das Waldbauer selbst unterschrieb, ein ebenerdiger, mit Schindeln gedeckter Bau war, der drei Zimmer enthielt, wovon die zwei größeren mit zwei gewöhnlichen grünen Öfen ausgestattet waren. Die Einrichtung der Zimmer und der Küche war eine mehr als einfache. Eine Wanduhr, eine Bettstatt samt Bettgewand, zwei Tische, ein Kasten, sechs Sesseln, sechs Paar Messer und Gabeln, sechs zinnerne Eßlöffel, sechs zinnerne Kaffee- und ein zinnerner Vorleglöffel, irdenes Geschirr, zwei Schaffel, ein Kessel, ein Bratspieß, ein Küchenkastel und zwei Kasserolen, das war Waldbauers gesamtes Eigentum an Einrichtungsgegenständen. Im Hof befand sich ein mit Brettern gedeckter Holzschuppen und eine Stallung für zwei Kühe. Waldbauer hielt sich aber nur eine Kuh und ein Schwein, da er das Futter kaufen mußte, daher die Tiere nur kümmerlich erhalten konnte. Neben dem Hof lag der dreizehn Quadratklafter große Hausgarten, in dem einige Obstbäume standen und dessen Erträgnis als Küchengarten Waldbauer 1811 mit 3 fl. bezifferte[9]). Welche Wichtigkeit in dieser abgelegenen

Gegend diesem Gärtchen zukam, beweist, daß schon bei den Vorverhandlungen zur Errichtung der Lokalkaplanei im Jahre 1781 der Dechant und Erzpriester zu Waizberg in Steiermark Josef Peinthor in seiner Eingabe[11]) an die niederösterreichische Regierung vom 25. Mai 1781 unbedingt einen Platz für einen Küchengarten forderte, damit der Kurat in dieser abgelegenen Gegend wenigstens die „grüne Kuchel" notdürftig erzeugen könne. Ein Rammbrunnen im Hof und ein Brunnen im Garten vervollständigen das Bild, das der Pfarrhof 1808 bot.

Nicht weniger ärmlich als der Pfarrhof war auch das dem hl. Petrus geweihte Kirchlein, in dem Waldbauer täglich dem Herrn das hl. Meßopfer darbrachte. Bis zum Jahre 1782 nur eine im altdeutschen Stil gehaltene Kapelle, in der jährlich vom Pfarrer zu Kirchberg am Wechsel vier heilige Messen gelesen wurden[11]), wurde sie 1782 derart zur Pfarrkirche ausgestaltet, daß sie um einige Klafter erhöht, mit einer Rohrdecke versehen und die Bedachung von Schindeln erstellt wurde. Ein hölzerner Turm, ohne Uhr, dessen Dach rund und kropficht war, kam hinzu. Die Kirche als solche war feucht, ihre Inneneinrichtung war 1808, als Waldbauer am 20. Jänner ein Inventar darüber verfaßte, recht ärmlich. Den Hochaltar zierten die Statue des hl. Petrus und sechs Zinnleuchter. Das Tabernakel war noch 1843 aus Brettern verfertigt, wie ein Inventar aus diesem Jahre lehrt. Und während später (1832 und 1843) bereits zwei, der hl. Maria und dem hl. Patrizius

geweihte Seitenaltäre vorhanden waren, war 1808 nur einer aufgestellt, der mit zwei ordinären Zinnleuchtern versehen war. Die sonstige Inneneinrichtung der Kirche bestand aus 18 Betstühlen aus weichem Holz, einer Kanzel, einem Beichtstuhl und zwölf Kreuzwegbildern, zu denen noch zwei alte, weiche Kasten im Oratorium kamen. Wie reich nimmt sich dagegen das Inventar vom Dezember 1843 aus, das am Hochaltar zwei Heiligenreliquien in kleinen Pyramiden und oberhalb des Tabernakels ein Mariahilfbild auf Leinwand, 34 Kirchenstühle u. a. m. verzeichnet[13]).

Waldbauer war eben ein armer Waldkaplan und dazu stimmte sein Kirchlein und sein Pfarrhof. Er trug diese Ärmlichkeit gelassen und nur hie und da machte er seinem gequälten Herzen durch Eingaben Luft, die immer in der gleichen jämmerlichen Tonart gehalten waren. Man höre nur, was er am 8. Juli 1811 dem Wiener Konsistorium zu sagen hatte[10]): „denn obwohlen Unterzeichneter seinen vierteljährigen Gehalt in der Valuta bekommt, so bleibt doch zu Ende desselben gar nichts über, weilen die notwendige Lebensbedürfnissen von Tag zu Tage steigen, besonders da Unterzeichneter in einer sehr rauhen Gebirgsgegend angestellet ist, wo alles mit harter Mühe und größeren Kosten muß zugeführet werden.“ Am 7. September des gleichen Jahres bat er seiner Kränklichkeit wegen um einen Aushilfspriester, aber vergeblich[14]).

Nun hören wir lange nichts mehr von dem alten, kampfmüden Waldkaplan. 1817 scheint aber

sein alter Geist entflammt zu sein. Er hatte mit dem Pfarrer von Kirchberg am Wechsel Josef Liermberger eine Streitsache, wahrscheinlich einen Kompetenzkonflikt in pfarrlichen Dingen, von dem wir, die Akten sind nicht mehr vorhanden, nur wissen, daß das Wiener Konsistorium an beide beteiligten Parteien am 28. Februar 1817 einen Ratschlag abgehen ließ[15]). Waldbauer lebte in der Folge seine Tage still dahin, sein feuriger Geist war erloschen, sein Schaffen erlahmt, seine Kränklichkeit nahm zu. Die Seelsorge nahm ihn gänzlich gefangen, die Außenwelt war für ihn versunken.

Und doch war er 1826 nahe daran, dieser Außenwelt, die er verabscheute und haßte, zurückgegeben zu werden, als seine Krankheit, eine Wassersucht, so rasche Fortschritte machte, daß er seinen seelsorglichen Pflichten nicht mehr nachkommen konnte. Pflichtgemäß hatte Dechant Josef Liermberger am 7. August 1826 um eine Aushilfe nach St. Peter gebeten[16]), doch fand das Wiener Konsistorium, daß man die umliegenden, ebenfalls beschwerlichen Pfarren nicht damit belasten könne, schloß sich vielmehr dem wohlbegründeten Begehren des Waldbauer vom 16. August 1826[16]) an, daß man einen Provisor, der aus dem Religionsfonds zu dotieren wäre, so rasch als möglich nach St. Peter entsenden möge. Dieser Vorschlag ging am 24. August 1826 an die niederösterreichische Regierung ab, fand aber keine Erledigung, so daß Waldbauer am 10. Oktober 1826 neuerlich ein Gesuch an das fürst-

erzbischöfliche Konsistorium richtete, worin er unter Berufung auf seine Eingabe vom 16. August 1826 wieder um einen pfarramtlichen Provisor ersuchte und mit rührendem Eifer, trotz seiner unheilbaren Erkrankung die Gefahren schilderte, die seiner geliebten Pfarrgemeinde aus dem derzeitigen unhaltbaren Zustande in sittlicher und sonstiger Hinsicht drohen. Die Ausführungen des greisen Mannes, sein letztes schriftliches Vermächtnis, seien hieher gesetzt[4]):

„1. Hat der Gefertigte in dem ersten eingereichten Gesuche durch das beygelegte ärztliche Zeugniß seine Krankheitsumstände hinlänglich ausgewiesen, welche sich aber seit dieser Zeit immer mehr verschlimmerten, und ihn zur Verrichtung seines priesterlichen Amtes gänzlich untauglich machten, daher auch schon durch volle zwey Monathe kein Gottesdienst allhier gehalten werden konnte.

2. Sind zwar die Gemeindeglieder dieser Lokalie an die nächst benachbarten Pfarren zur Aushülfe angewiesen, welche aber von denen meisten hiesigen Pfarrkindern bey fünf Stund entfernet sind, überdieß auch noch in allen benachbarten Pfarren so viele Kranke gegenwärtig sich befinden, daß sich kein Priester von seiner Pfarre so lange entfernen kann, um hier Aushülfe leisten zu können und daher im Erkrankungsfalle mehrerer Gemeindeglieder dieselben ohne heiligen Sakramenten und priesterlicher Tröstung dahinsterben müßten.

3. Befindet sich diese Lokalie, welche in einem Umfange von 8 Stunden besteht und 1100 Seelen

enthält, in der rauhesten Gebürgsgegend, da die Wege, besonders zur Winterszeit schon zur hiesigen Pfarrkirche sehr beschwerlich, zu denen benachbarten Pfarren aber ganz ungangbar sind, daher den größten Theil dieser Gemeindeglieder die Beywohnung des Sonn- und Feyertäglichen Gottesdienstes unmöglich wird und nothwendig die Sittenlosigkeit des Volkes erfolgen muß."

Diesen gewichtigen Gründen konnte sich auch das Konsistorium nicht verschließen und gab dieses Gesuch bereits am 16. Oktober 1826 mit einer sehr warm gehaltenen Einbegleitung[4]), die den Verdiensten des greisen Waldkaplans völlig gerecht wird, an die niederösterreichische Regierung weiter. Es wurde ein eigener Provisor für St. Peter am Neuwald, der aus dem Religionsfonds zu dotieren wäre, vorgeschlagen und, obwohl eigentlich die Pensionierung des Waldbauer beantragt werden sollte, von einem solchen Antrag mit den Worten abgesehen: „allein seine Bitte, daß er sein nach aller Wahrscheinlichkeit ohnehin nicht mehr lang andauerndes Leben in der Pfarrgemeinde, bei welcher er schon durch 28 Jahre dient, beschließen dürfe, so wie der Umstand, daß er bei seiner Krankheit sich nicht leicht anderswohin begeben könne, verdient gewiß eine billige und gnädige Berücksichtigung. Auch würde es in seiner gegenwärtigen, ohnehin bedrängten Lage für ihn hart sein, wenn er mit dem bloßen Defizientengehalt unter fremden Menschen seine wenigen Tage noch verleben sollte." Wie mild ist doch diese Begründung, welche

für manche Behörde unserer Tage eine goldene Richtschnur sein könnte!

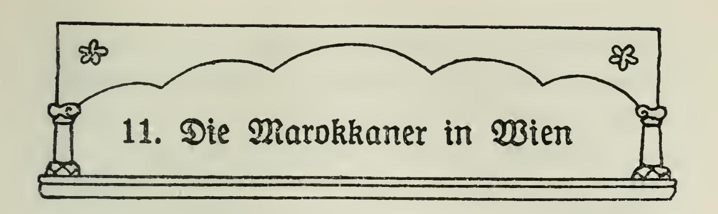
Die niederösterreichische Regierung nahm diesen Antrag zur Kenntnis, legte das Ansuchen der Hofkanzlei vor und teilte am 24. Oktober 1826 dem fürsterzbischöflichen Konsistorium mit, daß deren Entscheidung betreffs des Provisors abzuwarten sei[4]). Man sieht, in Wien hatte man es nicht eilig, mußten doch nicht die Herren Beamten, sondern nur die Bergbauern infolge dieses Zögerns und Hinausschiebens stundenweit zur Kirche gehen, während es sich bei den grünen Tischen recht angenehm saß!

Um den Regierungsbeamten das Leben zu erleichtern und die gehörigen Kompetenzen, die gewahrt werden mußten, und den Schriftenlauf zu stören, schied Waldbauer am 4. November 1826, 73 Jahre alt, mit allen heiligen Sterbesakramenten versehen, sanft und ruhig an der Bauchwassersucht aus dieser irdischen Welt hinüber in die Gefilde der Seligen[17]), in die ihm seine einstigen Gegner, die er mit der Waffe seines grimmen Sarkasmus bekämpft hatte, schon längst vorangegangen waren. Die Exkleriker Johann David Hanner und Alois Blumauer hatten bereits 1794 und 1798 auf den Friedhöfen in Neulerchenfeld und St. Marx (Wien III.) ihre letzte Ruhestätte gefunden, während Waldbauer im kleinen Friedhof seiner Pfarre, der die Kirche umgibt, inmitten seiner Pfarrkinder, am 6. November 1826 zur Ruhe gebettet, die ewige Urständ erwartet.

Am 4. November 1826 noch übernahm als Provisor die Pfarre St. Peter am Neuwald der Priester Felix Pollak[9]) und führte sie bis zum Eintreffen des neuen Lokalkaplans Josef Keipert, früheren Lokalkaplans zu Kranichberg, der als einziger um die am 5. Jänner 1827 ausgeschriebene Lokalkaplanei zu St. Peter eingereicht hatte[4]). Keiner der späteren noch der früheren Lokalkapläne zu St. Peter am Neuwald hatte so lange in dieser armen, rauhen Gebirgspfarre ausgehalten als der frühere Franziskaner P. Pankratius und nachmalige Lokalkaplan Johann Nepomuk Waldbauer, der amtliche Schriftstücke wiederholt mit Kloster- und Taufnamen unterzeichnete. Was er am 22. November 1798 in einer Eingabe an das fürsterzbischöfliche Konsistorium in Wien als am Tage nach seinem ersten Eintreffen in St. Peter, „allwo ich mich der mir gegebenen Vorschrift, alles, was zur Seelsorge gehört, eifrigst besorgen und mich durch ein rechtschaffenes Betragen der hohen Huld und Gnaden eines hochwürdigsten Erzbischöflichen Consistorium würdig machen werde," versprochen hatte[4]), das hat er in seiner langen seelsorglichen Tätigkeit getreulich gehalten. Wie mag es Waldbauer, dem streitbaren Franziskaner, der in Wien mitten in der josefinischen Broschürenflut stand, wohl manchmal weh ums Herz gewesen sein, wenn er in seiner weltfernen Pfarre auf einsamen Wald- und Gebirgswegen seinen geistlichen Pflichten nachkam und sinnend in jene Richtung sah, wo seine Vaterstadt Wien und seine Jugend

lagen. Auch er hatte der Aufklärung, die mit Josef II. auf lange Zeit ins Grab gesunken war, mit seinem Austritt aus dem Kloster seinen Tribut gebracht, aber die Klostereinsamkeit als stiller Bergpfarrer und somit jene Ruhe wieder gefunden, die sowohl Hanner als Blumauer, seinen einstigen Gegnern, im Leben zu finden verwehrt war. Was allen Dreien übers Grab hinaus gemeinsam blieb, das war die Armut, an der sie Zeit ihres Lebens schwer trugen. Und wenn Alois Blumauer als der bekannteste unter ihnen noch heute ein mit der Gloriole des Ruhmes umstrahltes Haupt trägt, so überliefern weder Hanners noch Waldbauers Züge Bilder der Nachwelt. Ihr Name haftet nur an ihren Schriften. Wären der Straßendichter Hanner und der Zyniker und Aufklärer Blumauer nicht gewesen, so würde Waldbauers Wirken, Streben, Sinnen und Dichten wohl spurlos im Zeitenstrom versunken sein. Kein Mensch, der im kleinen Friedhof zu St. Peter am Neuwald der Vergänglichkeit aller irdischen Dinge nachsinnt, ahnt aber heute, daß dieser arme Waldkaplan Waldbauer, dessen Grabschrift verwischt und unleserlich geworden[18]), einst in Wien zu jenen streitbaren Geistern gehörte, die es wagten, Tagesgrößen kritisch und satirisch zu behandeln. Vielleicht war sein kritisches Schaffen noch umfangreicher, als wir es kennen, und vielleicht entfloß noch manches der satirischen Erzeugnisse jener Zeit, die heute namenlos im sichern Schoß der Bibliotheken ruhen, seiner streitbaren Feder. Besonders

die „Biographie der Glaubensfeger in Österreiche", die 1782 und 1783 in Wien erschien, atmet vielleicht seinen kritischen Geist, der in weltferner Einsamkeit seinen Schwung und seine Feuerkraft im harten Kampfe mit des Lebens Not gewollt oder ungewollt einbüßte.



11. Die Marokkaner in Wien

Die diplomatischen Verhandlungen über die marokkanische Frage erweckten eine für Wien interessante Erinnerung. Während sich 1906 die europäische Diplomatie zu den Marokkanern bemühte, waren es diese einst selbst, welche die beschwerliche Reise nach Europa, und zwar nach Wien an den Hof Josefs II. wagten. Österreich im besonderen sah schon vorher auf seinem Boden einen marokkanischen Abgesandten in den Tagen Karls V. im Jahre 1529. Dieser Gesandte kam aber nur bis Linz, wo er mit dem Kaiser einen Friedensvertrag abschloß. Damals war Marokko noch ein gefürchteter Raubstaat, mit dem man sich gern in Güte absand, wenn es nur ging. Die Haupteinkünfte dieses Staates bestanden in der Beute aus der Seeräuberei, und die Küsten des Mittelländischen Meeres wurden von den marokkanischen Korsaren oft schwer heimgesucht. Dies änderte sich freilich im Laufe der Zeiten, da einzelne Staaten gegen solchen Unfug kräftig auftraten, und die Herren Seeräuber zogen es vor, den Schein einer gewissen Glorie zu bewahren und in diplomatischen Verhandlungen Abfindungsgelder und Handelsvorteile zu erlangen, worauf sie ihre Kapereien ganz oder teilweise einstellten.

Muhamed Ben Abd Allah Ben Ismael Chaseini

hieß der Fürst von Marokko, der im 18. Jahrhundert mit einer Reihe von Staaten dergleichen Verträge abschloß, zuerst mit England im Jahre 1760, dann mit Schweden (1763), Venedig (1765), Frankreich (1767) und schließlich mit Holland (1768). Im Jahre 1783 sandte er nun in gleicher Absicht den Pascha von Tanger, Muhamed Ben Abdil Melak, nach Österreich an den Wiener Hof. Dieser Gesandte war schon längere Zeit erwartet worden und der wienerische Schaupöbel, der im Vorjahre sich an dem Papst nicht genug sattsehen konnte, rüstete sich zu einem würdigen Empfang des „wilden Mannes". Freilich war dieser der bessere Mensch. In ganz moderner Weise übrigens war dem Marokkaner bereits der bekannte Wiener Kupferstecher Hieronymus Löschenkohl, der die „Woche" mit seinen rohen, aber aktuellen Bilderbogen versah, bis Bruck an der Mur entgegengefahren, „wo ihm der Gesandte in eigener Person zur Abzeichnung saß"[1]). Bald darauf sah man die „wohlgetroffenen" Porträts der braunen Herrlichkeit auf dem Kohlmarkt prangen, wobei die Wiener dann ganze Stunden standen und sich so anhäuften, daß kein Wagen mehr die Straße passieren konnte. Ein Herr H. Trockendorfer[2]) behauptet zwar, daß Löschenkohl diese Bilder schon mehrere Wochen vorher verkaufte, ehe noch er oder sonst jemand die Marokkaner erblickt hätte. Dies alles war indessen nur ein Vorspiel.

Am 20. Feber 1783 traf nun der Gesandte mit seinem Gefolge und Geschenken an den Hof in

Wien ein, und wenn wir dem Herrn Trockendorfer Glauben schenken, so herrschte von der Stadt an bis zu dem sogenannten „Paulanerhause“ (auf der Wieden) ein solches Gedränge, daß man sich gezwungen sah, Berittene aufzustellen und die Kutscher mit den Peitschen sich Platz machen mußten. Der Gesandte selbst saß bei diesem Getümmel im Grund seines Wagens verborgen, so daß ihn niemand sah. Das schreckte aber die braven Wiener nicht ab, denn sie folgten dem Pascha bis zu seinem Absteigequartier, das in der Nähe der Paulanerkirche gelegen war und machten dort ein „grausames G'säuff“ [2]). Und als der „wilde Mann“ an das Fenster trat, da zeigte sich erst die wahre Kultur, die auf ihn wie auf ein wildes Tier mit den Fingern deutete. Gewiß war der Marokkaner nicht mit allen Segnungen der europäischen Kultur vertraut, da er sich in Livorno im Theater auf die Logenbrüstung setzte und die Füße in das Parterre hängen ließ, bis er das Gleichgewicht verlor und hinunterfiel, wobei er sich beschädigte, weshalb er auch in Wien verspätet eintraf, aber eine größere Würde dürfte auch er bei dem empfangenden Publikum vorausgesetzt haben, das sich schließlich nicht scheute, die schwarzen Diener, die hinten auf den Wagen standen, in die nackten Waden zu zwicken [3]). Was mußten sich diese Leute von den „aufgeklärten Europäern“ für eine Vorstellung machen, wenn sie bei ihrer ersten öffentlichen Erscheinung in die Füße gezwickt wurden!

Der Gesandte selbst war ein äußerst würdiger,

sehr leutseliger und höflicher Mann. Er war mittlerer Größe, 51 Jahre alt und unter allen seinen Leuten der dunkelste. Er grüßte mit Kopf und Händen alle Menschen, sprach bloß arabisch und die Sprachen der angrenzenden Länder. Bekleidet war er mit einer arabischen Mütze, einem schwarzen türkischen Unterrock, worüber ein weißer von Musselin in Gestalt eines Chorrockes, und mit Hosen bis an die Knöchel, aber ohne Strümpfe; dazu trug er einen breiten Säbel, Sandalen wie die Kapuziner und einen weißen Mantel mit einer Kapuze, nach dem Schnitt der Karmelitermäntel, mit einem Quästchen auf der Kapuze. Die übrigen Leute seines Gefolges, nicht so dunkel wie er, waren von brauner Gesichtsfarbe, trugen gefärbte Unterröcke, einerlei Mäntel von weißem Zeuge nach obiger Form, Hemden mit sehr weiten Ärmeln und redeten keine andere Sprache als etliche die „lingua franca." Nur der „Legationssekretär" sprach etwas italienisch. Der Gesandte hielt übrigens strenge Manneszucht und hatte schon einige Leute nach Hause geschickt, um sie „spießen" zu lassen. Dienerschaft führte er nicht wenig mit sich. So hatte er sogar eine Art Kammermusik, die allerdings den Wienern nicht behagte. „Diese Instrumentalmusik war sehr betäubend, ihr, obgleich unter den verliebtesten Gebärden, herausgezwungener Gesang äußerst gräßlich, und hatte keinen anderen Ton, als das Gebrumme des Rabbiners, wenn er die zehn Gebote in der Synagoge herausnimmt." In der Tat gefiel dem Gesandten selbst bald die Wiener

Militärmusik besser und er suchte sogar eine solche Kapelle anzuwerben.

Außer seinen Musikern hatte der Pascha noch seine Köche mit, denn er aß täglich zwölf, nach dem erlesensten Geschmacke zubereitete Gerichte. Edle Kräuter, Gewürze und Wurzeln waren in Hülle und Fülle dabei in Verwendung. Da sie keine Suppe kannten, mußte alles gedünstet oder gebraten sein, dabei verwendeten sie als Fett nur die Butter. Ich will eines ihrer Rezepte hieherſetzen. Sie nahmen „eine wohl ausgewachsene Henne, füllten sie mit unaufgeschwelltem Reis, Zimt, Zucker und vielem Pfeffer, legten in das Kasserol eine Handvoll spanischer Zwiebeln, Bory, Bastinak, Petersilie und Basilikum, von jedem gleichviel, die Henne darauf, begossen das Kasserol ganz mit Butter, deckten es zu und ließen es so auf Kohlen dünsten“. Als Getränke verwendeten sie Met und eine Art Tee. Doch verschmähten sie in Wien auch den Wein nicht, und als ein Kavalier auf das Verbot des Korans aufmerksam machte, meinte der Herr Legat, das Verbot erstrecke sich nur bis an die Grenzen der muselmanischen Länder und habe auf christlichem Boden nichts zu schaffen.

Als Geschenk für den Kaiser führten die Marokkaner acht Pferde mit sich, die nach Liebschütz in die Stuterei kamen. Interessanter als die Pferde war das massive goldene Geschirr, das von einer Arbeit war, die man in Wien nicht kannte, aber sehr bewunderte. Nachdem nun der Botschafter zuerst

den Fürsten v. Kaunitz und Rudolf v. Colloredo seinen Besuch abgestattet hatte, wobei er sich überall als ein recht ehrwürdiger, leutseliger und freigebiger Mann, der in einer Stunde mehr Dukaten auf eine große und edle Art auszugeben wußte, als der weiland türkische Gesandte während seines ganzen Aufenthaltes, bezeigte, wurde er endlich am 28. Feber zur feierlichen Audienz bei dem Kaiser vorgelassen. An den folgenden Tagen hielten auch seine Leute in Gegenwart des Kaisers mit ihren Pferden in der k. k. Reitschule Übungen ab. Ihre Pferde waren unansehnlich, klein und wurden ohne Sattel und Sporn geritten, aber mit solcher Schnelligkeit, daß der Kaiser und alle Anwesenden darüber erstaunten[4]).

In den folgenden Unterhandlungen zeigte sich nun der Gesandte als kluger, höflicher und in den Geschäften, zu welchen er gebraucht wurde, erfahrener Mann. Schon in seinem Beglaubigungsschreiben waren die drei Gegenstände seiner Sendung, nämlich die Teilnahme über das Absterben der höchstseligen Kaiserin, der Glückwunsch zur Thronfolge und die Befestigung der wechselseitigen Freundschaft sehr gut gefaßt gewesen, und besonders hatte er sich über den ersten Gegenstand dahin mit Feinheit ausgedrückt, daß mit Bezeugung der Teilnahme deshalb zurückgehalten worden wäre, um diejenige Zeit erst vorbeigehen zu lassen, die erfordert würde, um die Erneuerung eines solchen Schmerzes zu ertragen. Außerdem und neben den notwendigen Unterhandlungen über die „künftige Schiffahrt und Handlung" der österreichischen Schiffe



Muhamet Ben Abdolmate K. Bassa von Tanger Bottschafter von Marocco in Africa zu Wienn 1783.
Seine ganze reise bis nach Wienn belaufft sich in 468. Teutsche Meillen

Nicht signierter Stich des Verlages H. Löschenkohl
Städtisches Museum, Wien



hatte er den Auftrag, die kaiserliche Vermittlung zur Hebung aller noch zwischen Spanien und Marokko bestehenden, das Einvernehmen störenden Hindernisse nachzusuchen. Der Gesandte wurde nach Anhörung seines Vortrages äußerst huldvoll und ganz der Bedeutung seiner Stellung entsprechend behandelt. Als er bei Hof speiste, wurden sämtliche Referendare und Hofräte der Reichs- und Staatskanzlei zur Tafel beigezogen. Eine zarte Aufmerksamkeit war es, daß zum Dessert Tanger mit allen Festungswerken und dem Hafen vortrefflich entworfen kam, worüber der Gesandte sein besonderes Vergnügen äußerte.

Selbstverständlich wurde nun der exotische Gast als Sensation in den Salons der Großen aufgeführt und ihren Tafeln zugezogen und er soll die ehrenvolle Behandlung, welche ihm auch auf höchsten Befehl erwiesen wurde, in jeder Weise verdient haben. Freilich wußte er das Wohlleben der Wiener, besonders ihre Tafelfreuden, in heftigen Zügen zu genießen, so daß ihn eine starke Kolik fast dem Tode nahe brachte. Der Anfall wurde durch das viele Gefrorene und Zuckergebäck veranlaßt, welches der Gesandte etliche Tage vorher an den Tafeln und in den Visiten bei verschiedenen Großen im Überfluß genossen hatte. Seine Krankheit versetzte seine Leute in Bestürzung. Vier von ihnen legten sich zu ihm in das Bett und zwei legten sich statt des Kissens unter sein Haupt; nur mit Mühe konnten sie weggebracht werden. Der kaiserliche Leibarzt Anton Freih. v. Störk heilte ihn indessen bald, indem er ihm ein Lavement

verordnete, wozu er freilich anfänglich keine Neigung zeigte, weil ihm diese Art zu heilen, völlig unbekannt war. Der Erfolg jedoch flößte ihm so große Achtung vor den Wiener Ärzten ein, daß er einen solchen für vier Jahre in seine Dienste nahm und denselben noch länger behielt.

Die Art, die Marokkaner zum Tode vorzubereiten, ist übrigens sehr sonderbar gewesen. Des Botschafters erster Koch starb. Eben als er in den letzten Zügen lag, kam einer seiner Brüder mit einer langen Pfeife und lärmte entsetzlich in des Sterbenden Ohren. Hierauf kam auch der Gesandtschaftsgeistliche mit einer Art von Blasrohr und blies ebenfalls sehr stark in des Kranken Ohren, der dabei ruhig verschied.

Während aber der Gesandte allerlei Vergnügungen, darunter auch dem Besuch des Theaters huldigte, verabsäumte er doch nichts von seinen Geschäften, die fortgingen und den Abschluß des Freundschaftsvertrages bezweckten, den er im Namen seines Fürsten dem Kaiser übergeben hatte. Er enthielt in lateinischer Sprache ungefähr folgende Punkte: 1. Beiderseitige Untertanen sollen die freie Handlung und Schiffahrt nach den beiderseitigen Ländern genießen. 2. Ist ihnen die freie Ein- und Ausfuhr aller Artikel ohne Ausnahme erlaubt. 3. Haben sie nur drei vom Hundert an Zollabgaben zu entrichten; es wäre denn, daß 4. wichtige Staatsangelegenheiten es nötig machten, die Zollabgaben zu erhöhen. 5. Soll die kaiserliche Flagge vor allen Kapereien der Marokkaner gesichert

sein, und wenn sich auch ein oder das andere unter anderen weggenommenen Schiffen befände, so soll nicht allein das weggenommene, sondern der durch Aufenthalt zugefügte Schaden dem Schiffsherrn ersetzt werden. 6. Sollte ein den kaiserlichen Untertanen zugehöriges Schiff an den marokkanischen Grenzen scheitern oder sonst verunglücken, so sollen die Untertanen dieses Gebietes gehalten sein, den kaiserlichen Untertanen alle Hilfe zu leisten. 7. Dieser Vertrag soll sich auch auf den Fall erstrecken, wenn der marokkanische Fürst mit den Verbündeten des österreichischen Hauses in Krieg begriffen wäre und dabei von beiderseitigen Untertanen einige gefangen würden; denn da sollte das Lösegeld für jeden Kopf nur auf 30 Piaster festgesetzt sein. Alle künftigen Unterhandlungen sollten zu mehrerer Bequemlichkeit beider Teile in Latein abgefaßt werden.

Außer diesen diplomatischen Verhandlungen beschäftigte sich der marokkanische Gesandte aber auch mit dem Studium der österreichischen Industrie und sein Sekretär mußte genaue Berichte darüber anfertigen. Gern hätte er Musiker mitgenommen, was aber von der österreichischen Regierung hintertrieben wurde, um diese Leute nicht einer ungewissen Zukunft auszuliefern. Der Marokkaner blieb doch immer ein wilder Mann, obwohl er genug Witz hatte, um lästige Europäer hinreichend schlagfertig abzuweisen. So antwortete er einer Dame, die ihren starken Schönheitsmangel durch ein geziertes Wesen ersetzen zu müssen glaubte, auf die Frage: Wie viel er

18*

Weiber hätte? „Nun, ich habe deren vier, jede schöner als Sie!“ — Ein lustiger Vorfall in seinem Hause ergötzte indessen ganz Wien. Der Hausbesorger ließ nämlich die Schornsteine fegen, und als der Schornsteinfeger plötzlich durch den Kamin in der Küche erschien, entsetzten sich die schwarzen Köche so sehr, daß sie bestürzt entflohen, nur einer ergriff ein Beil und ging damit beherzt dem Gespenst zu Leibe, das nun ebenfalls sich eiligst aus dem Staub machte.

Nur ungern entschlossen sich die Afrikaner zur Abreise. Überall waren sie ihrem Rang entsprechend gut aufgenommen worden. Ja, zwei von den Bedienten konnten bei der Abreise nicht mehr aufgefunden werden, wahrscheinlich hatte sie der Liebesgott mit seinen Pfeilen getroffen und eine barmherzige Wienerin sich gefunden. Am 22. April hatte der Gesandte nun bei dem Kaiser Abschiedsaudienz. Dieser ernannte den jungen Herrn von Tassara zu seinem Konsul in Marokko mit 4000 fl. Gehalt, er sollte auch sogleich den Botschafter begleiten und seinen Posten antreten. Zugleich wurden die Geschenke des Kaisers an den Sultan mitgegeben. Sie bestanden in einem prächtigen Aufsatz von Porzellan und Silber, einer kunstreichen Uhr und reich vergoldeten Pferdezeugen. Zwei Züge der schönsten Pferde und zwei Reitpferde aus den kaiserlichen Ställen nebst einer Equipage vervollständigten das Geschenk. Auch der Botschafter und sein Gefolge wurden reich mit Silber, Porzellan und Tüchern bedacht. Eine Woche

später, am 29. April, erschienen die Marokkaner, einundzwanzig an der Zahl, desgleichen bei Fürst Kaunitz in der Abschiedsaudienz, worüber ein Augenzeuge[5]), der Cistercienfermönch P. Stephan Lichtblau von Hohenfurth, berichtet, welchem auffiel, daß nur der Gesandte selbst und einige wenige seiner Begleitung Pantoffel oder gar nur Strümpfe trugen, während die anderen Marokkaner überhaupt barfuß gingen. Nur der Gesandte und drei Leute seiner Begleitung wurden zu Kaunitz selbst zugelassen, indessen die übrigen Erfrischungen in den Vorräumen erhielten. Das Gespräch mit Kaunitz und dem Gesandten wurde mit Hilfe eines Dolmetsch geführt, doch konnte sich der Fürst auch mit dem marokkanischen Gesandtschaftssekretär auf Welsch etwas verständigen. Von den herumgereichten Erfrischungen nahm der Gesandte nur einen Becher Schokoladegefrorenes und ein Stengelglas Limonade. Mit einer Besichtigung des Basteigärtchens endete der zeremonielle Abschiedsbesuch und am 8. Mai erfolgte die Abreise nach einem Aufenthalt von elf Wochen. Über Triest kehrten die Marokkaner in ihre Heimat zurück. Damit war das Tagesgespräch der Wiener wieder abgetan.

Indessen hatten die Marokkaner den Wienern allerlei Anregungen gegeben. Vor allem bemächtigte sich die geschäftstüchtige Literatur des Ereignisses, das ja nach mancher Seite hin zur Satire förmlich herausforderte. Die Gegensätze des Naturkindes und des Kulturmenschen, die schon durch die französische

Literatur ausgebeutet worden waren, boten sich auch hier dar. Die Wiener zeigten nur „Europens übertünchte Höflichkeit“, die wahre Herzenskultur fehlte, wie wir gesehen haben. In dieser Hinsicht schrieb Pezzl seine berühmten „Marokkanischen Briefe. Aus dem Arabischen. Frankfurt und Leipzig 1784“, in welchen er einen Marokkaner sehr treffliche Ansichten über deutsche Kultur in seine Heimat schreiben ließ. Dieses Werk ist noch das bleibendste aus der Sensation der marokkanischen Gesandtschaft. Eine Gegenschrift war: „Hamids Meynungen über die Marokkanischen Briefe. An seinen Freund Sidi. Leipzig 2c. 1785.“ Eine Nachahmung Pezzls dürfte Traunpaurs „Epistel an Herrn Wenzel v. Damm, Beobachtungen eines Marokkaners während seines vorjährigen Aufenthaltes zu Wien. Wien 1784“ gewesen sein. Das Werk ist leider verschollen [6]). Die Broschüre von E. Hag(=F. Hegrad): „Die vier bezauberten Thurmknöpfe. Ein marokanisches Mährchen. Wien 1783, bey Sebastian Hartl 2c.“ hat nichts mit den Marokkanern zu tun, dagegen verfaßte der Gassenhauerdichter J. D. Hanner ein Festgedicht: „Zuruf an Wiener bey Ankunft des königl. Abgesandten aus Marokko den 19. Horn. 1783“. Ein Unberufener, Herr Tobias Hanauer, schrieb eine: „Frage, Was wird der königliche marokanische Bothschafter von Joseph dem II. in seinem Vaterlande mit den seinen sprechen? 2c. 1783“, deren Antwort eine Lobhymne auf Josef II. war. Der Statistiker und politische Schriftsteller Schweighofer verfaßte dagegen eine nützlichere: „Einleitung zur Kenntnis der Staats-

verfassung beyder vereinigten Königreiche Maroko und Fes. Wien 1783", und ein Herr Blum hat uns in seinen „Nachrichten von der Reise des marokkanischen Bothschafters rc. nach Wien 1783" eine kurze, hier benützte Chronik aller Vorfälle bei der marokkanischen Gesandtschaft geliefert.

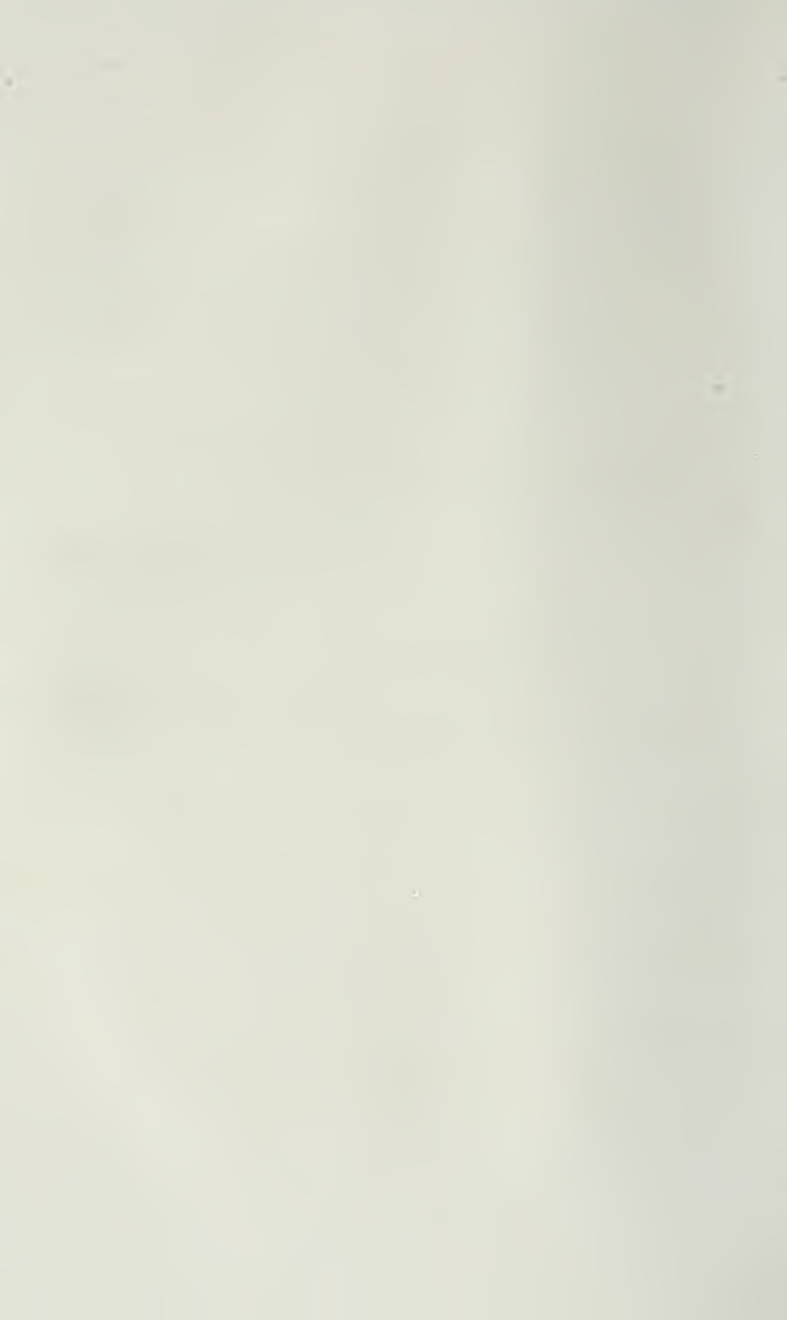
Das gesellschaftliche Leben Wiens indessen wurde auch für einige Wochen von dem marokkanischen Taumel befallen. So schreibt der zitierte Trockendorfer: „Über dieses haben wir ihnen (den Marokkanern) wohl auch viel Ehre angetan. Wir haben nicht nur verschiedene neuangelegte Kaffee-, Wirts- und Bierhäuser mit Schildern behangen[7]), worauf sie in Lebensgröße noch zu sehen sind; sondern auch Uhrketten, Geldbeutel, Handschuhe und sogar eßbare Waren, als Mandoletti, Würsteln u. dgl. mit ihren Namen zu belegen geruht, rc. rc." Die berühmte Marchande de Modes Madame Santi Bondi auf dem Kohlmarkt erfand neue Hauben à la Marokko, wozu sich die Damen à la Maroque frisierten, und ihr Nachbar Löschenkohl veröffentlichte mehrere Kupferstiche, die das Wirken der Gesandtschaft vorstellten.

Von allen diesen Dingen ist sehr wenig mehr in Erinnerung, und niemand denkt heute an das „Aufsehen", das diese etwas operettenhafte Gesandtschaft verursachte. Hie und da verrät dem Kenner des alten Wien wohl ein Schild mit der Aufschrift „Zum Marokkaner" etwas von ihrer Anwesenheit, aber die große Menge denkt dabei sicher nicht an ein diplomatisches Ereignis, auch nicht, wenn sie durch

die ihnen zu Ehren so genannte „Marokkanergasse“ ihren Weg nimmt. Schließlich war das ganze auch keine weltenbewegende historische Handlung, sondern nur eine kleine Schmeichelei, die Josefs II. Größe andeuten sollte, deren Ruf selbst in so ferne Länder wie Marokko drang, das dann den schuldigen Zins der Ehrfurcht zu Josefs Füßen legte. Ein böser Pamphletist, Josef v. Grossing, hat sogar in „Babylon, oder das entdeckte Geheimnis der europäischen Staaten (1784)“ nichts anderes behauptet, als daß die ganze Gesandtschaft überhaupt nur eine abgespielte Komödie gewesen wäre. Eine ähnliche führte man ja auch dem alternden Ludwig XIV. mit der berüchtigten „persischen Gesandtschaft“ vor, die auch seine verlöschende „Gloire“ noch einmal erhellen sollte. Es sei dem, wie es sei, die Hauptsache war sicher bei dieser Gesandtschaft, daß der Wiener eine kleine „Hetz“ hatte, und das hat er bei Operetten immer.



Audienz des Botschafters von Marokko bei Joseph II.
Stich von H. Löschenkohl
Städtisches Museum, Wien



12. Die Schminke im alten Wien und ihre Gegner.

Hamlets Warnung: „Gott hat euch ein Gesicht gegeben und ihr macht euch ein anderes“, hat bei der Damenwelt schon seit jeher wenig Beachtung gefunden. Die Mode, die ihr Joch allzu schwer auf das schwächere Geschlecht legte, hat das Künstliche dem Natürlichen stets vorgezogen und so suchte sie auch den Teint der Haut nachzubessern. Wo die Natur zu grell war, wurde sie abgetönt, und anderseits half man nach, wo die Farbe versagte. Die Schminke war schon im grauen Altertum weit verbreitet, und Ovid flehte seine geliebte Phyllis an:

„Leg alle Schminke doch und fremde Farben nieder
Und laß im eignen Reichtum glänzen deine Glieder.“

Indessen ging auch die Schminke mit der Mode und sie stand bald mehr, bald weniger in Verwendung. Im 18. Jahrhundert erlebte sie von Frankreich aus eine förmliche Renaissance, und zwar in solchem Maße, daß ein Projektant der französischen Krone jährlich eine halbe Million Livres anbot, wenn man ihm das Rot allein in Pacht übergeben wollte. Natürlich äffte Deutschland bald den französischen Unfug nach, und die Wienerinnen besonders überboten alle ihre europäischen Mitschwestern.

Ein berufener Zeitgenosse, der Obersthofmeister J. J. Khevenhüller-Metsch[1]), der in seiner Stellung alle Auswüchse der Mode an einem so glänzenden Hof, wie es der Wiener war, immer vor seinen Augen hatte, äußerte sich am 22. September 1765 folgendermaßen über den Gebrauch der Schminke in Wien: „Übrigens mußten all die Dames sehr behutsamm vermaiden, de prendre du rouge, welches auf das schärffeste verbotten wurde, also zwar daß die Kaiserin-Königin ein derselben, welche ich aus Discretion nicht nennen will, einsmahls selbsten mit viller Vivacité darumen angeredet, die doch selben Tag in der That nicht angestrichen, sondern nur von der Kälte also roth gefärbet gewesen sein solle, wie sie dann auch par un effet de sa bonté naturelle ihr hierüber nach der Hand die gnädigste Entschuldigungen gemacht hat. — Diser Brauch hatte einige Jahr her dergestalten überhand genohmen, daß auch die gemainste Weiber und Dienstmägd sich weiß und roth angestrichen. Den Anlaß zu diser verschärfften Défense hatte eine der Kaiserin-Königin gemachte Erzehlung gegeben, wie nemmlichen zu Insprugg eine und andere Dames sogar zu den toden Leichnamm des höchstseeligen Herrn und in der tieffesten Trauer mit roth gefärbten Gesichtern erschinen wären, was auch in der That also geschehen. Gleich wie aber bei uns allschon der löbliche Brauch ist, daß mann immer von einem Excès zum anderen verfallet, so hat mann (hat es auch in hoc casu gethan), und nicht allein die Weibspersohn, wann sie in etwas

zu roth ausgesehen haben, in denen Kirchen mit Ungestüm und Indiscrétion anreden, sondern sogar auf offentlichen Gassen durch die Rumorwacht par ordre de la politesse wegführen und einspehren lassen. Gleich wie es aber nach den alten Sprichwort: es ist nur ein wienner Gesatz und zumahlen bei der jetzigen so veränderlich — und dem Neuerungsgeist also unterworffenen Regierung bei uns meistens zugegangen, so wurde auch diser Verbott nach wenig Jahren tacite wieder aufgehoben und das Anstreichen kamme mehr als zuvor wieder in Übung."

Es war denn kein Wunder, wenn sich Gegner einfanden, welche diese Mode wenigstens auf ein gewisses Maß beschränken wollten. Schon der wackere E. N. Neiner, ein Wiener Geistlicher vom Schlage Abraham a Sancta Claras, läßt die Wiener Damen über ihren „Anstrich" bittere Worte vernehmen[2]. „Dasjenige, was den Anstrich oder die Schminke anbetrifft, passiret eben in einer so schändlichen und schädlichen Mode, als welcher sich heutiges Tages die Mahler gebrauchen, wann sie die alten Bilder mit frischen und neuen Farben bestreichen, womit sie eine alte Xantippe oder abscheulichen Wau-Wau vor die schöne Helena oder Griechische Venus verkauffen; was unzahlbahre Mode-Affen seyn nicht zu finden, so da ihre alte und runzlete Gesichter mit Venetianischem Bleyweis und Turnisol suchen jung und herrlich zu machen, ja wohl gar das Pfund Leder wegzupaitzen, umb eine zarte Haut und glattes Fell zu überkommen, ob nun diese vermeinte Gratien sich mit ihren An-

strich einbilden, über die Massen schön zu glantzen, so blasset doch eine eintzige gekaute Erbis solchen über den Hauffen, ja sie machet allen diesen falschen Zierrath zu schanden 2c." Indessen machte all dieser Spott die Schminke natürlich nicht verschwinden und so kann bereits im Jahre 1784 ein Satiriker[3]) die Frage aufwerfen: „Was ist eine Todsünde in den Augen der Wienerinnen?" Die Antwort lautete: „Ein ungeschminktes Gesicht."

In der Tat hatte die Schminksucht im josefinischen Wien ihren Höhepunkt erreicht und wir finden bei Reiseschriftstellern eine Anzahl Belege hiefür. Da ist vor allem der berühmte Nicolai, der an den Wienern überhaupt kein gutes Haar ließ. Er sagt[4]), daß das Schminken selbst bei Frauen vom Mittelstand in Wien ganz gewöhnlich sei, und gibt der blendenden Weiße und Zartheit der Haut die Schuld, da man diesen blassen Teint in Österreich überall fände, welchen das Wohlleben, „die Fatiguen der Lustbarkeiten, das lange Sitzen beim Tisch und beim Spiel u. dgl." verursachte. Daher mochten es die Wienerinnen wohl für nötig finden, sich künstlicher Röte zu bedienen. Die Damen benützten dazu die Papiers de Circassie rouges et blancs der Dame Anna von Vittinghoff oder die vegetabilischen Abwischwasser der Eleonore Conringh dite Luxembourg, die man oft in der „Wiener Zeitung"[5]) angekündigt findet. Nicolai erwähnt weiter, daß es jedem Fremden sehr auffällig sei, in Wien so viele gemalte Gesichter wandeln zu sehen, „zumal, da so manche darunter

sind, denen man es, ihrer Jugend und übrigen Bildung nach, zutrauen sollte, daß sie auch ohne Rotauflegen reizend sein würden". In derber Weise poltert der ehrliche Riesbeck[6]) gegen die übertriebene Anwendung der Schminke in Wien. „Alle Damen, die ich sah," schreibt er, „sind wie die zu Paris stark geschminkt, und das Rote zieht sich bis an die Ohren und in die Augenwinkel. Die Kunstverständigen sagen, die Augen bekämen durch dieses Rot ein gewisses Feuer, das die Blicke unaussprechlich beseele. Ich glaube, ich habe dir schon erklärt, daß ich Barbar genug wäre, alle Schminke von den Wangen der Damen mit einem Strohwisch und grobem Sand wegzureiben, wenn auch alles Spiel der Augen verloren ginge. Unterdessen scheint die dicke Schminke den hiesigen Damen wie den unsrigen ein unentbehrliches Bedürfnis geworden zu sein, um ihr natürliches Gelb zu verdecken. Ich sah einige, die alle Ursache hatten, zu beten: La verole, mon Dieu, m'a rongé jusqu'aux os."

Gegenüber diesem ungalanten Herrn ist eine Broschüre: „Der Offenherzige in W(ien)." 1781, S. 7, noch sehr rücksichtsvoll. Ihr anonymer Verfasser verwirft den Gebrauch der Schminke nicht, „aber närrisch soll man solche nicht anwenden. Die Schminke erhebet zuweilen die Reize einer blassen Schönen; aber einem wilden, veralteten und runzlichten Gesicht, das keine Reize hat, gibt sie solche nimmermehr." Ein sonst nicht allzu moralinsaurer Schriftsteller, der lustige Perinet, rechnet die Schminke zu den „Ärger-

nissen" und läßt sich des längern über ihre Mißbräuche aus[7]). Aber finden noch die geschminkten Damen bei ihm Entschuldigung, so verachtet er die geschminkten Wiener Stutzer um so mehr. „Diese Armenseelen-Körper sind so oft der getreue Gegenschein ihrer Seele und machen hier in Wien nicht den geringsten Theil aus." Daß die Manie des Schminkens bereits auch das stärkere Geschlecht in dieser Zeit in Wien ergriffen hatte, bestätigt Rautenstrauch. Auch dieser Schriftsteller verzeiht der Eitelkeit der Frauen manches, und es ist im Grunde richtig, daß eine Frau, die ihren Körper pflegt und dies selbst auf eine unnatürliche Weise tut, noch immer einer, die sich in jeder Weise vernachlässigt, vorzuziehen ist. Ist hier die Schminke „Schwachheit", so gehört das Schminken der Männer entschieden in das Register der „Dummheit". „Es ist ein empörender Anblick," schreibt Arnold (Rautenstrauch)[8]), „in Dikasterien und landesfürstlichen Kanzleien, wo man solide Jünglinge und Männer zu finden glaubt, mitunter eitle, parfümierte und lakierte Faselhannsen zu treffen, die, Gott weiß, beinahe die Achtung für die Stelle, bei der sie geduldet werden, vermindern könnten." Da die Herren der Schöpfung in Wien Weiber geworden waren, so waren die Wienerinnen selbst noch immer etwas entschuldigt, zumal die Schminke bei vielen im Alter nahezu unentbehrlich geworden war. So schreibt Pezzl[9]): „Man sieht häufig Weiber von 50 Jahren und darüber, die sich rot und weiß schminken. Einige tun es aus lächer-

licher Eitelkeit; viele aber aus Notwendigkeit: die seit frühen Jahren angewöhnte Schminke hat sie so verunstaltet, daß sie ungeschminkt ekelhaften Todtenschädeln ähnlich sehen würden." Da die damals sehr schreibseligen Wiener Skribenten infolge der ausgedehnten Preßfreiheit jeden Anlaß benützten, um eine Broschüre vom Stapel zu lassen, so erschien auch schließlich über den Mißbrauch des Schminkens eine solche unter dem Titel: „Etwas über den Gebrauch der Schminke." Wien, Kurzböck, 1785. 8° (Sammlung M. von Portheim). Die Kritik der „Realzeitung"[10]) lautete allerdings skeptisch genug: „Das geschminkte Frauenzimmer wird bei der Lektüre dieser Schrift zittern und sich doch — schminken . . ."

Alle diese Schriften konnten den Unfug nicht steuern, hier mußte eine höhere Gewalt einsetzen, und in der Tat, dem umsichtigen Auge des großen Volkskaisers Josef II. entging auch dieser Übelstand nicht, der auf eine Degenerierung des Volkes durch übertriebenen Luxus hindeutete. Seine Reformationslust erstreckte sich wie hier selbst auf die unbedeutendsten Dinge, was freilich oft als recht mißliebiger Eingriff in das Privatleben aufgefaßt wurde. Ihm, dem schlichten Mann, war diese oft gesundheitsschädliche Geckerei des Schminkens schon durch ihre französische Herkunft tief verhaßt geworden, und er beschloß, sie durch strenge Maßnahmen, wenigstens für den bürgerlichen Stand, in ihrer Ausbreitung zu hemmen. So erschien denn am 20. September 1787 eine Verordnung[11]), die die weiße Schminke als der Gesund-

heit nachteilig sowohl herzustellen als zu verkaufen und einzuführen verbot. Den Gebrauch der roten Schminke aber, welche, wie Josef sich ausgedrückt haben soll, die Damen unmöglich entbehren können, gestattete er zwar ferner noch, doch unterlag dieselbe einem eigenen Stempel per 4 Gulden für jedes Pfund. Das war nun allerdings ein harter Schlag für die Wienerinnen, und vielleicht nicht ganz ohne Grund gibt man an[12]), daß der Kaiser sich dadurch nur neue Feinde schuf.

Das alphabetische Verzeichnis der in den k. k. Staaten künftig nicht anders als gegen Pässe und auf besondere Privatbestellungen einzuführenden ausländischen Produkte und Fabrikate erschien nun, und zugleich damit die Taxe, unter welcher ihnen noch der Eingang offen stand. Gleich der erste Artikel war die Rubrik: Anstrich oder Schminke, für welche vom Gulden Wert 36 Kreuzer Konsumozoll gegeben werden mußte. Jede Dame comme il faut mochte doch in ihr Gesicht jährlich für hundert Gulden verstreichen, folglich trug jedes Paar rote Backen von Kondition, wenn es nicht mit der Freibolette der lieben Natur erschien, zum besten des Staates im Jahre 60 Gulden bei, wofür jede Trägerin sotaner roter Backen das Recht genoß, zu glauben, daß sie ihr recht schön stünden. Die Nadelgelder gingen dabei freilich auf, doch schien der Kaiser noch weiter gehen zu wollen, wie eine Notiz im „Wiener Blättchen" vom 28. März 1788 besagt: „Es soll", heißt es hier, „eine Verordnung unter der Presse sein, die ver-

schiedene Luxusartikel betrifft, und manchen Stutzer und Koquettenseele erschüttern dürfte. Vermöge dieser Verordnung wird jedes Pfund Haarpuder auf einen und jeder Tiegel Pomade zu 1/4 Pfund schwer auf einen halben Gulden erhöht. Die rothe Schminke, die schon jetzt gestempelt wird, zahlt vom Loth einen Dukaten. Der Luxus kennt bei uns keine Schranken mehr." Sicher wäre Josef noch schärfer vorgegangen, wenn nicht wichtigere Ereignisse ihn gehindert hätten. Zudem ließ er durch Beispiele, die von oben herab wirken sollten, gegen die Schminke Propaganda machen. Als der Kaiser der Prinzessin Elisabeth zum neuen Jahre Glück wünschte, bat er sich von derselben aus, daß sie sich, so lange sie lebte, niemals schminken und ihre zwölf Hofdamen auch bewegen möchte, ein Gleiches zu tun. „Dieses war von jeher mein Entschluß," antwortete[13]) die Prinzessin, „und alles soll geschehen, wie es Ew. Majestät befehlen."

Leider wirkten weder die strengen Verordnungen noch das erhabene Beispiel. Ein anonymer Schriftsteller findet[14]) die Schminksucht genau so wie früher verbreitet. „In einem Alter, wo in anderen Ländern die Mädchen in der vollen Blüte ihrer Jugendkraft dastehen, sind die Wiener Schönen schon verwelkt und müssen ihre Zuflucht zur Schminke nehmen. Aber diese kann, so dick sie sie auch auftragen, doch die schlaffen Muskeln nicht mehr aufrichten. Möchten doch die Wiener Schönen, die sonst so viel Geschmack haben, sehen, wie plump, wie ekelhaft ihre Schminke sei! Es ist nicht die Röthe einer blühenden Grazie,

sondern eines von Wein glühenden, betrunkenen Bauers. Diese Gewohnheit hat so sehr eingerissen, daß kein Stubenmensch glaubt, ihren Fuß auf das Pflaster setzen zu dürfen, ohne ihre Fratze mit Kugellack beschmiert zu haben." Der Verfasser hoffte indessen von den Anordnungen des Kaisers, sowie von dem guten Beispiel der Prinzessin das beste.

Auch diese josefinischen Reformen mußten aber vor der Allgewalt der Mode vergehen. Es wurde eben diese hohe Steuer auch noch gezahlt, und die Mode der übertriebenen Anwendung der Schminke konnte nur durch eine neue Mode, so wie der Teufel durch den Beelzebub, vertrieben werden. Eine geraume Zeit nach dem Tode Josefs II. erschienen noch immer Klagen darüber, daß die Wienerinnen sich so auffallend schminkten. So mahnt ein Sittenschilderer[15]: „Die rothe und weiße Schminke wird jetzt etwas greller als ehedem über die Gesichter aufgetragen. Freilich möchte der menschenfreundliche Patriot den Wunsch äußern, daß auch unsere Regierung, wie es die westgallizische bevollmächtigte Hofkommission bereits unterm 17. 3. 1797 gethan hat, den Gebrauch und Verkauf der weißen Schminke gänzlich untersagte, jenen aber der rothen mit höherer Taxe belegte." Es scheint also, daß die frühere josefinische Verordnung auch für Wien als „wienner Gesatz" ganz in Vergessenheit gekommen war.

Noch im Jahre 1804 entwirft uns Benkowitz[16]) von der Schminksucht der Wienerinnen ein wenig erquickliches Bild. „Addison," schreibt er, „nennt die

geschminkten Schönheiten sehr passend: Picten. In Wien ist ein ganzes Volk solcher Picten. Von der Hofdame bis zum Küchenmädchen übt alles diese Art Pastellmalerei an seinem Körper. Möchte es hingehen, wenn sie verschönerte; aber zum Unglück macht sie oft sehr häßlich. Ich habe Picten gesehen, die ohne Schminke ein blasses, schmachtendes und einnehmendes Gesicht hätten, mit ihr aber höchst grell und widrig aussahen. Unter anderen begegnete mir eine Picte bei der Stephanskirche, deren Gesicht gleichsam von weitem schon schrie. Sie hatte hochrotes Band auf dem Kopf, aber die Farbe desselben ward von der Farbe der Wangen gänzlich verdunkelt. Dabei trug sie ein dunkelblaues Tuch und irgendwo etwas gelbes. Kurz, die Figuren auf dem chinesischen Porzellan sind nichts gegen die Picte." Und das Jahr darauf entrüstet sich der Naturdichter G. Hiller[17]) über die jungen Männer, „welche mit sehr dick rot lakkierten Gesichtern am lichten Tage, besonders auf dem Graben, umherwandeln", während er mit den Damen Nachsicht hat. Die Lächerlichkeit, Unnatürlichkeit und Übertriebenheit richteten diese Mode indessen langsam zugrunde und beschränkten sie auf ein gewisses Maß. Es ist überhaupt verfehlt, einer Mode vorzuschreiben, Maß zu halten, da sie immer zuerst auf die Spitze getrieben werden muß, um ihr wahres Gute zu erkennen. Ein Satiriker, der in bezug auf die Schminke die schlechte neue Zeit der guten alten gegenüberstellt[18]) und sagt, im alten Wien wären die Wangen vom Rot der Unschuld und im

19*

neuen Wien vom Zinnober gefärbt, hat sicher in jeder Hinsicht Unrecht, denn es gibt keine gute und keine schlechte Zeit, jede hat ihr Äquivalent zu Tugend und Fehlern und so war auch die Schminke, wie uns der alte Reiner schon berichtet hat, bereits um 1730 in Wien stark verbreitet, so wie sie im Gegensatz dazu heute in Wien eine kaum auffallende Rolle spielt. Moden kommen eben und vergehen und mit Gegensätzen können ihre Gegner auch nicht viel ausrichten.

13. Die ersten Versuche der Aeronautik in Wien



Die reichen Ideen des achtzehnten und sogenannten philosophischen Jahrhunderts haben ihre praktische Verwertung zumeist erst im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts gefunden. Was in ihnen Keim war, mußte durch die rastlose Detailarbeit des eisernen Jahrhunderts erst zur Frucht gelangen. Auch die mit so großer Begeisterung begrüßte Erfindung des Luftballons, über deren Bedeutung sich sicher viele der besten Köpfe klar waren, mußte sich eine Zeitlang nur als kurioses physikalisches Experiment fortfristen, nachdem sich auf den ersten Taumel, die Luft erobert zu haben, bald eine arge Ernüchterung einstellte, da einer praktischen Verwertung sich viele Hindernisse entgegenstellten, die erst die jüngsten technischen Fortschritte zu beseitigen begannen.

Immerhin kann sich die Stadt Wien schmeicheln, daß sie unter den deutschen Städten wohl die erste war, die sich nach den französischen Versuchen von Montgolfier, Pilâtre de Rozier, Charles und dem gewerbsmäßigen Blanchard für diese Erfindung lebhaft einsetzte und in ihren Mauern höchst interessante Luftschiffahrts-Experimente anstellte. Wenngleich der Wiener Enthusiasmus auch in diesem Falle oft den bedenklichen Charakter einer „Hetz“ annahm, so

muß doch die Kulturgeschichte dieser Stadt zugleich die Priorität des guten Willens in bezug auf aeronautische Versuche in Deutschland einräumen, und nicht zuletzt mag dies der wienerischen Schaulust zu verdanken sein.

Wenn wir nun von einem kuriosen Flugblatte eines Phantasten, betitelt: „Nachricht von dem fliegenden Schiffe so aus Portugal den 24. Juni in Wien mit seinem Erfinder glücklich angekommen. Vom neuen nach dem allbereit gedruckten Exemplar in die Naumburger Meß gesandt. Anno 1709, 4°", absehen, wonach ja Wien noch vor der Erfindung durch die Franzosen das Schauspiel einer Luftschiffahrt genossen hätte, so erging kurze Zeit nach dem Aufstieg von Montgolfier auch in Wien ein Aufruf an Mäzene unter dem 28. Dezember 1783, sich „binnen heut' und Ende Jänner an einer Subscription auf eine große Luftmaschine, die unter der Aufsicht des Herrn Hofraths Ingenhouß allhier verfertigt werden wird", zu beteiligen[1]). Es wurden „einige tausend" Gulden beansprucht[2]). Auch an den geistvollen, allen Neuerungen zugänglichen Maximilian Grafen Lamberg, wie sich aus dessen Briefwechsel mit J. F. Opiz unter dem 3. Jänner 1784 im böhmischen Museum zu Prag ergibt, hatte sich Ingenhousz gewendet, denn Lamberg schreibt: „Herr von Ingenhousen überschickte mir gestern Plane, die ich austheilen sollte und die einen Ballon von 46 Schuh im Durchmesser und 76 in der Höhe, welcher in Wien bis Ende März lancirt werden soll, zum Zwecke haben. Er wird ohngefähr 3000

Dukaten kosten, und sollte er aus Mangel der Einnahmen nicht statthaben können, wird man den Abonnenten ihr Geld, so sie bei dem Wechselherrn von Bartenstein deponirt haben, sofort zurückgeben." Leider scheint man vergeblich an die Wiener Mäzene appelliert zu haben.

Dagegen unternahm es der auch als Buchdrucker und Mineraloge bekannte Alois von Widmannstätter wenige Monate nach dem ersten Aufstiege von Montgolfier (5. Juni 1783), den Wienern seine bescheidenen Künste als Aeronaut zu zeigen. „Mittwoch, den 14. Jänner 1784", berichtet das „Wiener Blättchen" 1784 vom 16. Jänner, „hat Herr Alois von Widmannstätter, nach einigen bereits im Kleinen gemachten Versuchen, die er nicht würdig fand, dem Publiko bekannt zu machen, Nachmittag um 4 Uhr in dem von Dammischen Garten auf der neuen Wieden allhier zum erstenmal eine Kugel von 232 Zoll in der Peripherie mit brennbarer Luft angefüllt in die Luft steigen lassen. Sie ward dreimal hinaufgelassen und erhob sich jedesmal so hoch, daß die Schnur, welche 109 Klafter hatte, nicht zu langte; trug 5 Pfund und verlor, da man sie das letztemal mit einer Laterne versehen herabließ, nicht mehr als ein halbes Pfund an ihrer Fähigkeit zu tragen." Es war wohl ein recht bescheidenes physikalisches Experiment, das Herr Widmannstätter mit Hilfe einiger Meter Leinwand und einer Glutpfanne den Wienern da zu sehen gab, die aber doch darüber höchst befriedigt waren. Am 17. Jänner wurde der Versuch wiederholt.

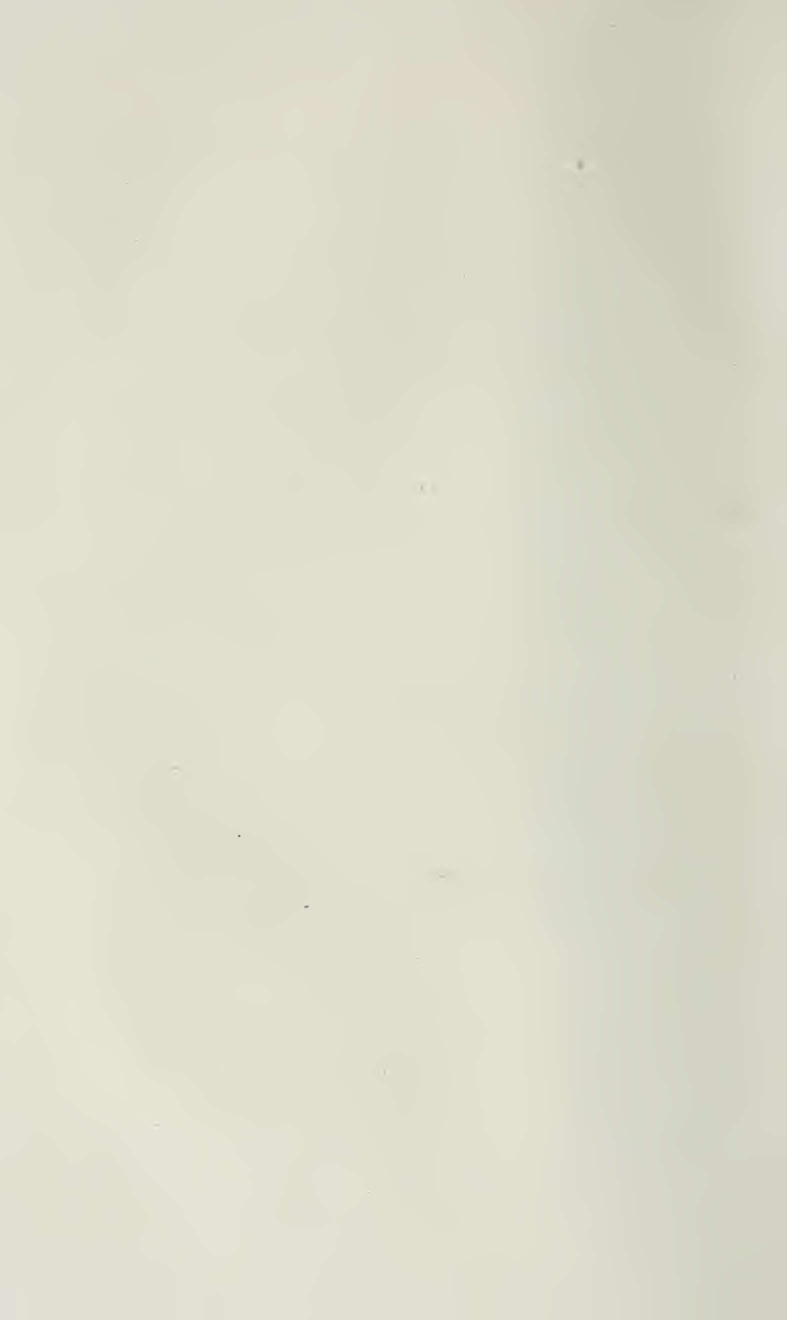
Während der Ballon in Zeit einer Stunde gefüllt wurde, ließ man eine Kugel von zwölf Zoll (also etwa in der Art des heutigen Kinderspielzeuges) frei in die Luft[3]). Der Wind trug sie nordostwärts und sie verlor sich in wenigen Sekunden der großen Höhe (und auch Kleinheit) halber aus den Augen der Zuschauer. Daraufhin ließ man den großen Ball steigen, der mit einer roten und weißen Binde und einer sechs Ellen langen gleichfärbigen Flagge geziert war. Weil die Absicht bestand, ihn weiter zu verwerten, so wurde er an einer starken Schnur befestigt. „Der Ball nahm gleich nach einer kleinen Höhe die vorhergesehene Richtung und dies mit so größerer Gewalt, als er seiner Eigenschaft wegen sich stets zu erheben trachtete, durch die Schnur aber zurückgehalten, mithin durch diese doppelte Kraft so stark gegen den Horizont gedrückt wurde, daß, obschon man ihm über 100 Klafter Schnur ließ, er kaum 70 Klafter über die Wasserfläche schwebte. Der Wind und die vom Regen beschwerte Schnur drückte manchmal mit der Gewalt von 15 Pfund.“ Als sich nachmittags das Wetter günstiger gestaltete, ließ man den Ballon abermals steigen. Er stieg 250 Klafter in die Höhe und man ließ ihn drei Viertelstunden in der Luft. Abends wurde der Versuch abermals in Gegenwart einiger Personen vom Adel mit Anhängung einer Laterne wiederholt und der Ballon stieg 240 Klafter hoch. Am 18. fand man den Luftballon ohne einen beträchtlichen Verlust der brennbaren Luft im besten Zustande. Man ließ ihn mit seiner Binde und Flagge



Der aërostatische Versuch des Alois von Widmannstätter

Nicht signierter kolorierter Stich des Verlages H. Löschenkohl

Sammlung Dr. A. Heymann



um 12 Uhr in die Luft, und er flog „mit aller Pracht und Zufriedenheit der sich bei dieser Gelegenheit zahlreich versammelten Zuschauer zu einer sehr ansehnlichen Höhe empor". Abends stieg der Ballon abermals, allein man konnte ihn wegen des Windes nicht über 60 Klafter hoch lassen. Man hätte ihn gar nicht ausgelassen, wenn nicht einige Personen von hohem Adel ihn zu sehen gewünscht hätten. Nachdem man am 19. den Ballon, der seit dem 17. früh gefüllt war, fast ohne merklichen Verlust der brennbaren Luft gefunden hatte, „welches der überzeugendste Beweis seiner genauesten Ausführung war," wie stolz behauptet wird, brach Widmannstätter seine Versuche ab, um den Ballon bei einer günstigeren Witterung „auf einer Ebene mit Abschneidung der Schnur frei in die Luft zu lassen". Es scheint aber nie dazu gekommen zu sein.

Ziemlich mühelos hatte sich Widmannstätter den Ruhm erworben, der erste Aeronaut in Österreich gewesen zu sein. Trotz der kindlichen Ergebnisse wurde seine Vorführung hoch gefeiert und fand großen Nachhall in allen Zweigen des Wiener Kulturlebens. Der Versuch wurde in Wort und Bild verewigt; so besitzen wir einen Stich von N. J.: „Versuch, welcher zu Wien auf der Wieden in Gegenwart vieler 1000 Menschen mit einer Luftkugel von 74 Zoll im Durchmesser den 17. Jänner 1784 gemacht wurde," sowie einen anderen hier beigegebenen Stich von Löschenkohl und ein Chevalier de Traunpaur widmete eine: „Epître à Monsieur Wencéslas de Dam à l'occasion

de l'expérience aërostatique faite dans son jardin le 17 de l'an 1784. 8°" diesem denkwürdigen Ereignisse, das auch sonst den Anlaß zu verschiedenen literarischen Produkten bot[4]). So gab damals schon ein „Versuch der Kunst ein Luftschiff willkürlich zu dirigieren. Mit 1 Kpfr. Wien bei Trattner 1784. 8°" das schwierige Problem zu bedenken. Johann Freiherr von Paccassi ließ eine „Abhandlung über die Bewegung der Luftmaschine. Nebst Kupfertafel. Wien, 1784. 8°" ausgehen und „Des Herrn Faujas de Saint-Fond Beschreibung der Versuche mit der Luftkugel, welche sowohl die Herren von Montgolfier, als andere aus Gelegenheit dieser Erfindung gemacht haben. Übersetzt von Abbé Uebelacker 2c. Mit einer Abhandlung desselben, wodurch erwiesen wird, daß ein deutscher Physiker vom 14. Jahrhundert der Urheber dieser Erfindung sey. Sammt einem Anhange und 10 Kupf. Wien, 1784. 8°" sowie Michael Paintners „Caroli Zamagna S. J. navis aerea. Viennae, 1784. 8°" sollten die Wiener in historischer Hinsicht belehren. Auch satirische Federn machten sich geltend, denen diese Erfindung für ihre Utopien und Weltverbesserungen gerade gelegen kam. Da erschien „Robinsons Luftreise nach dem Monde oder Beitrag zur Geschichte der Seelenwanderung. Herausgegeben von Sommer. Wien (bei Hartl), 1785. 23 S. 8° [5])" und „Der Gebrüder Montauciel Reise auf dem Luftballon, oder Begebenheiten zweyer Franzosen, die auf einem Luftballon in die Höhe geschickt wurden, und bis in den Mond kamen. Beschrieben von ihnen selbst. Uibersetzt durch

Tintinum Federum. Mit Vignette von Seb. Mansfeld. Wien, 1784. Bey Seb. Hartl, Buchb. u. Buchhändler. 56 S. 8° (Wien. Stadtbibl.)". Die „Post von Wien, 1784, I. S. 202" meldet im Februar: „Auf vorstehenden Sonnabend wird auch zu Wien ein Almanach des Ballons erscheinen, um die Epoche der Windballen zu verewigen, so viel an uns ist"[6]), und der Kasperl in der Leopoldstadt ließ sich in der Folge mehrere Possen schreiben, die die aktuelle Frage der Luftschiffahrt behandelten, wie: „Der neue Luftballon oder man ertappt ihn nicht"[7]) oder „Sehr glücklich gewählt oder die Lustjagd in Wien. 1787. 8°." Wohl ein Lyriker stellte sich mit einem Lob: „Auf Montgolfiers neuerfundene Luftkugelkunst. (Wien) 1784, 8°" (vgl. „Wiener Blättchen" vom 24. März 1784, S. 109), ein, während die Wiener Briefträger ihr neuestes Postbüchel mit dem barocken Titel: „Der aus dem Luftballon mit Neuigkeiten gestürzte Briefträger. Gedruckt mit groß- und kleinen Lettern. Man beliebe umzublättern. (Wien, 1785), 23 S. mit 1 Blatt Folio, 8° (Sammlung M. v. Portheim)" höchst zeitgemäß versahen.

Hand in Hand mit der Literatur ging die Gelegenheitskunst des findigen Löschenkohl, der neben aktuellen Illustrationen dem Ereignisse auch allerlei satirische Seiten mit seinem Griffel abgewann. Da fanden die Wiener in seinem Schaufenster auf dem Kohlmarkt[8]) „die Mad. Montgolfier au Ballon volant" und „verschiedene Arten Luftkugeln, die in Frankreich gestiegen sind, nebst einigen mit Segel und

Steuerruder rc.“ oder groteske Stücke, wie: „Die Luftklystier, ein aus den Reisen der Gebrüder Montauciel entlehnter Gedanke,“ weiter: „Ein physikalisches und chimisches Lust- und Trauerspiel in zwei Aufzügen, betitelt: Die Luftkugeldilettanten“ und „Die Folgen von der Erfindung der Luftkugeln.“ Ein Stich Löschenkohls „Der herannahende Luftkrieg, ein Beytrag zu den neuesten Entdeckungen in der Kriegskunst und eine Szene aus der oberen Welt“ antizipierte eine furchtbare Idee im Scherz, ohne von ihrer Verwirklichung im Ernst überzeugt zu sein, die gerade die Österreicher in der Schlacht bei Fleury zehn Jahre später blutig empfinden sollten.

Natürlich färbte auch die Mode von dem Ereignisse ab. Da gab es Masken „au ballon volant“ und Luftkugelfächer[9]). Ein Kaufmann Emmerich Posser gab seinem Modegeschäfte das Schild „Zur Luftkugel“ und hoffte so Kunden anzulocken. Auch die Zuckerbäcker erzeugten eine neue Näscherei unter dem Namen „Modekugel“ und schließlich wurden für die Kinder kleine Luftballons hergestellt, eine Spielerei, deren sich auch die Erwachsenen bemächtigten. Wir finden bereits im Jahre 1784 in der „Wiener Zeitung“ S. 285, angekündigt, daß eine Frau von Celli auf der Schottenbastei „aerostatische Luftkugeln,“ das Stück zu einem Dukaten, erzeugte und die Herstellung auch größerer übernahm. Diese Spielerei wurde derart zur Manie, daß sich die niederösterreichische Landesregierung am 17. Mai 1784 bereits veranlaßt sah, ein Verbot dagegen ergehen zu lassen. So durften

denn wegen Feuersgefahr solche kleine, mit Feuerpfannen versehene Ballons zwischen Häusern und Gärten nicht mehr in die Höhe gelassen werden[10]).

Während das Wiener Publikum von derlei Kindlichkeiten und Modespässen gänzlich in Anspruch genommen wurde, fand sich eigentlich niemand, der im Ernste einen würdigen und im wissenschaftlichen Sinne ausgeführten Luftschiffahrtsversuch unterstützt hätte. So klagte bereits „Der Spion in Wien[11])": „Warum steigt in Wien kein Luftballon?" und verwunderte sich über die geringe Zahl der Förderer und Mäzene. „Freilich hat man Pränumeration auf dieses Unternehmen erhalten, aber sie blieb hinter dem Erwarten zurück." Allerdings stand man von offizieller Seite, wie wir sehen werden, der Erfindung ziemlich ablehnend gegenüber. So kam es denn, daß sich nur private Spekulanten größtenteils mit unzulänglichen Mitteln und im voraus bedacht, den Beutel des Publikums zu fegen, der Erfindung bemächtigten, sie natürlich nur als kurioses Schauspiel behandelten, ohne ihr praktische Bedeutung abzugewinnen und sie zu verbessern. Ein solcher Spekulant war der englische Kunstreiter Hyam, der am 2. Mai 1784 ankündigte[12]), daß Herr Price, Mitglied der Kunstreiter-Gesellschaft, „heute nachmittag um drei Uhr in der k. k. Reitschule die Ehre haben wird, dem hiesigen Publiko das Spektakel eines steigenden aerostatischen Ballons von 14½ Schuh im Durchschnitt zu geben. Dieser Ballon ist von englischem Taffet gemacht und hält bei 2000 Cubikschuhe

brennbarer Luft. Statt eines Triumphwagens stellt der Korb, der dem Ballon angehängt ist, ein Pferd vor, worauf der junge Herr Charles Hyam sitzen wird. Der Ballon wird bis 7 Uhr in der Höhe bleiben." Dieser Ballon sollte auch „nach dem Modell der Herren Charles und Roberts in Paris" mit Wasserstoffgas gefüllt werden, anstatt daß man die Luft durch Feuer verdünnt hätte. Die Polizei dürfte aber von der Generalprobe keinen günstigen Eindruck erhalten haben, denn sie verbot die Vorstellung, die dann am 10. Mai an einem anderen Orte, im Prater[13]) vor sich gehen sollte. Dabei sollte Herr Price zwei Ballons steigen lassen, einen frei, den anderen gefesselt. Natürlich strömte ganz Wien in den Prater „und man wartete schon mit schmerzlichem Verlangen auf den Luftreiter. Auf einmal kam Hans North, (der, wie man sagt, den Ball mit Vorsatz verdorben) und entschuldigte sich, daß solcher zersprungen sei, machte seine Verbeugung, trat mit dem Gelde ab, und entließ die Herren Zuschauer mit vieler Höflichkeit[14])." In der Tat zeigte sich vor dem Aufstiege, daß der Luftballon, der früher eine Last von 49 Pfund mit sich führen konnte, nach der neuen Füllung über das Gewicht des angehängten Korbes kaum einige Pfund zu erheben vermochte. Freilich hatte der Ballon nach Schilderung verläßlicher Augenzeugen auch ein ganz jämmerliches Ansehen[15]). Hyam indessen stellte nunmehr drei starke Ritzen fest und fand drei unter dem Ballon liegende spitzige Messer, „die etwa von Übelgesinnten

in der Zwischenzeit daran geworfen wurden". Dann ließ man den Ballon steigen, aber natürlich ohne den kleinen Hyam. Er sank nach einer Fahrt von drei Stunden in der Gegend von Laa, wo man ihn auffing. Ganz Wien war sich jedoch einig, hier mit einer Spielerei betrogen worden zu sein[16]).

Nach einem wohl ebenso stümperhaften Versuche[17]) am 21. März 1784 auf der Burgbastei mit einem nur fünf Schuh im Durchmesser haltenden Ballon trat nun ein Mann auf, an den wohl niemand dachte, der aber bei seiner Beliebtheit im voraus auf die Sympathie des Publikums rechnen konnte. Es war dies der Feuerwerker J. G. Stuwer, der den Wienern zum ersten Male ein tragfähiges Luftschiff zeigen wollte. Schon im März wußte die „Post von Wien", 1784, S. 543, von einem Luftschiffe Stuwers zu berichten, „welches sechs Menschen aufnehmen" und „weit ober dem Stephansturm in der Region der Adler laviren" würde. Einige Tage später erging schon die Einladung Stuwers[18]) zur Vorstellung eines Luftschiffes im Prater, „das viel größer ist, als jenes, welches Herr Montgolfier . . . gezeigt hat, eine Maschine, die 4 und auch 6 Personen mit sich zu führen im Stande ist". Bald wußte man[19]) näheres von der sensationellen Unternehmung zu erzählen. Die „Luftmaschine" war nach dem System Montgolfiers ausgeführt. „Das von Holz zusammengesetzte Schiff, welches zu dieser Maschine gehört . . . ist bereits fertig — es mißt 39 Schuh in der Länge, 13 Schuh in der Breite und 18 Schuh in der Höhe,"

äußerte sich Stuwer zu den flinken Wiener Reportern, „und wiegt ohne die künstliche Wolke, welche sowohl das Schiff als sich selbst in der Luft erhalten muß, über 1300 Pfunde. Nun bin ich soeben beschäftiget, die nach Verhältniß der anhängenden Last berechnete und zehntausend Kubik-Schuhe enthaltende Wolke verfertigen zu lassen, welche ich auch binnen kurzer Zeit zu Stand zu bringen hoffe!“ Es dauerte jedoch noch eine geraume Zeit, bis der kühne Unternehmer, der noch früher drei Proben veranstaltete[20]), am 25. Juni zur Generalprobe in Gegenwart der k. k. Polizei-Direktion und vieler hohen Standespersonen schreiten konnte. Wenngleich die Maschine etwas plump aussah, so gewahrte man doch gleich verschiedene originelle Neuheiten im Bau dieses ersten österreichischen Luftschiffes. Der Österreicher Stuwer ist es, der dem Luftschiffe zum ersten Male die liegende Zylinderform gegeben hat.

Wir folgen den Ausführungen der „Wiener Provinzialnachrichten“ 1784, S. 3 ff., über Stuwers Luftschiff, nachdem leider eine Broschüre[21]): „Die Stuwerische Luftmaschine oder Beschreibung der aerostatischen Versuche, welche Herr Johann Georg Stuwer, k. k. Kunst- und Lustfeuerwerker, in Wien gegeben hat. Mit 2 Kupf. v. F. R., Wien 1785, 8°“ gänzlich verschollen ist. Die Gestalt und Größe dieses Luftballons war von allen jenen, welche man bisher gesehen hatte, wesentlich unterschieden. „Der Aerostat,“ heißt es daselbst, „stellet einen liegenden Zylinder vor, der an den zwei Endflächen mit stumpfwinklichten



Das große Luftschiff des Herrn Stuwer

Nicht signierter Stich des Verlages H. Löschenkohl

Städtisches Museum, Wien



Kegeltheilen geschlossen ist und bei vollständiger Ausdehnung über 134.000 Wiener Kubikschuhe Luft enthält. Dieser Zylinder, welcher die Tragwolke formiert, ist ungefähr aus 2500 Ellen Kanefasleinwand und Zwillich zusammengesetzt, wiegt beiläufig 800 Wiener Pfund und erreicht in seiner völligen Größe die Höhe eines Hauses von vier Stockwerken. Statt des beweglichen Korbes, welchen bisher alle Unternehmer aerostatischer Versuche ihren Tragwolken mit Stricken angehängt haben, ließ Herr Stuwer seinem Zylinder ein großes hölzernes Schiff nagelfest anheften, welches in der Mitte ein geraumes Zimmer hat, 39 Schuh in der Länge, 13 in der Breite, 8 Schuh in der Höhe mißt, und mit aller Zugehör das Gewicht von 1200 Pfunden übersteigt, dergestalt, daß die ganze Gestalt der Maschine, jedoch ohne allen Menschen- und Feuervorrat über 2000 Wiener Pfund wiegt. Die Beheizung der Maschine geschieht ebenfalls auf eine ganz neue Art. Herr Stuwer hatte Anfangs die Feuerpfanne nach der Pariser Methode in der Mitte angebracht; allein die Erfahrung zeigte, daß sich das Schiff nicht heben wollte und daß noch wenigstens eine Gewalt von 500 Pfunden erforderlich war.... Da der Zylinder auf der schmälern Seite nicht mehr als 58, seiner Länge nach aber volle 80 Schuh im Durchmesser hatte, so verfiel man auf den Gedanken, zwei Feuer, und zwar in solchen Distanzen anzubringen, daß die Luft von allen Seiten eine gleiche Wärme erhalten könnte. Der Erfolg entsprach glücklich der gefaßten

Idee." Der Luftballon konnte nunmehr 3000 Pfund heben. Man war schon damals der Meinung, daß diese Zylinderform die bequemste zur Möglichkeit einer willkürlichen Lenkung wäre. Die Generalprobe gelang vortrefflich. Der Sohn des Herrn Stuwer und einer seiner Gehilfen hatten sich mit dem Fesselballon erhoben und statt mehrerer Menschen eine Last von vier Zentnern mit sich genommen. Zwölf Männer hatten Mühe, die Stricke zu halten.

Der 6. Juli war zum öffentlichen Aufstiege bestimmt. Das Luftschiff wurde auf einem Wagen in den Prater geführt. Rund umher war es mit goldenen Franzen und Festonen behängt. Sodann kam es zwischen 72 Schuh hohe Bäume, außer welchen kein anderes Rüstwerk zu sehen war. Nun wurden die Fähnchen zur Beobachtung des Windes aufgesteckt und die Hülle des Ballons derart ausgebreitet, daß sie ein förmliches großes Zelt vorstellte[22]). Hierauf bestiegen die Luftschiffer, und zwar Kaspar Stuwer, der Sohn, Architekt Daniel Hackmillner, die Schreiner und Gehilfen Stuwers, Michael Schmalz und Johann Hiller, die Gondel. Man fachte das Feuer an, um 7 Uhr fing sich der Ballon zu schwellen an und war in einer halben Stunde gefüllt[23]). „Nachdem sie ihr Feuer vermehrt hatten, sah man die Maschine bald nachher sich erheben und ihren Standort verlassen: sie wurde durch Seile in die Mitte des Platzes gebracht und von hier aus erhob sie sich vollkommen senkrecht, sank und stieg zu wiederholtenmalen, je nachdem die Luftschiffer ihr

Feuer vergrößerten oder verminderten. Sie erreichte jedesmal eine ansehnliche Höhe, soweit nämlich die daran befestigten Stricke sie steigen ließen. Endlich wendete sie sich wieder ihrem vorigen Standorte zu und kam genau an demselben zu Boden.“ Achtzehn Männer trugen den Ballon sodann unter großer Beifallsbezeugung der Wiener im Triumph an den Galerien vorbei. Ein Feuerwerk: Denkmal der Ehre auf die Erfindung des Herrn Montgolfier, schloß das interessante Schauspiel. War es auch nur ein Fesselballon, so war es doch die erste wirkliche Luftschiffahrt, die Wien sah.

Stuwer wurde denn auch hoch gefeiert; wenn sich auch der Ballon nicht viel über die höchsten Bäume im Prater erhoben hatte[24]), so erhoffte man doch von weiteren Versuchen nicht wenig. 15.000 Menschen hatte der erste Versuch herbeigelockt und sie konnten auch diesmal Bravo Stuwer! rufen. Ein Schweizer veröffentlichte folgenden poetischen Erguß[25]):

Herr Stuwer bis a braver Ma —
Was du versproch, häst du geta —
Laß güt die böse Lüte sage —
So hübsch als i Paris sä nit —
Vorgester gsi dei gros Luftwage —
J Schwizer globs de Lüte nit —
Drum hei dofür viel Dank gar schön,
Häst mich gelährt dur d'Luft su gähn.

Das eingeerntete Lob ließ in der Tat Stuwer nicht ruhen und er lud bereits für den 26. Juli das Publikum zu einem zweiten Versuch ein[26]). Er hatte

20*

nun ein „segelartiges Ruder“ angebracht, um zu versuchen, „ob es nicht möglich wäre, das Schiff zu wenden und umzudrehen.“ Auch wollte er den Ballon diesmal weit höher steigen lassen. Der zweite Versuch mußte wegen schlechter Witterung, der Erbfeindin Stuwers, wiederholt verschoben werden[27]), dürfte aber dann doch durchgeführt worden sein, wiewohl keine weiteren Nachrichten darüber vorliegen. Indessen lud Stuwer[28]) für den 25. August ausdrücklich zum dritten und letzten Male die Wiener zur Vorführung seines Luftschiffes ein. Bei dieser Gelegenheit sollten sie freilich auf eine ganz unfreiwillige Art durch ein Mißgeschick auch zum ersten Male einen frei fliegenden, bemannten Luftballon kennen lernen, wobei es allerdings auch beinahe zu einer Katastrophe gekommen wäre.

Die „Wiener Zeitung“[29]), berichtet darüber folgendes: „Am 25. d. M. (August) machte Herr Stuwer für dieses Jahr zum dritten und letzten Male den öffentlichen Versuch mit seinem großen Luftschiffe, wobei der Wunsch des Publikums, diese aerostatische Maschine frei fliegen zu sehen, wirklich durch einen Zufall erfüllet wurde. Durch eine eigens dazu verfertigte Maschine wurde das Haftseil, an welchem der mit 4 Luftfahrern beladene und gegen 3000 Pfund schwere Luftballon geheftet war, losgewunden; der Ballon erhob sich mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit, da aber der heftigere Wind der oberen Atmosphäre das Schiff über das Feuerwerksgerüste zu tragen, und dessen Zurückziehung

unmöglich zu machen drohte, mußte das Seil auf der Stelle angehalten werden, allein die steigende Kraft eines so mächtigen Körpers, vereint mit der Heftigkeit des darein wirkenden Windes, sprengte plötzlich das Seil, ungeachtet seiner Stärke, und nun erhob sich das von seinen Banden freie Luftschiff mit außerordentlicher Schnelligkeit und Haltung des vollkommensten Gleichgewichtes in einer diagonalen Richtung gegen Norden zu einer beträchtlichen Höhe. Da hierauf die drei Pöller losgebrannt wurden, welche verabredetermaßen das Zeichen zur Dämpfung des Feuers und zum Herabsinken waren: so befolgten die Luftfahrer alsogleich dieses Signal, und man sah sie bald, nachdem sie eine ziemliche Strecke wagerecht über die Stadtgutaue hingefahren waren, abwärts sinken. Da sie nun aber erst die Absprengung des Seiles bemerkten und keinen andern nahen und von Bäumen freien Landungsort als das jenseitige schmale Ufer des großen Tabor-Donauarmes erblickten, so trugen sie auch ihre Landung dahin an; nachdem sie aber schon zu tief gesunken waren, konnten sie doch, ungeachtet der stärksten Feuerung ihr Ziel nicht sogleich erreichen; sie kamen aber doch endlich mit Hilfe des Windes an das jenseitige Ufer." Die Geistesgegenwart des jungen Stuwer wurde allgemein gelobt, die unfreiwilligen Helden eilten in den Prater zurück und wurden von dem Publikum stürmisch begrüßt. Das Abenteuer hätte schlimm genug ausgehen können, die Luftschiffer wären bei einem Haar in der Donau ertrunken. Das „Wiener

Blättchen", obwohl sichtlich bemüht, das Mißgeschick abzuschwächen, berichtet (am 28. August), daß die Luftfahrer bereits eine kleine Strecke auf dem Donauarm abwärts schwammen, bis der Wind sie an das Gestade der jenseitigen Au trieb, wo sie an das Land stiegen. Hier schwangen sie ihre Fahnen gegen die herübersehenden Zuschauer und ließen sich dann in einem Kahn übersetzen. Stuwer war sich bei der Schwerfälligkeit seiner Maschine wohl sofort bewußt, daß der Seilbruch von schlimmen Folgen begleitet sein könnte. J. Richter schreibt[30]), daß „der Stuwer d'Händ übern Kopf z'sammengschlagn hat. . . Da haben s' angfangen ein Lärm z'schlagen, und sind alle über Hals und Kopf gegn d' Donau glofn. Da hätt's den Spaß sehn sollen. Wie wir hinkommen sind, ist d' Luftkugel just auf den Boden niedergsunken, und so spassig — die eine Hälfte von der Kugel ist auf dem Land bliebn und die andre im Wasser." Und den Wiener gefühlvollen Pöbel parodierend, der nur bedauerte, um eine aufregende Szene gekommen zu sein, meinte Richter: „. . . aber wenn s' um ein Minuten ehender niedergangen warn, so warn s' alle ersoffen." Gabriele Baumberg brachte denn auch in einem Gedicht[31]): „Über den Luftballon, welcher den 25. August durch einen unversehenen Zufall in die Donau fiel. Eine moralische Betrachtung" allerlei billige Weisheit an, wie:

„Dieß ist ein alter Spruch, den rath ich jedem an,
Vielmehr auf festem Grund, statt in die Luft zu bauen,
Denn, 's ist nicht stets der Fall, daß man sich retten kann."

Noch einmal versuchte sich Stuwer als Luftschiffer, und zwar im nächsten Jahre, leider abermals nicht glücklich. Schon im April 1785 bat[32]) Stuwer, da nur mehr acht Tage Zeit wäre, um bessere Abnahme von Pränumerations-Scheinen auf eine „freie Luftballonfahrt", die ebenfalls im Prater stattfinden sollte[33]), und zwar auf einem Platz, von dem man „den Flug bis in die entfernteste Gegend" sehen sollte. Der Aufstieg verzögerte sich indessen, und so wurde denn der Anna-Tag vorerst dazu bestimmt, verbunden mit einem obligaten Feuerwerk. Es sollte dies der „unwiderruflich" letzte aerostatische Versuch sein, bei dem der Ballon „ganz" frei in die Luft gelassen und seinem eigenen Schicksal preisgegeben werden sollte[34]). Am 28. Juli meldete jedoch die „Wiener Zeitung": „Gestern feierte Herr Stuwer das Annafest mit einem geschmackvollen Feuerwerk... Vor dem Feuerwerk wollte Herr Stuwer auch seine große aerostatische Maschine frei in die Luft steigen lassen. Sie wurde durch Strohfeuer in kurzer Zeit ausgespannet und war zum Aufsteigen bereit, als aus Versehen der Arbeitsleute bei der Abnahme der Feuerherde unter der Maschine Feuer entstand, welches den Ballon von der Gallerie trennte und zerriß, so daß er zwar aufstieg, aber bald allen Gaz (!) verlor und dann in der Nähe zu Boden sank." Das war das Ende des ersten regelrechten Wiener Luftschiffes. Man empfand dies damals allerdings noch nicht als Nationalunglück, immerhin war es schade, daß auch Stuwer die Luftschiffahrt nur als Kuriosum

betrieb und man zu kurzsichtig war, um ihm fernerhin Unterstützung angedeihen zu lassen; denn wie aus verschiedenen Einzelheiten hervorgeht, hätte er das Zeug dazu gehabt, auf diesem Gebiete noch manches zu leisten.

Nach ihm traten vorerst nur Stümper auf, die das Prinzip des Luftballons nur zu eitlen Spielereien verwendeten. Da war der Schwabe Johann Karl Enslen, der zu Beginn des Jahres 1788 in Wien ein „aerostatisches Kabinett" in der Kärntnerstraße im Bürgerspital eröffnete[35]). „Stets ist sein Kabinett mit Zuschauern angefüllt, welche der schönen Proportion der Figuren, ihrer regelmäßigen Zeichnung, ihrem Baue, in kolossalischer Größe, und doch von solcher Leichtigkeit, daß sie gleich Spinneweben in der Luft zu verdunsten scheinen, die größte Gerechtigkeit widerfahren lassen. Es sind, wie sie bereits wissen werden: ein fliegender Reiter, ein Merkur auf Wolken schwebend, eine Diana im Wagen von einem Hirsche gezogen ꝛc. Diese Figuren haben bereits in England, Frankreich und Deutschland Luftreisen von verschiedenen Meilen mit großem Glücke gemacht, und wir haben Hoffnung, eine von solchen auch in Wien aufsteigen zu sehen." Diese Figuren waren nichts anderes als kleine, aus Goldschlägerhäutchen verfertigte Luftballone. In einigen Minuten wollte Herr Enslen aus einem ganz kleinen Päckchen eine Anzahl derartiger Figuren hervorzaubern[35]). Am 19. Mai, um 1/2 6 Uhr produzierte sich Enslen im Prater mit einer schönen, fliegenden Frau und einem fliegenden Reiter, die an Schnüren gehalten wurden[36]). Der Reiter wurde los-

gelassen und gelangte bis Aspern a. d. Donau, wo ihm die erschrockenen Bauern beinahe den Garaus gemacht hätten. Enslens Spezialität waren die sogenannten, bald beliebten „Luftjagden[38]). Eine Harpye, vier Hunde, ein Wildschwein und ein Hirsch wurden in solcher Entfernung voneinander losgelassen, daß das Ganze eine Jagd vorstellte. Dem Hirsch folgte ein Reiter als Jäger nach. Das Schauspiel war lange zu sehen, der Zulauf und Beifall groß. Die Figuren fielen bei Mannhartsbrunn nieder und wurden unbeschädigt zurückgestellt[39]).

Dieser kindliche Scherz fand bald Nachahmung. Stuwer ließ im Jahre 1789 ähnliche Figuren steigen, desgleichen Matthias Czerny[40]). Der Kunstreiter Hyam zeigte „das Bruststück vom ostindischen Fürsten von Benkal“ in der Luft und ließ „eine schöne, wohlgebildete Sultanin“ aufsteigen[41]). Im Jahre 1789 ließ sogar eine weibliche Luftschifferin, Mad. Frasgara, im Prater einen Luftballon sehen und versprach, allerdings unbestimmt, auch eine Auffahrt[42]). Es scheint aber Bauernfängerei gewesen zu sein. Im Jahre 1790 führte Enslen abermals im Prater eine „calydonische Jagd“ vor[43]) und als sein Nachfolger kündigte ein Herr Franz Marx ein aerostatisches Kabinett in der Mehlgrube an[44]), allwo eine Schäferin, der Pascha von Skutari, eine Favoritin 2c., alle schwebend, zu sehen waren. Dieser „aerostatische Luftmaschinenkünstler“, wie er sich nannte, kam aber bald in Not und Bedrängnis[45]), also dürfte er bereits wenig Zulauf mehr gehabt haben.

Es war bedauerlich, daß die Wiener[46]) die neue Erfindung für nichts anderes als ein „Spektakel" nahmen. Freilich sahen sie noch immer die französischen Meister nicht, und es war bei so mancher Bauernfängerei und den unzulänglichen Versuchen begreiflich, daß man selbst diesen nicht traute und ihre Kunst für eine brotlose hielt, wie der Brief Josef II. an Blanchard beweist[47]). Als letzterer an den Kaiser einen Brief gerichtet hatte, mit der Bitte, sich in Wien produzieren zu dürfen, erhielt er am 2. November 1786 folgende Antwort: „Ich habe Ihren Brief erhalten, Msgr. Blanchard; Sie haben die Kuriosität Ihrer Zuschauer durch viele und an verschiedenen Orten gemachte Versuche hinlänglich befriedigt, so daß deshalb wegen Ihrer Reussirung kein Zweifel übrig bleibt. Sobald Sie durch Ihre Kenntnisse und wiederholten Versuche das Mittel gefunden haben werden, die Aerostation einigermaßen nützlich zu machen, soll es mir angenehm sein, wenn sie nach Wien kommen wollen, um mich davon zu unterrichten und zu überzeugen. Unterdessen bin ich Ihr affektionirter Josef." Der Wink war deutlich genug.

Bald nach dem Tode Josefs II. bemühte sich indessen Baron Franz Kienmayer, Direktor des Obersten Hofmarschallamtes und in freien Stunden Physiker, Blanchard zu einer Reise nach Wien zu veranlassen[48]). Blanchard kam von Prag, wo er am 31. Oktober 1790 aufgestiegen war, und ließ vom 1. Dezember 1790 an seinen Luftballon in der Mehlgrube sehen[49]). Man nahm dies allerdings für eine Beutelschneiderei,

da er für diese Vorbesichtigung einer leeren Leinwand 10 Kreuzer verlangte[50]). Bevor es zur Auffahrt kam, entspann sich zwischen ihm und seinem Konkurrenten Stuwer noch ein Zwist über den Aufstiegsplatz im Prater[51]). Blanchard verhielt sich wie viele Franzosen, die für das Ausland auch den Ausschuß noch für gut genug finden, jedenfalls machte er sich seine Zurüstungen zu leicht oder besser zu leichtsinnig. Diese geringe Aufmerksamkeit wäre ihm bei den Wienern aber bald übel bekommen.

Am 9. März 1791 sollte Blanchard zum ersten Male aufsteigen[52]). Als man aber den Ballon füllte, bekam er hie und da Löcher, zerriß die Stricke, womit er angebunden war, und der Luftschiffer fiel (angeblich mit seiner Schönen) mit dem Ballon auf den Platz, wo der neapolitanische Hof und die Erzherzoginnen und Erzherzoge saßen. Das Publikum lief herbei und in der Zeit von zwei Minuten war der Ballon zerrissen. Dies geschah angeblich bloß, um dem Hofe zu Hilfe zu eilen und um weiteres Unglück zu verhüten, nicht um den Unwillen gegen den Luftschiffer zu zeigen, der einen so ungeratenen Ballon den Wienern vorführte. Nach einer anderen Quelle[53]) exzedierte der Pöbel aber bedenklich, zerriß den Ballon, und die Polizei mußte die Kasse in Verwahrung nehmen. Nach derselben Quelle (31. März) hatte Blanchard auch mit Geldnöten zu kämpfen und sich vergeblich an die Wiener Hochfinanz gewendet, um seinen Ballon richtig füllen zu können.

Lamberg, der schon am 12. März 1791 seinem

Freund Opiz über den Mißschlag Blanchards geschrieben hatte, sandte ihm am 17. März noch einige interessante Einzelnheiten darüber. „Den 9. dieses", schreibt er, „mußte der kühne Blanchard in Wien erfahren, daß Unglück und widrige Zufälle seiner Kunst Trotz boten. Vielleicht ist noch kein Aerostat so mißlungen wie dieser. Das Gedränge im Prater soll außerordentlich gewesen sein und man will über zwanzigtausend Menschen daselbst gesehen haben. Viele auf der Gallerie versammelte Große konnten kaum den Anfang des Schauspiels erwarten und schickten, sagt man, einen Boten über den anderen an Blanchard ab, er mögte doch einmal anfangen. Blanchard ließ immer zurücksagen, er könnte nicht eher anfangen, als bis alle Zuschauer im Prater angekommen wären, die doch für ihr Geld das Recht hätten, den Anfang mitanzusehen. Wie man mir sagt, so sah man ein Gerüste ongefähr 9 Schuh hoch, auf welchem der aus 5200 Ellen Taffett bestehende Ballon in Millionen Falten aufgehäuft herumlag. Unter dem Gerüste war der geheime Ofen, aus welchem die brennbare Luft durch Röhren in den Ballon strömen sollte. Herr Blanchard ließ nun gewaltig zufeuern und der ungeheure Ballon fing an, sich nach und nach aufzublasen, auf einmal soll er so hoch als das höchste Haus gewesen sein und machte einige Schwenkungen. Während dem Aufblasen hat man bemerkt, daß einige kleine Löcher im Ballon fielen, die nach und nach so groß wurden, daß man mit Stiefel und Sporrn hineinkonnte. Der Löcher

wurden mehr, und obschon er sich etwas gehoben hatte und es in etwas schien, er würde sich erheben, so strömte doch die Luft gewaltig von allen Seiten des Ballons heraus. Der Ballon fiel und das Schauspiel hatte ein Ende. Man konnte in dem Tumult nicht hören, was Blanchard sagte. Nur sah man seine Frau oder vielmehr Maitresse, die mit auffahren wollte, die Hände über den Kopf zusammenschlagen; gleichsam aus Verdruß (erzählt man), daß sie diesmal ein Vergnügen in den höheren Regionen nicht genießen sollte, was sie vielleicht nicht mehr auf der Erde zu finden wähnen mochte. Die Polizeikommission nahm zur Sicherheit des Publikums die Kassa in Empfang und die Eintrittsbillette wurden zurückgegeben, um bei der nächsten Vorstellung statt Gelds zu dienen. Nun arbeitet Blanchard an der Ausbesserung seiner Maschine. Man weiß aber nicht, wann der Versuch wiederholt werden wird. Es war ein sonderbares Glück, daß bei der entstandenen Verwirrung unter der Menge der anwesenden Menschen niemand wesentlichen Schaden gelitten hat —, außer dem Kopfputze der Gräfin Hazfeld, welchen der Ballon eine Strecke mit sich hinweggerissen hat.“

Die handschriftliche Zeitung „Der heimliche Botschafter“ (Wiener Hofbibliothek) weiß unter dem 15. März auch gehässige Anekdoten gegen Blanchard aufzutischen. „So sehr Blanchard über seinen Unfall vom Hof und dem Adel getröstet war,“ läßt sich dieser verlauten, „so sehr war das Volk über ihn auf-

gebracht, daß er gerade in Wien vor mehreren gekrönten Häuptern und einem so ansehnlichen Hofe mit einem elend geflickten und mit Pappe geklebten Ballon in die Luft fahren wollte. Doch er ist gewohnt, sich grober Unachtsamkeit schuldig zu machen. Wegen einer solchen sind nämlich Se. Majestät der Kaiser und die hohen Gouverneure von Niederlanden von seinem Schauspiel weggeblieben, denn als er in Niederlanden seine Kunst zeigte, beschenkte ihn die Erzherzogin Christine mit einer prächtigen goldenen Dose, auf der ihr Portrait, reich mit Brillanten verziert, zu sehen war. Dieses hohe Geschenk sammt der damit erhaltenen Uhr gab Herr Blanchard sogleich seiner Dirne. So echt französisch dieser sträfliche Leichtsinn war, so billig ist es, daß er Mittwochs nicht die Gnade hatte, den Kaiser und die hohen Gouverneure von Niederlanden bei sich zu sehen." Am 10. Mai folgt die Notiz, daß neuerdings beim Firnissen der Ballon Schaden erlitt, aber am 27. Mai wird konstatiert, daß der neuverfertigte Ballon bereits allgemeine Bewunderung hervorrief.

Am 29. Mai sollte nun der Aufstieg abermals versucht werden, indessen verfolgte Blanchard beständig ein Mißgeschick. Es zersprang ihm während der Füllung ein ganzes Faß Vitriolöl und, obwohl der Fürst Auersperg augenblicklich ein neues herbeischaffen ließ[54]), so war es doch unmöglich, den Luftballon steigen zu lassen, da sich bereits der Abend einfand. Man mußte Blanchard ernstlich vor der Wut des Pöbels schützen, und so wurde er denn

gegen 9 Uhr durch die Polizeiwache in das Polizeihaus geführt, wo er bis 9 Uhr morgens bleiben und sich hierauf vor der Regierung verantworten mußte. Der Bericht hierüber wurde dem Erzherzog Franz zur Entscheidung übersendet, ob man nämlich diesen Versuch wiederholen und Herrn Blanchard mitfahren lassen sollte oder nicht, oder ob man einen ferneren Versuch einstellen sollte, und wie das gelöste Geld zu verwenden wäre. Bis zur höchsten Entscheidung mußte Blanchard in dem Polizeihaus verbleiben. Er verantwortete sich, daß ihn sein bester Gehilfe im Stiche gelassen hätte. Die Kommission entschied aber, daß „sein ökonomischer Geist" den Ballon viel zu klein verfertigt hätte, als daß er sich mit ihm hätte erheben können. Er sollte nun angehalten werden, zur Befriedigung des Publikums einen tauglichen Ballon herzustellen, und seine Arbeiten sollten von Jacquin, Baron von Metzburg und dem Baron von Kienmayer überwacht werden. „Der heimliche Botschafter" schreibt am 10. Juni: „Herr Blanchard, zwischen vier Wänden seines Arrestes im Polizeihaus eingeschlossen, hat Muße genug, auf seine künftig zu unternehmende Luftfahrt zu speculieren. Dem sei nun wie ihm wolle, so ist es doch sicher, daß er dieselbe nächstens anzutreten, die Erlaubnis erhalten wird. Alle Freunde eines kühnen Unternehmens wünschen ihm den besten Erfolg." Diese hatten schon längst ein Lobgedicht[55]) auf ihn veröffentlichen lassen:

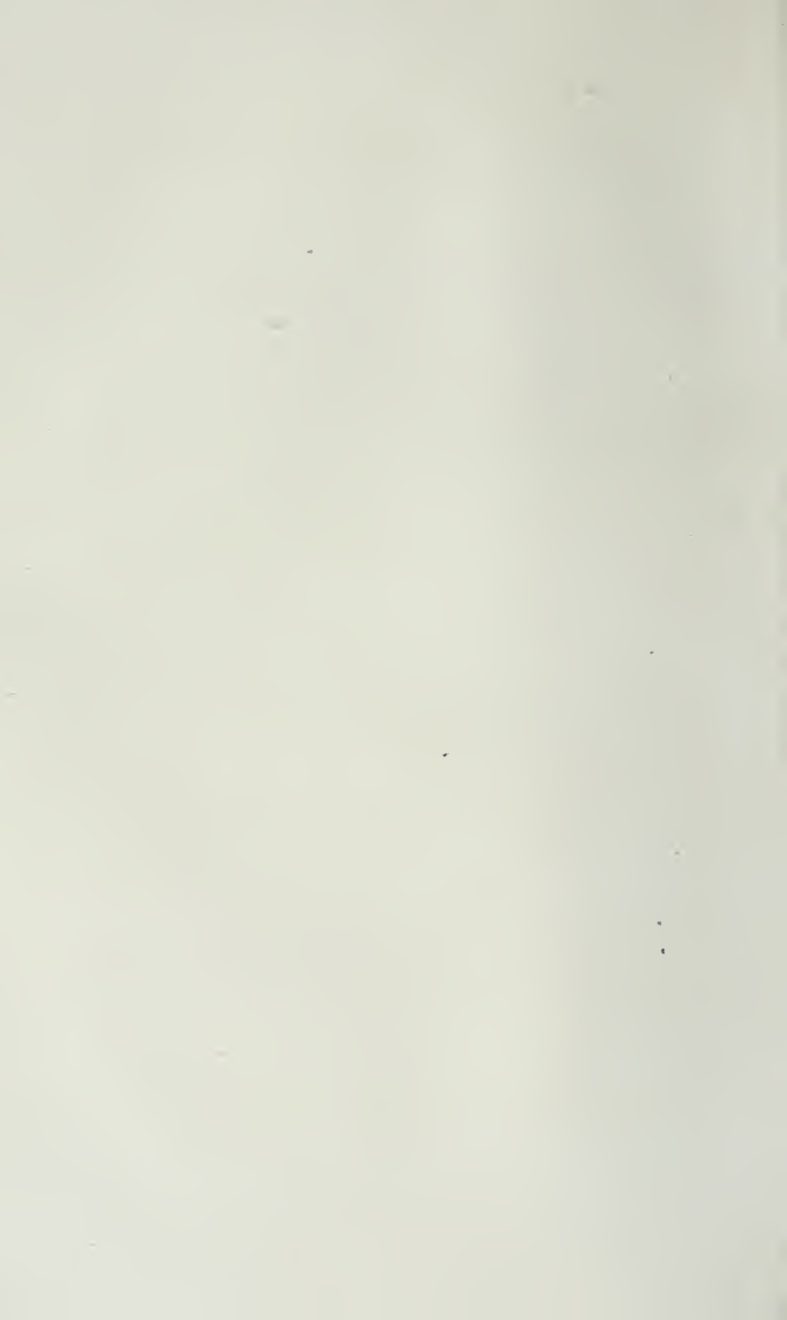
„Befiehlt das Element, so muß die Kunst sich schmiegen;
Drum konnte Blanchard nicht in hohe Lüfte fliegen,

Der Wind zerriß den Ball, jedoch nicht Blanchards Ruhm;
Erfindung, Kunst und Muth verbleibt sein Eigenthum.“

Wenige Tage später wurde der unglückliche Luftschiffer freigelassen und ging frisch an das Werk. Am 6. Juli mittags 12 Uhr konnte sich Blanchard mit bestem Erfolge in die Lüfte erheben. Erzherzog Franz durchschnitt die Bande, die den Ballon noch hielten, und allmählich und majestätisch erhob sich das Luftschiff. Blanchard begrüßte die Zurückgebliebenen mit der in den kaiserlichen Farben prangenden Fahne. Der Luftschiffer, der diese seine 38. Auffahrt in einer Broschüre: „Journal de la 38ème ascension faite par Mr. Blanchard . . . á Vienne le 6 Juillet 1791. Vienne, chez Ochs, 8°“[56]) schilderte, war von der sich ihm bietenden Aussicht ganz entzückt: „Die Stadt Wien mit ihren weit ausgebreiteten Vorstädten stellte sich mir als ein prächtiges Miniaturgemälde vor, und die weitläufigen, mit den schönsten Farben gezierten Landschaften zeigten meinem entzückten Auge das verführerische und durch die angenehme Jahreszeit verschönerte Naturgemälde.“ Er schrieb nun auf ein Blatt Papier folgenden Brief an den Kaiser: „Ein schwacher Sterblicher, der gerade jetzt die Lüfte durchschwebt, erkühnt sich, dem größten und mächtigsten der Fürsten zu huldigen. Ihrer k. k. Majestät allerhöchste Gnade bestimmt mein dermaliges Dasein, und die himmlische Wonne, die ich jetzt genieße; im Taumel des süßesten Gefühls Ihrer unermeßlichen Wohlthaten werfe ich mich vor Ihren geheiligten Thron und bin in tiefster Ehrfurcht Ihrer



Der verunglückte Ballon Blanchards
Nicht signierter kolorierter Stich des Verlages H. Löschenkohl
Städtisches Museum, Wien



k. k. Majestät allerunterthänigster Blanchard. In der Luft, den 6. Juli 1791." Mit Bändern umwickelt warf er das Schreiben aus dem Ballon. Bald darauf beraubte ihn dichter Nebel jeder Aussicht, und da er bald die Wolken unter sich hatte, so beeilte er sich, um sich orientieren zu können, wieder unter die Wolken zu kommen. Seine Fahrt über den Wolken schildert er als ein prächtiges Schauspiel; nachdem er aber etwa 2400 Klafter hoch gestiegen war, beschloß er, auch seiner angegriffenen Gesundheit wegen — er wurde bei dieser Fahrt ganz durchnäßt — den Ballon fallen zu lassen. Er trug seine Landung in der Nähe eines Städtchens — es war Groß-Enzersdorf — auf einem Felde, das von Schnittern bedeckt war, an. Natürlich waren diese Leute höchst erschrocken, aber Blanchard rief ihnen so gut deutsch, als er konnte, zu: „Komm, komm, mei' gute Freud", worauf die Leute zur Bergung des Ballons Hand anlegten. Blanchard hatte sich auch mit Zetteln versehen, worauf in deutscher Sprache stand, was für Dienste ihm die Leute zu leisten hätten. Bald darauf kam der Pfarrer Franz Ludwig Nowaczek von Groß-Enzersdorf, der französisch sprach, in Begleitung des Herrschaftsverwalters und Stadtrichters Franz Leopold Fischer herbeigeeilt. Die Landung war um 1 Uhr Mittags erfolgt und eine Viertelstunde später war der Ballon bereits in der Gondel verpackt. Als sich Blanchard den Toren der Stadt Groß-Enzersdorf näherte, wurde er bereits mit Freudengeschrei und Musik empfangen und im Triumph in das Pfarr-

haus geführt, wo man ihm ein Festmahl gab. Hierauf ersuchten ihn die Stadtväter, seine Fahne zum ewigen Andenken in der Pfarrkirche zu hinterlassen und erteilten dem kühnen Luftschiffer das Bürgerdiplom von Groß-Enzersdorf. In Begleitung einiger Honoratioren trat Blanchard die Rückreise nach Wien um 3½ Uhr an und langte gegen 7 Uhr in Wien ein. Jedenfalls dauerte diese Fahrt länger als seine Luftreise. Abends zeigte er sich, lebhaft bejubelt, im Hoftheater.

Am 17. Juli begab sich Blanchard wieder nach Groß-Enzersdorf[57]), um der Installation seiner Fahne beizuwohnen. Auch ließ er einen kleinen Ballon steigen. Inzwischen hatte er sich, auch auf Andringen des Wiener Publikums, um die Bewilligung zu einer neuen Fahrt beworben, die er auf eine weitere Strecke ausdehnen wollte. Angeblich hatte er bei der ersten Fahrt keine glänzende Einnahme gemacht, sie trug ihm nicht mehr als 1250 Gulden ein, wovon nur 500 Gulden Reingewinn waren[58]). Am 2. August um 6 Uhr abends unternahm nun Blanchard seine 39. Luftreise, wobei er auch Experimente mit seinem Fallschirm machte[59]). „Der ausgezeichnetste Erfolg", schreibt der „Heimliche Botschafter" am 5. August, „und der ungeteilteste Beifall der sowohl im Prater, als in allen hiesigen Gegenden häufig versammelten Zuseher begleiten das am vorigen Dienstag durch Herrn Blanchard veranstaltete Luftschauspiel umsomehr, da der doppelte Versuch, durch die angenehme Witterung begünstigt, alle Erwartung überstieg.

Dieser kühne Luftsegler erreichte beiläufig die Höhe von 1800 Klaftern, blieb fast eine Stunde der ihn anstaunenden Menge Volkes sichtbar und landete dann, vor Kälte genöthiget, gegen 1/28 Uhr abends in der Gegend von Simmering. Von dort erhob sich Herr Blanchard abermals in die Luft und wurde spät in der Nacht mittelst einigen an den Ballon angehefteten Stricken gegen die Stadt geleitet, wo er sich . . . zur k. k. Burg begab, dann führte man ihn dem Prater zu, wo er, da die Hütte nicht geöffnet war, den Ball unter freiem Himmel schweben ließ." Gegen 2 Uhr nachts stellte sich ein heftiger Sturm ein, so daß man alle Mühe hatte, den Ballon zu meistern, weshalb man auch Blanchard holte, und dieser den Ballon entleerte. Seine Einnahme hatte diesmal 4000 Gulden betragen, und er erhielt die Erlaubnis, auch in Prag einen Aufstieg machen zu dürfen. Am 14. August veranstaltete Blanchard die 40. Luftreise, und zwar in Gegenwart des Kaisers. Auch dieser Versuch ging glücklich vor sich, nur die Landung in Laa gestaltete sich fatal[60]). „Als die Landleute dieser Gegend sahen, daß Blanchard auf ihren Feldern sich niederzulassen willens wäre, versammelten sie sich, umzingelten den Ballon und behaupteten nach einer besonderen Rechtsgelehrsamkeit, alles, was aus der Luft auf ihren Grund und Boden falle, wäre ihr Eigenthum. Herr Blanchard, nach seiner gewöhnlichen Großmuth, wollte sie mit seiner vollen Börse beschenken, um allenfalls den durch seine Niederfahrt verursachten Schaden zu vergüten.

21*

Man schlug sie aus. Er fügte noch seine zwei Sackuhren bei, aber die Bauern beharrten noch immer bei ihrer ungestümen Forderung. Während dieses Streites kamen mehrere seiner Freunde, auch einige dieses prachtvollen Schauspiels wegen ganz in Entzücken zusammengesetzte Zuschauer sowohl zu Pferde als in Wägen dahin, durch einige vorauseilende Postillons begleitet. Es kam zum Handgemenge, wobei die Postillons mit ihren Peitschen wacker auf die Bauern schlugen, so daß letztere endlich ihr Vornehmen aufgeben mußten. Montags darauf am 15. August, wiederholte Herr Blanchard seinen Versuch und ließ sich an der sogenannten Spinnerin am Kreuz nieder." Blanchards Einnahme am 14. August belief sich auf 15.000 Gulden, abgesehen von dem kaiserlichen Geschenk mit 900 Gulden. Der Herzog von Württemberg gab ihm 100 Dukaten. Die Einnahme am Montag betrug ungefähr 900 Gulden.

Bald darauf begab sich Blanchard auf Reisen, und nur einmal geschieht noch seiner Erwähnung in den Spalten des „heimlichen Botschafters" (1793 am 7. Mai). Die Stürme der Revolution ließen die Wiener zunächst an ganz andere Dinge als an Luftfahrten denken, zudem standen französische Ideen in Mißkredit. Daher die Nachricht, die für den Zeitgeist freilich bezeichnend, aber sonst eine Ente ist, und welche Blanchard als verkappten Jakobiner in Tirol gefangennehmen und in Kufstein internieren läßt. Die Luftschiffahrt verlor augenblicklich noch rascher das Interesse, als sie es anfänglich erweckt hatte.

Natürlich mit Unrecht, wenn auch noch vieles Skeptik und Spott herausforderte. Jedenfalls ist heute der Spott Lichtenbergs, wonach diese Erfindung nur dazu da wäre, besonders ausgezeichnete Verbrecher noch höher hängen lassen zu können, denn doch ein wenig veraltet.

14. Die Jakobinerfurcht in Wien (1791–1793)

Jede außerordentliche Erscheinung gibt der Menge Anlaß, nicht allein sich mit den gegebenen Tatsachen der Erfahrung nach abzufinden, sondern vielmehr die Phantasie spielen zu lassen und geheimnisvolle und merkwürdige Faktoren als mitwirkend heranzuziehen. Das ist die Entstehung des historischen Märchens, der Sage. Auch der ungeheure Erfolg der ersten Revolution in Frankreich, obwohl nur der notwendige praktische Ausdruck einer das ganze 18. Jahrhundert beherrschenden Weltanschauung, hat bei unorientierten Gemütern vielfach seine romantische Erklärung gerade in einer heimlichen Propaganda gefunden, was diesem Jahrhundert der Freimaurer, Illuminaten und ähnlicher Verbindungen am nächsten lag, obwohl über alle Bedingungen zur Revolution längst öffentlich verhandelt worden war. Überall entdeckte man Verschwörungen, die gegen das Königtum gerichtet waren und mit den „Jakobinern" in Paris im Zusammenhang standen, und die verzagten Regierungen waren nicht abgeneigt, solcher Gespensterfurcht am hellen Tag Vorschub zu leisten, um gegen einzelne unruhige Köpfe unter dem Beifall des, um seine Zukunft besorgten behäbigen Bürgerstandes um so schärfer und unbehinderter vorgehen zu können. So machte Reichard in seinem Revolutionsalmanach bange, daß zum Beispiel durch ausgesandte Briefe

zahlreiche Männer weit über Deutschland hin aufgefordert worden wären, sich am 1. November 1792 jeder auf einem freien Platz seines Wohnortes, durch revolutionäre Abzeichen erkennbar und mindestens mit einem großen Messer bewaffnet, einzufinden[1]).

Auch in Wien machte sich bald diese Jakobinerfurcht geltend, wiewohl hier dank der guten wirtschaftlichen Verhältnisse wenig Unzufriedenheit zu bemerken war, am meisten noch unter den privilegierten Ständen, die unter der josefinischen Ära manches verloren hatten. Daher gab auch Leopold II. den Adel manchen Angriffen preis. Die große Menge stellte sich aber in Wien entschieden auf die Seite des Königtums, das sie freilich unter den letzten Regenten in der denkbar besten Form kennen gelernt hatte. Zahlreiche Volkslieder gaben daher den Abscheu der Österreicher vor der französischen Revolution zu erkennen, deren Ursachen von dem Wiener Spießbürger freilich nicht erkannt und gewürdigt wurden. Nur die Exzesse ließen erschaudern. „Das Lied eines Würstelbuben gegen die Jakobiner“ (Wiener Stadtbibliothek) enthält folgende Verse:

„Ein Würstelbub hat mehr Vernunft, hessa,
Als jede Jakobinerzunft, tralla,
Der Würstelbub sieht jetzt schon ein,
Daß er dem Landsherrn treu muß seyn“ ꝛc.

Und sehr zuversichtlich singt „Der christliche und biedere Österreicher“ (Wiener Stadtbibliothek):

„Gehabt euch wohl, ihr deutschen Brüder!
Noch steht die Waage gleich;

Ermuntert euch durch Sieges-Lieder!
Es stürzt das Freyheits Reich.
Es droh'n zwar Männer ohne Hosen,
Sie drohen Mord und Todt,
Und scheinen um den Tod zu loosen
Zu ihrem eig'nen Spott" ꝛc.

Trotzdem wurde der Verdacht, namentlich von gewissenlosen Angebern, die im Trüben zu fischen hofften, mit Nachdruck unterhalten, als ob auch Wien innerhalb seiner Mauern eine Menge unzuverlässiger Elemente enthielte, und in dieser Hinsicht war L. A. Hoffmann mit seiner „Wiener Zeitschrift" tätig, in welcher namentlich die ehemaligen „Josefiner" als Propagandisten der Revolution denunziert wurden. Tatsächlich gelang es ihm, die Regierung mißtrauisch zu machen, und die geheime Polizei begann ihre traurige Tätigkeit. Dieses erste Einsetzen der Reaktion brachte eine unerquickliche Zeit für die Wiener Gesellschaft und ihre gerühmte Gemütlichkeit, denn bald vertrauten sich die nächsten Anverwandten selbst nicht mehr. Der eine vermutete in dem andern einen „Jakobiner", und dieser, der vielleicht nur freiere Anschauungen hatte, fürchtete, in dem ersteren einen Denunzianten zu erblicken. Vollends unerträglich wurden die Verhältnisse nach der Entdeckung der sogenannten „Jakobinerverschwörung" des Andreas Freiherrn von Riedel, Franz von Hebenstreits und Genossen im Jahre 1794. Hier soll indessen nur den ersten Regungen dieser Jakobinerfurcht in Wien in der Leopoldinischen Zeit (1790 bis 1792) und den beiden

ersten Jahren der Regierung Franz II. auf Grund eines handschriftlichen Materials nachgegangen werden, was vielleicht um so willkommener ist, da gerade für diese Zeit wenig Memoiren im Druck erschienen sind und auch das Zeitungsmaterial vollkommen versagt.

Die interessanten Mitteilungen, die auf die Stimmung in Wien während der ersten französischen Revolution manches Licht werfen, sind einer handschriftlichen Zeitung mit dem Titel: „Der heimliche Botschafter" entnommen, die vom 1. März 1791 an in Wien auf dem Spittelberg erschien und ursprünglich von einem gewissen Franz Staudinger[2]) herausgegeben wurde[3]). Es ist wahrscheinlich das einzige Exemplar dieser sous le manteau verkauften Zeitung, das sich erhalten hat und sich jetzt in der Wiener Hofbibliothek befindet. Derartige handschriftlich verbreitete Zeitungen wurden natürlich mit aller Schärfe von der Polizei verfolgt und es ist zu verwundern, daß sich diese Zeitung bis in den März des Jahres 1794 halten konnte. Es kann nur durch ihre, im allgemeinen loyale Haltung erklärt werden[4]).

Schon am 19. Juli 1791 meldet der „Heimliche Botschafter" einen Vorfall aus einem Wirtshausgarten, wo ein Fabrikant, vom Wein erhitzt, die Schranken der Mäßigung übertrat. Er schalt die deutsche Nation, daß sie nicht herzhaft und standhaft genug wäre, etwas ähnliches wie die Franzosen zu unternehmen, worüber sich, da Offiziere anwesend waren, bald ein blutiger Streit entsponnen hätte.

Die Polizei legte sich natürlich ins Mittel und „Wasserdiät und angemessene Beschäftigung im Polizeihause hat bereits das von unseligem Freiheitsschwindel angesteckte Geblüt dieses Mannes verdünnt". Dieses unziemliche Benehmen eines einzelnen Hitzkopfes machte freilich noch keine Verschwörung aus, doch weiß von einer solchen der „Heimliche Botschafter" unter dem 23. September 1791 zu berichten. „Wegen einigen geheimen Zusammentretungen," heißt es da, „in welchen über die französischen Freiheitsgrundsätze zu viel berathschlaget wurde, sollen etliche 20 Personen vom Ansehen und Würde in die allerhöchste Ungnade gefallen sein und einigen davon soll eine härtere Strafe bevorstehen." Diese Mitteilung steht wahrscheinlich mit den, von L. A. Hoffmann versuchten Denunziationen im Zusammenhang. Hoffmann überreichte Leopold II. einfach Freimaurerlisten als Liste von Verschworenen, doch ließ sich diese Fiktion, bei welcher die glänzendsten Namen verdächtigt wurden, nicht lange aufrecht erhalten, und Hoffmann hatte sich nur unmöglich gemacht.

Immerhin hatte dieses gewissenlose Denunziantentum, das einige vorlaute Schreier unfreiwillig unterstützten, strengere Polizeimaßregeln zur Folge. Eine solche findet sich am 28. Feber 1792 verzeichnet. Danach wurde den Inhabern der Kaffeehäuser von ihren Bezirksdirektoren angezeigt, in ihren Kaffeehäusern durchaus das Räsonieren über die französischen und belgischen Angelegenheiten nicht zu dulden, und wenn sich dergleichen Gespräche ereigneten, die

Gäste erstlich gütig zu erinnern, dann aber sie der Polizeidirektion anzuzeigen, „wo man weiter sie beobachten wird". Im Unterlassungsfall wurden die Kaffeesieder zur Verantwortung gezogen.

Aber auch in der Provinz wollte man revolutionäre Propaganda bemerken; so versuchte in Linz ein Soldat vom Regiment Stein, ein geborner Franzose übrigens, den Freiheitsapostel zu spielen und eine Anzahl Soldaten zum Übertritt in das französische Heer zu bewegen[5]). Nachstehende Notiz aber scheint mehr den Stempel der Lächerlichkeit zu tragen. „Ohngeachtet Se. Majestät der hier domizilierenden französischen Nation allen Schutz und Freyheit bis anhero wie vorhin gestatten," schreibt der „Heimliche Botschafter" am 10. August 1792, „so gibt es dennoch immer einige Freiheitsapostel, welche ihren französischen Weihrauch unter das hiesige Publikum zu vertheilen suchen und wurden vor wenig Tagen ein paar dergleichen Spornritter in Verhaft genommen, weil ersterer durch Bestellung einiger 70 Stück Stiletfutterale sich allzu verdächtig machte, der zweite hingegen, als ein hiesiger Sprachmeister seinen Lockgesang gegen die beschäftigten Arbeiter auf dem Stephansplatz zum Beweise beibringen wollte, daß der Monarch bei weitem nicht das Recht hätte, einem Domkapitel ohne hinlängliche Entschädigung die Häuser zu nehmen, um selbe niederreißen zu lassen." Das scheinen allerdings wunderliche Revolutionäre gewesen zu sein, von denen der eine sogar mit „Futteralen" gefährlich wurde und der andere

mit den Forderungen einer neuen Zeit sehr wenig vertraut war, denn es handelte sich um die Freilegung des Stephansplatzes und dieser „Jakobiner“ wehrte sich. Die Exzesse der Pariser Jakobiner wurden mit solchen des Wiener Spießbürgertums erwidert. Das geringste war noch, daß man in vornehmen Wiener Adels- und Bürgerhäusern jedes französische Wort mit einer Geldstrafe belegte und der Titel Madame und Monsieur strenge verpönt war[6]). Die gute Josefstadt tat noch mehr und wollte keinen Franzosen auf ihrem Grund dulden[7]).

Nach einer Mitteilung vom 20. Oktober 1792 scheint man nun doch endlich einen ernstlichen Jakobiner entdeckt zu haben, und zwar den „aus dem Staube des Elends ꝛc. von weil. Sr. Majestät dem Kaiser Joseph II. geretteten, aber undankbaren Hauptmann Bruny (?), der mit einem gewissen Chanton an einem Complot beteiligt gewesen sein soll und als Staatsgefangener für lebenslänglich nach Kufstein kommen sollte“. Indessen wird unterm 15. Jänner 1793 gemeldet: „Von denen wegen verdächtigen Korrespondenzen eingezogenen Franzosen sind bereits die Hälfte freygelassen worden, doch diejenigen, welche zurückbehalten wurden, dürften schwerlich wieder die Freiheit erhalten. Monsieur Chanton, ihrem Anführer, ist jeder Umgang, sogar der mit seinen Kindern und seiner Ehegattin, gänzlich untersagt.“ Aber am 5. März 1793 wird auch Chanton in Freiheit gesetzt und er und seine Mitschuldigen „können nicht genug die gütige Behandlung der

Regierung rühmen". Sehr schwere Verbrecher oder arge „Jakobiner" können diese nun wohl nicht gewesen sein, leider gibt das Polizeiarchiv über sie keine Auskunft, da Akten erst von 1793 an erhalten sind und selbst diese nicht vollständig. Bedenklicher waren einige Ausschreitungen von 400 Webern[8]), die brotlos waren und „den von Schönbrunn nach Wien reisenden Monarchen auf eine unruhige Weise um Unterstützung bitten wollten". Diese Weber, welche gegen die lohndrückende Verwendung von Frauen in ihrem Gewerbe Stellung nahmen, hatten sich, wie aus dem Protokoll für Niederösterreich unterm 19. November und 20. Dezember 1792 (Archiv des Staatsamtes des Innern) hervorgeht, sogar ein Lied von dem merkwürdigen Johann David Hanner verfertigen lassen, wofür freilich Dichter und Buchdrucker im Arrest Reue erwecken mußten, da sie es ohne Zensurerlaubnis vertrieben. Dieses anonym[9]) erschienene Lied, betitelt: „Treuherziges Sendschreiben eines Zeugmachergesellen an seinen Freund, über den schlechten Verdienst dieser Profeßion in Wien. 1792, 2 Bl. 8°", das ein Gegenstück zu G. Hauptmanns Weberlied bildet, dürfte wohl nur in sehr wenigen Exemplaren vorhanden sein, da es sofort konfisziert wurde (vgl. darüber die handschriftliche Notiz auf dem Exemplar der Stadtbibliothek selbst, und Hofdekret vom 19. November 1792). Vielleicht ist das Exemplar der Wiener Stadtbibliothek sogar das einzige, das sich erhalten hat.

Solche allzu deutliche Symptome der Unzufriedenheit in den unteren Ständen, die auf schlechten

wirtschaftlichen Verhältnissen beruhten, setzten die Regierung mehr in Verlegenheit als vereinzelte Schwärmerei eines überspannten Kopfes. Zum mindesten waren diese durch ihre Offenheit sehr ungefährlich. So meldet der „Heimliche Botschafter“ am 8. März 1793 folgendes: „Obschon man die größte Vorsicht gebraucht, um den hier anwesenden Franzosen in ihrem Freiheitsschwindel Schranken zu setzen, so ereignete sich doch am abgewichenen Sonntag in der hiesigen Vorstadt Rossau, daß zween Hausoffizier, der eine Zuckerbäcker bei Herrn Grafen Czernin, der andere Kammerdiener bei Herrn Grafen von Degenfeldt, von Geburt Franzosen, in einem Wirtshaus sich so weit vergaßen, daß sie eine Jakobinermütze auf den Tisch stellten und nebenbei ein Stilet, worauf die Worte: Liberté, Egalité eingestochen waren und solange in ihrem Taumel: Vive la liberté 2c. schrien, bis die Polizeiwache sich ihrer erbarmte und sie in Verhaft brachte.“ Jedenfalls sehr offenherzige Verschworene, so daß beinahe der Verdacht vorliegt, als ob hier nur eine kleine Komödie gespielt worden wäre, um der Regierung für schärfere Maßnahmen ein Exempel zu geben.

Derartige „Verschworene“ oder Jakobiner, oft nur unbesonnene junge Menschen oder auch Leute, die vielleicht durch ihr allzu auffälliges Gebaren der Regierung einen Dienst leisteten, werden nun im „Heimlichen Botschafter“ öfter angekündigt. Am 28. Dezember 1792 wurden in der Leopoldstadt zwei Griechen verhaftet, die angeblich den Franzosen einen

Anschlag auf das Küstenland erleichtern sollten. Nach einer Notiz vom Jänner 1793 entdeckte man unter den, von den ins Feld gerückten Regimentern zurückgelassenen Franzosen ein Komplot und am 18. Jänner 1793 verhaftete man in Purkersdorf einen Sekretär des Grafen Rasumovsky mit zwei Freunden, die schon Kapitänpatente der französischen Nationalarmee bei sich trugen. Am 5. März desselben Jahres wurde ein geheimnisvoller Gefangener in einem verschlossenen Wagen durch Wien befördert, angeblich ein Pole, der in Ungarn einen republikanischen Emissär machte[10]). Auch der Luftschiffer Blanchard entging der Jakobiner-Riecherei nicht und sollte nach Kufstein gebracht werden, es war aber ein falsches Gerücht (s. S. 324).

Die Furcht vor der Revolution wurde nach der Hinrichtung des Königspaares auch in Wien immer größer und man wollte allerlei unheimliche Anzeichen bemerken, daß auch in Wien eine Revolutionspartei ihr Wesen triebe. So schreibt der „Botschafter“ am 25. Dezember 1792: „Nachdem man an verschiedenen Orten der Stadt wie zum Beispiel zu Mariahilf unter einem Dache, ingleichen beim Kaiserholze an der Rossau verschiedenes Brennzeug gelegter gefunden hat, so ist von der Oberpolizeidirektion der schärfeste Befehl ergangen, daß von Sonntags angefangen nach neun Uhr abends ein Hausinhaber mit acht Mann, theils von der Polizei, theils von der Grundnachtwache begleitet, die Straßen und Gäßchen seines Grundes sorgfältig zu durchstreifen und jeden verdächtigen Menschen anzuhalten hätte.“ Auch dieses

hatten natürlich wieder die Jakobiner auf dem Gewissen und dabei war die öffentliche Sicherheit die denkbar schlechteste, Mordtat auf Mordtat erfolgte und blieb unentdeckt, denn die Polizei hatte nur die „Jakobiner“ zu entdecken. Leider tat sie alles, um diese törichte Jakobinerfurcht zu verstärken, denn die damalige Politik ging dahin, durch derlei Entdeckungen von „Jakobinern“ die geängstigte Bürgerschaft gänzlich für ihre reaktionären Pläne zu gewinnen und sich unentbehrlich zu machen.

Eine wirklich interessante Szene wird am 15. Feber 1793 erzählt. Ein derartiger Vorgang war wohl geeignet, unnützes Mißtrauen zu erwecken, beweist aber, welche dramatischen Momente diese hochgespannte Zeit auszulösen vermochte. „Letzte Woche“, heißt es da, „trieb eine Maske die Freiheit so weit, in das Vorzimmer des Kaisers zu schleichen. Es war halb 12 Uhr nachts. Erstaunt sahen die noch wachenden Lakais über diesen Besuch einander an, aber ihre Verwunderung stieg noch höher, als die Maske noch mit Seiner Majestät zu sprechen verlangte und beisetzte, sie wolle Seiner Majestät die Nachricht des Todes des Königs von Frankreich überbringen. Dieser Mutwille, oder wie man es immer nennen soll, brachte die Lakais so außer Fassung, daß sie vergaßen, nach der nächsten Wache zu schreien oder sich selbst seiner habhaft zu machen. In dem Augenblick, als sie sich wieder erholten und nach der Maske greifen wollten, war selbe weg und das eifrigste Nachforschen gab hierüber nicht den mindesten Auf-

schluß. Der an der Tür wachtstehende Grenadier will nicht das mindeste hievon gesehen haben. Man weiß nicht, ob man dieser boshaften Erscheinung Absichten zutrauen soll oder nicht." Entschieden ein stimmungsvoller Vorgang aus einem Verschwörungs- oder Revolutionsdrama!

Die Maßregeln, welche die Regierung mit Hilfe der Polizei gegen das Ausbreiten von revolutionären Ideen ergriff, wurden indessen in Wien immer drückender. Die Zensurbestimmungen waren äußerst strenge, wozu der oben erwähnte Gassenhauer von Hanner manches beitrug[11]), keine französische Zeitung war mehr erlaubt und jeder verdächtige Franzose wurde unerbittlich ausgewiesen. Es war klar, daß das ganze Wiener Gesellschaftsleben darunter leiden mußte. Die Denunziationen nahmen täglich zu und alles lebte in der Furcht, nicht vor den Jakobinern, denn diese hätten in Wien keinen Boden gewonnen, sondern für einen solchen gehalten zu werden[12]).

Gegen Ende des Jahres 1793 berichtet der „Heimliche Botschafter" nur von Entdeckungen derartiger Jakobiner. Am 26. November 1793 schreibt er: „Die hiesige Polizei soll dieser Tage einen heimlichen Jakobinerklub entdeckt und aufgehoben haben. Darunter sollen, wie man sagt, Maurer von Distinktion und, was am unverzeihlichsten ist, in k. k. Bedienstungen stehende Personen sein." — „Und am 3. Dezember hat man abermahlen gegen 40 Köpfe arretiert und in das Polizeihaus geführet, es sollen ebenfalls von dem entdeckten Jakobinerklub (sic)

Mitglieder sein." Freilich stellte sich am 15. Dezember bereits die Unschuld der meisten dieser Leute heraus und nur einige „bekamen das consilium abeundi (Also Studenten?)". Damit endet die Zeitung.

Wir merken aus allen diesen Anekdoten zur Wiener Tagesgeschichte jener Zeit, wie wenig geeignet der Wiener Boden für eine wirklich revolutionäre Propaganda und wie wenig stichhältig der Verdacht der Regierung gegen Personen war, die im schlimmsten Falle politische Kannegießer waren. Gleichwohl paßte dies der gewissenlosen Politik Thuguts nicht, der sich unentbehrlich machen und dem Hofe Furcht einjagen wollte. Er wollte nicht immer leere Schläge in die Luft führen, sondern ein blutiges Exempel an einer Jakobinerverschwörung statuieren, um seine reaktionären Maßregeln rechtfertigen zu können. Dies führte zu der blutigen Komödie der angeblichen Verschwörung Hebenstreits, der dem Thugutschen System zum Opfer fiel. Die Akten darüber würden nur eine Politik mit enthüllen, die Österreich nach den glorreichen Tagen Theresias und Josefs in Unglück und Schmach stürzte und deren Nachwirkungen sich bis in die jüngste Zeit unheilvoll fühlbar machten.

Die Wiener Jakobiner aber, wir brauchen nur an die zugleich unglückliche und lächerliche Figur des so unbedeutenden Glückshafenbesitzers Hackel zu denken, den man als Jakobiner für 30 Jahre in eine Festung sperrte, die Wiener Jako-

biner waren höchstens den „Backhendln“ gefährlich und, wenn sie schon etwas köpften, so waren dies Flaschenhälse aus der Gegend von Grinzing und Gumpoldskirchen. Das war auch Hackels, des Genossen Hebenstreits, schwerstes Verbrechen, das den Neid freilich nicht ruhen ließ.

22*



15. Der Wiener Eisstoß im Jahre 1830

Wien mußte in früheren Jahren, als noch kein Sperrschiff und keine Schleuse in Nußdorf bestanden, viel unter den Eisstößen und Überschwemmungen leiden. Eine der stärksten Katastrophen aber hatte der Eisstoß des Jahres 1830 im Gefolge.

Der Winter des Jahres 1829/1830 war ein derart strenger, daß die Donau dreizehn Wochen lang zugefroren war und erst sehr spät, Ende Februar, als jähes Tauwetter eintrat, das Eis sich in Bewegung setzte, was Überschwemmungen hervorrief. Am Donauspitz bei Nußdorf staute sich am 28. Februar der Eisstoß auf, wurde jedoch durch Kanonenschüsse wieder zum Gehen veranlaßt und zog weiter. Gegen Abend war auch das Wasser stark gefallen, die Überschwemmung, welche die niedrig gelegenen Vorstädte schon am 26. getroffen hatte, bereits zurückgegangen und es schien keinerlei Gefahr mehr im Verzuge zu sein, meldete doch der Wachposten bei der Taborlinie, daß um halb 6 Uhr abends der Wasserstand um drei Schuh niedriger sei als am Morgen. Alles, außer den Wachposten, überließ sich dem Schlafe, niemand dachte mehr an eine Gefahr. Jedoch um Mitternacht begann das Wasser außerordentlich rasch zu steigen, von der Brigittenau her war ein fürchterliches Getöse zu vernehmen, der Wasserstand nahm

binnen drei, vier Minuten um fünf Schuh zu. Die Vorstädte Rossau, Leopoldstadt, Weißgärber und Erdberg wurden derart rasch überflutet, daß die Wachposten kaum Zeit zum Signalisieren hatten und nur mit Mühe und Not sich retteten. Die Sturmglocke ertönte, das Wasser stieg immer mehr und mehr und in kürzester Zeit waren die nahen Vorstädte bis zur Höhe des ersten Stockwerkes unter Wasser. Es herrschte eine unbeschreibliche Verwirrung, waren doch die Rettungskähne, die in den Straßen aufgestellt waren, im Nu verschwunden und gesellte sich doch zur finsteren Nacht noch ein heftiger Sturm, so daß die Rettungsmöglichkeiten sehr geringe waren.

Als der Morgen des 1. März anbrach, sah man die Verheerungen, welche die Nacht gebracht hatte, und sah den Eisstoß, der bis zur Ferdinandsbrücke vorgerückt war, in unheimlicher Nähe den ganzen Donaukanal bedecken, wodurch das Wasser durch die Kanäle in die niederen Stadtteile austrat und die Rotenturmstraße, Adlergasse, den Salzgries und den Fischmarkt in einer Höhe von drei bis vier Fuß überschwemmte. Holzscheiter, Hausrat aller Art, Fässer usw. trieben durch die Straßen. Erst am Nachmittage des 1. März gegen 2 Uhr begann das Wasser zu fallen, nachdem ihm 74 Personen, darunter 19 Kinder, zum Opfer gefallen waren. Am 2. März abends ging auch der Eisstoß ab. Kaiser Franz gab schon am 1. März 40.000 Gulden zur Linderung der Not und die kaiserlichen Prinzen, an ihrer Spitze

Kronprinz Ferdinand, befuhren wiederholt in Kähnen die überschwemmten Vorstädte[1]).

Diese Vorgänge, welche die Bewohner der betroffenen Vorstädte arg hernahmen, sind nun auch der Inhalt eines Liedes aus jener Zeit, das einem alten, geschriebenen Liederbuch aus Grünburg (O.-Ö.), welches Herr Karl Buchegger in Linz a. D. exzerpierte, entnommen ist und den Titel führt: „Ein schönes Lied von dem gewaltigen Eisstoß und fürchterlichen Wasser, welches im Jahre 1830 den letzten Februar bis 1. März nachts in Wien gewesen ist, wodurch viele Menschen ihr Leben verloren und viele verunglückt wurden." Auf den Vorfall waren noch mehrere andere Lieder entstanden, so von Emanuel Straube und B. Berger, Josef Schulz, Josef Theophil Demel u. a.[2]).

Das oberösterreichische Lied sei hier wortgetreu, nur mit einigen Änderungen in der Schreibung und mit Verbesserungen offenkundiger Fehler als Beweis der Anteilnahme, welche dieses traurige Ereignis in den weitesten Kreisen hervorrief, mitgeteilt:

Ein schönes Lied.

1. Es kömmt der schöne Frühling schoñ zuba,[1]
Ist ålles frisch munter und hell,
Es wåchst a jeds Gräslein auf Erden
Und blüht ein jeds Blümlein im Feld.
Gfreut si schoñ Vieh und Leut
Auf die schöñ Frühlingszeit
Und a jeds Vögerl in Wåld
Tut singa, daß 's blingelt[2] und hållt.

2. Der Winter ist wieder vorüber,
Wern wieder ein Sommer erlebn,
Dås dürfen wir sicherlich glauben,
Daß dies a Stråf Gottes[3] ist gwen.[4]
In Städten då gibt's schoñ viel,
Die si nicht richten wöllnd,
Es tuant's einige går so gring wågn,
Seind viele in Bettern verfro(r)n.

3. Meiñ lieber Bruder, håst ghört,
Die Donau öfters verfrört,[5]
Ich denk wohl schoñ grausåme Kältn,
Åber so lång håt's doch no nia gwährt.
Dreizehn Wochen lång
Ist der gånz Donaustrom
Durch und auf sauber gfrorn,
So lång håb ich's meiñ Lebtåg nia ghört.

4. Auf d' Fåschingtag und auf Matheis,
Då wird's amål gehat[6] dås Eis,
Es können jå Gott nicht gnua dånken,
Wer von dem Unglück[7] nichts weiß.
Reißt Brücken und Gwölber weg,
Gånze Markt, hålbe Städt,
Es sind jå viel hundert Person
Durch dås in der Ewigkeit schon.

5. D' Wiener gehn aussi in Spitz,[8]
Schaunt der Donau sein Überrock[9] åñ
Und wia s' kein große Gfåhr sehen:[10]
Von derer,[11] då wehrn ma uns schoñ!
Der Eisstoß tut sich schwer,
Håt a weng råsten wölln,
Åst håbn s' mit Kanonen dreiñkrächt,
Den Wåsser den Lauf wieder gmåcht.

6. Jetzt wolln wir hålt gehñ in d' Leopoldstådt
Und tuan in Bürgern ausschreiñ;
Vivat, håben s' trummelt und pfiffa,
Der Eisstoß ist in's Ungerlånd eiñ!
Åber auf Gottes Gnåd
Håbn s' schoñ vergessn ghåt,[12]
Stellnd a påar Wåchter dazua
Und legn si schöñ sauber in d' Ruah.

7. Und wia's bei Sankt Stephan håt 11 gschlågn,
Die Bürger åll schlåfert seind worn,[13]
Håbn s' von da Brigitta in Pråter
Durch d' Stådt[14] mögn[15] mit Kehlhåmmer[16] fåhrn.
Daß denn kein Wåchter schreit,
Sind so viel hundert Leut!
Wo wern hålt die Wåchter schoñ seiñ?
Sie schwimmen in's Ungerlånd eiñ.

8. Den ersten März in der Früh,
Wia's auf der Uhr håt Sechse gschlågn,
Då steht d' Leopoldstådt tieferst[17] in Wåsser,
Mañ hört nichts åls jåmmern und klågn.
Dås Wåsser wår so hoch
Bis auf den dritten Stock,
Ist åber dås Haus nicht so hoch,
So geht's går aufi auf's Dåch.

9. So kånn hålt der liebe Gott stråfn,
So kehrt er um Mitternåcht eiñ,
Wir sollten jå nia verschlåfn,
Solln åll Zeit wåchbårer seiñ.
Er wird schoñ Wåchter stelln,
Håt jå deant[18] mehrere Gselln,
Wir wårten gern auf die letzt' Stund,
Åft wird uns der Håndel gern z'rund.[19]

10. Der Kaiser reit' auf und reit' nieder
Und håt auf dö Lepoldstådt hiñgschaut,
Bei Gott tat er um Pardoñ bitten
Und håt seine Bürger bedauert:
O Gott, steh ihnen bei,
Sprich sie von Sünden frei,
Daß s' seind åls wia-r-a unschuldigs Kind,
Dås d' Mutter auf d' Brust zubi nimmt.

11. So möcht i den Såal so gern sehn,
Der gmåcht ist von Eis går so schöñ,
Kost', moan i, der Eintritt drei Zwanzger,
Wer nur a weng einer will gehñ.
Gmåcht ist er grün und weiß,[20]
Då håbn s' Musi und ållerhånd Spiel,
Åber 's Åbbrechn kost' immer viel.[21]

12. Wås håbn s' auf der Rossau für Jåmmer,
Wia's Wåsser durch d' Stådt[22] durchirinnt,
Geht schoñ da gånz Scheiderplåtz[23]
Und er rinnt hiñ und her auf der Glacis.
Den Winter håbn s' erst ghåt
Von Holz a große Not
Und wås noch über is bliebn,
Ist jetzt im Donaustrom drinn.

13. Es ist bei Stådt Wien nicht alleine,
Wia ist's denn bei Leabersdorf[24] gwest,
In Pest und in Simmering drunten,
Då riß auch die Donau viel weg.
Weitum die gånze Gegend,
Häuser mit Grund und Bodn,
Weiß måncher Besitzer går nicht,
Wo früher sein Haus gstånden ist.

14. Allmächtiger Schöpfer im Himmel,
Ich bitt dich, verzeih uns die Sünd,
Wir sind ålle sündige Menschen,
Wer wird sich denn richten so gschwind!
Gib uns die Himmelsfreud,
Gnåd und Barmherzigkeit,
Wir tun ålle bitten für sie,
Bewåhr sie von solchem Unglück.

15. Maria die seligste Jungfrau,
Die steht bei Gott in der Gnåd,
Auf sie sollen wir öfters denken,
Doch wenigstens einmal im Tåg.
Sie weiß sein Brauch a weng,
Weil s' ihn schon länger kennt,
Sie låßt jå dås Bitten nicht nå(ch),
Bis daß er hålt sågen tut jå.

[1] herzu. — [2] klingt. — [3] der strenge Winter nämlich. — [4] gewesen. — [5] einfriert. — [6] gehend. — [7] das meist im Gefolge des Eisganges ist. — [8] Donauspitz in Nußdorf. — [9] Eisstoß. — [10] ergänze: sagen sie. — [11] dieser. — [12] gehabt. — [13] eingeschlafen haben. — [14] d. h. die Vorstädte. — [15] können. — [16] Kehlheimer, eine Schiffsgattung, nach der bairischen Stadt Kehlheim so genannt. — [17] tief. — [18] doch. — [19] rasch, geschwind. — [20] hier fehlt dann eine Zeile; vielleicht ist zu ergänzen: Er ist jå gånz aus Eis. — [21] Weist auf den Eispalast hin, in dem Volksbelustigungen stattfanden. — [22] Vorstadt. — [23] Holzplatz. — [24] Leopoldsdorf im Marchfeld.

Daß wir ein echtes Volkslied vor uns haben, das zeigt die volkstümlich naive Anschauung, die aus mehreren Strophen entgegentritt: so 5,5 der rastende Eisstoß, — 9,6 mehrere Gesellen (Wächter),

die Gott hat, — 10 der auf- und abreitende Kaiser, — 15 Maria, die Gottes Brauch schon länger kennt. Das Lied selbst scheint, wie Mundartformen (2,4 gwen, — 3,2 verfrört, — 6,6 und 12,5 ghåt, — 7,4 mögn-können, — 9,8 rund) beweisen, von Oberösterreichern verfaßt worden zu sein. Da kämen in erster Linie die vielen Flösser in Betracht, die alljährlich aus Oberösterreich mit Holz, Obst und dergleichen nach Wien fuhren. Von diesen konnten ja einige Augenzeugen des Unglücks gewesen sein.

Unorganisch scheint Strophe 11 zu sein, wenigstens paßt sie an jener Stelle nicht in den Zusammenhang. Möglich ist, daß eine andere Strophe, die den Zusammenhang herstellt, ausgefallen ist. Ist doch auch sonst das Lied stellenweise (3,8; 12,1—4; 14,7—8) recht zersungen, wohl eine Folge langer Überlieferung, sei es mündlicher oder schriftlicher.

16. Der Mordanschlag auf König Ferdinand V. von Ungarn in Baden (1832)

Wiens elegante Welt, die sich zur Zeit Kaiser Josefs II. im Prater oder im Augarten bei Festlichkeiten versammelte, liebte es, zu Beginn des 19. Jahrhunderts die alte Thermenstadt Baden als Treffpunkt zu benützen, wo sie flirtete und im angenehmen Nichtstun ihre Zeit verbrachte. Weit war's nach Baden nicht. Einige Stunden nicht unangenehmer Wagenfahrt brachten die Wiener in dieses reizende Städtchen, das damals gewissermaßen als Wiens Vorort galt, so daß es nicht nur dessen feine Einrichtungen aufwies, sondern sich sogar Wiener Schauspieler fürs Theater verschrieb. Hier ging dem eleganten Wiener von anno dazumal keine der gewohnten, uns heute etwas bescheiden vorkommenden Luxuseinrichtungen ab, und so fühlte er sich im alten Baden recht heimisch, war munter und wohlgelaunt, berauschte sich tagsüber am geräuschvollen Treiben und fuhr abends seelenvergnügt in die damalige Kleinstadt Wien zurück, deren Miniaturausgabe er in Baden genossen hatte.

Jedoch waren nicht die heißen Bäder, die wienerischen Einrichtungen und die bequemen Fahrgelegenheiten dahin einzig und allein der Grund, warum Baden in Mode kam, sondern die Haupt-

ursache, warum man für Baden schwärmte, sich gerne hier blicken ließ und sich mit seinem Aufenthalte in dieser landesfürstlichen Stadt brüstete, war, daß Kaiser Franz 1796 bis 1799 und ab 1803 alljährlich den Sommer hier verbrachte[1]) und mit ihm ein Teil des Hofes in dieser lieblichen Badestadt verweilte. Wie in späterer Zeit alles, was Geld und Namen hatte, nach Ischl ins Salzkammergut, wo Kaiser Franz Josef seine Sommererholung lange Jahre suchte, eilte, um auch dabei gewesen zu sein, so scharte sich in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts alles um Kaiser Franz und den Hof in Baden. Dies dauerte so lange, bis jenes traurige Ereignis, das Attentat auf König Ferdinand V. eintrat, das Baden mit einem Schlage aus der Schar der bevorzugten Städte ausschied, auf längere Zeit seine Entwicklungsfähigkeit hemmte und seine Beliebtheit verschwinden machte. Mit dem Kaisergestirn verschwanden die Trabanten. Baden als Sommerfrische erledigte sich und erst nach dem Jahre 1848 rang sich die Kurstadt Baden neuerlich zu ihrem heutigen Weltruf empor.

Am 27. Juli 1832 war König Ferdinand V. von Ungarn, Österreichs Kronprinz, samt Gemahlin Maria Anna in Baden eingetroffen, um hier gemeinsam mit Kaiser Franz von Österreich den Spätsommer zu genießen[2]). Dieses Sommeridyll sollte jedoch das letzte sein, das Ferdinand in Baden verbrachte, denn schon am 9. August 1832 griff eine frevle Hand in sein Lebensgeschick und nur einem

glücklichen Zufall war es zu danken, daß König Ferdinand V. der Mörderhand nicht zum Opfer fiel.

Wie gewöhnlich, so berichten alle Quellen[3]) übereinstimmend, hatte König Ferdinand auch an diesem Tag eine heilige Messe gehört und dann in Begleitung seines Dienstkämmerers, des FML. und Ritters des Maria-Theresienordens Rudolf Grafen Salis-Zizers[4]) (1779 bis 1840), der einst bei Ebelsberg (1809) die Wiener Freiwilligen geführt hatte, den gewohnten Morgenspaziergang angetreten. Dieser führte ihn die Bergstraße entlang, am Hause des bekannten Badner Arztes Anton Rollett vorüber, dem Helenental zu. Unbemerkt folgte ihnen in kurzer Entfernung ein kleiner, untersetzter Mann, der pensionierte Hauptmann Franz Reindl, dessen düstere Rachegedanken seinem verschnürten schwarzen Rock und dem schwarzen Filzhut, die er gemäß der Schilderung des Augenzeugen Hermann Rollett trug[5]), entsprachen. Kaum waren der König und sein Begleiter am Gartenhause des Arztes Rollett, damals das letzte in der Bergstraße, vorüber, als auch schon ein schwacher Schuß krachte, den Reindl aus einem bereitgehaltenen Terzerol auf König Ferdinand abgab. Die Kugel, ans linke Schulterblatt anschlagend, blieb im Futter des stark wattierten Überrockes stecken und verursachte nur eine leichte Prellung. Bis zu diesem Punkte sind alle Quellen, welche über dieses Ereignis berichten, einig[3]). Was aber nun folgte, darüber gibt es Meinungsverschiedenheiten. Der offizielle Bericht, wie ihn die kaiserliche

„Wiener Zeitung“ und der „Österreichische Beobachter“ boten und dem die Historiker K. A. Schimmer, Rainer von Reinöhl und Viktor Graf Ségur-Cabanac folgten, weicht in einem Moment von dem Berichte des Augenzeugen Hermann Rollett und der sicherlich aus mündlicher Badner, besser gesagt Rollettschen Überlieferung geschöpften, aber ebenfalls nicht völlig klaren Erzählung der Fürstin Melanie Metternich ab. Während die amtlichen Berichte dem Bedienten Andreas Keller (auch Koller) den ersten Anteil an der Überwältigung des Reindl zuschreiben, nehmen Rollett und die Fürstin Metternich dieses Verdienst für den Gärtner des Arztes Rollett, namens Franz Tauscher in Anspruch. Doch lassen wir die beiden Richtungen selbst zu Worte kommen, um dann aus der Sachlage die entsprechenden Schlußfolgerungen ziehen zu können.

Der Schuß war abgefeuert und in Kürze bemühten sich drei Männer um den Hauptmann Reindl. Als erster, so sprechen die Offiziösen[6]), war der Bediente bei Madame Rebekka Ephraim[7]), die im Hause des Arztes Rollett (Bergstraße Nr. 131) ihren Sommeraufenthalt genommen hatte, herbeigeeilt. Er hieß Andreas Keller, nach anderen Koller, falls letzteres kein Druckfehler. Dem Hauer Josef Glaner, der sich in der Nähe befand, riß er die Haue aus den Händen, griff damit den Mörder, der sich mit dem Terzerol zu wehren versuchte, an und beschäftigte ihn so lange, bis der bei Rollett seit 1830 bedienstete Gärtnergehilfe Franz Tauscher auf den

Plan trat[6]). Dieser ging unerschrocken auf den Mörder los, packte ihn von rückwärts und riß ihn zu Boden[6]). Reindl, keinen anderen Ausweg sehend, versuchte sich zunächst durch einen Schuß in den Mund zu töten, doch die Kugel blieb im Gaumen stecken und verursachte keine erhebliche Verletzung[8]). Sein nächster Gedanke war daher, sich zu befreien und so richtete er sein drittes Terzerol auf Tauscher, der sich zum Schutze den Lederschirm seiner Kappe fest ins Gesicht zog. Dieser Schuß versagte[8]). Nun wollte Reindl ein im Stiefel verborgenes Stilett zu seiner Verteidigung oder zum Angriff hervorziehen, doch gelang es seinen Bedrängern, seine Hände zu fassen und diese mit dem Halstuch, das sich der Hauer Josef Glaner vom Halse riß, zu binden[8]). Nach Rollett[9]) war es das eigene Halstuch des Tauscher, was aber auf Täuschung beruhen dürfte. Während des ganzen Vorganges war König Ferdinand V., den Liegenden fest im Auge behaltend, in der Nähe und hatte den drei Männern zugerufen: „Halts'n! bindts'n! und bringts'n auf's Rathaus!", während sein Begleiter FML. Salis zitternd im Straßengraben gestanden sein soll[9]). Letzteres ist jedoch nicht recht mit dem Handschreiben des Kaisers Franz vom 20. August 1832 in Einklang zu bringen, womit dem FML. Salis wegen der ausgezeichneten Art, mit der er sich beim Angriff benahm, und wegen seiner sonstigen hervorragenden Dienstleistungen das Komthurkreuz des Leopoldordens verliehen wurde[10]). Mit Hilfe des inzwischen herbeigekommenen Fuhr-



Attentat auf König Ferdinand V

Votivbild vom Historienmaler Ludwig Beyfuß in der Kirche zu Maria=Zell

Photographie im Städtischen Museum, Baden



mannes Josef Bernscherer wurde der gefesselte Attentäter auf ein Fuhrwerk gesetzt und ins Badner Rathaus überführt, wo mit ihm das erste summarische Verhör angestellt wurde[6]). König Ferdinand V. eilte, seinem Vater im „Kaiserhaus“ am Hauptplatze von dem Anschlag Bericht zu erstatten, ihn zu beruhigen und gleichzeitig, ein Ausfluß seiner milden Gesinnung, für den Attentäter Fürbitte einzulegen[8]).

Gegenüber dieser offiziellen Darstellung zeigt die Erzählung des Vorfalls, wie ihn der damals dreizehnjährige Hermann Rollett als Augenzeuge miterlebte, insofern eine Abweichung, als Rollett, und der in seiner Familie umgehenden Erzählung folgt die Fürstin Metternich, von dem Eingreifen des Bedienten Keller nichts zu berichten weiß, sondern sofort den Hausgärtner Tauscher handelnd einführt. Rollett hörte nämlich den ersten Schuß, eilte zum Gitter des Vaterhauses und hierauf durchs Tor auf die Straße, und da bot sich ihm als Bild, daß Tauscher soeben einen Mann zu Boden warf[9]). Der Widerspruch zur offiziellen Darstellung ist demnach nur ein scheinbarer, denn Rollett berichtet eben nur das, was er sah, aber nicht das, was bereits, von ihm ungesehen, vorangegangen war. So stellt auch sein Bericht das Verdienst des Bedienten Keller, als erster tätig eingegriffen und den Attentäter mit Erfolg beschäftigt zu haben, nicht in den Schatten, wenn auch Rollett nur so ganz nebenbei und erst später, als es sich um das Binden der Hände des Attentäters handelte, den Bedienten kurz erwähnt. Im

Hause Rollett war man überhaupt darauf stolz, daß ein Angehöriger des Hauses, der Gärtner Tauscher, wenn auch nicht den König errettete, wie es etwas ungenau in einem Konzept des Wundarztes Anton Rollett, denn dieser ist der nach P. Tausig unbekannte Schreiber, hieß, so doch den Hauptanteil an der Überwältigung des Attentäters hatte, weshalb Anton Rollett den König Ferdinand V. schriftlich bat, sein Haus „zur Königsrettung" nennen zu dürfen, worauf jedoch nie eine Erledigung erfolgte[11]).

Daß Franz Tauscher aber durch sein tatkräftiges Zugreifen das Hauptverdienst an der Gefangennahme des Attentäters hatte, fand darin seine volle Anerkennung, daß er zur Belohnung seiner Tat schon mittags in der Uniform eines kaiserlichen Bedienten, steckte, als Leiblakai aufgenommen war und reichlich beschenkt wurde; in der Folge brachte er es bis zum Hof- und Saalkammerdiener und starb am 5. Jänner 1869 in Wien in Pension. Andreas Keller, ebenfalls reichlich beschenkt, erhielt die Zusicherung, daß ihm die nächste freiwerdende kaiserliche Leiblakaistelle werde. Der Hauer Josef Glaner und der Fuhrmann und Hausbesitzer Josef Bernscherer bekamen Geldgeschenke für ihre Mithilfe[12]).

Schon das erste summarische Verhör im Rathause in Baden stellte völlig klar, warum der Hauptmann Franz Reindl die mörderische Waffe gegen den Kronprinzen erhoben hatte. Es war kein politisches Attentat, spielte doch auch Ferdinand dam alsund späterhin politisch keine Rolle, sondern ein Attentat

aus Rachsucht. Franz Reindl[13]), ein unehelicher Sohn des Hauptmannes Franz Baron Ledebour und der Maria Reindl, war 1787 in Prag geboren worden und 1806 ins Feldartillerieregiment Nr. 1 als Kadett eingetreten. In langsamer Folge erklomm er die militärische Stufenleiter und diente bei verschiedenen Regimentern. 1806 war er Feuerwerker beim Bombardierkorps geworden, 1809 kam er als Fähnrich zum Infanterieregiment Nr. 3 und hier wurde er 1810 Unterleutnant. Im September 1813 rückte er beim Feldjägerbataillon Nr. 2 zum Oberleutnant vor, wurde im April 1814 Kapitänleutnant beim Infanterieregiment Nr. 47 und endlich 1822 Hauptmann im Feldjägerbataillon Nr. 4, welchen Truppenkörper er in der Folge mit den Infanterieregimentern Nr. 9 (1824) und 41 (1827) vertauschte. Er hatte die Feldzüge 1809, 1813, 1814, 1815 und 1821 den Zug gegen Neapel mitgemacht und sich immer und überall als tapferer und unternehmungslustiger Offizier erwiesen. Doch huldigte er schließlich immer mehr und mehr der Trunksucht, so daß er am 1. Oktober 1828 pensioniert werden mußte, wobei ihm eine gewisse Domizilbeschränkung auferlegt wurde. Der Aufenthalt in Wien war ihm zum Beispiel verboten. Die frühzeitig erfolgte Versetzung in den Ruhestand, seine andauernde Vorliebe für den Trunk, der Tod seiner Frau Katharina, die er 1820 geehelicht hatte, und seine unordentliche Lebensweise hatten ihn immer tiefer in den Schuldenstrudel gezogen und wiederholt hatte er von König Ferdinand V. Geld-

23*

aushilfen und Unterstützungen erbeten und auch erhalten. Als er aber 1832 neuerlich mit dem Ansuchen herantrat, es mögen ihm 900 fl. C. M. zugewiesen werden und König Ferdinand V. ihm, da er ja nicht der einzige war, der solche Geldaushilfen erbat und überdies schon wiederholt bedacht worden war, nur eine Gnadengabe von 100 fl. C. M. zukommen ließ, da ergrimmte Reindl in seiner verzweifelten Lage aufs heftigste und faßte den Entschluß, sich an seinem bisherigen Wohltäter zu rächen. Gedacht und getan war eines. Reindl fuhr nach Baden und am 9. August vollführte er den mißglückten Anschlag. All das gestand er selbst sofort nach der Einlieferung ins Badner Rathaus, sowie bei den wiederholten Verhören vor dem Wiener Militärgericht[14]). Er war ja noch am 9. August 1832 nachmittags in Begleitung eines Offiziers nach Wien geschafft worden, wobei es in dem an der Strecke liegenden Orte Neudorf zu einem erregten Auftritte kam. Die versammelte Menschenmenge wollte sich auf Reindl stürzen, was der Eskorteoffizier nur durch Entschlossenheit und Festigkeit verhindern konnte[15]). Bis zum 27. August saß Reindl in Untersuchungshaft. An diesem Tage begann das artikulierte Verhör und am 1. September 1832 verurteilte ihn das Kriegsgericht bei gleichzeitiger Kassierung zu lebenslänglicher Festungshaft in Eisen, welche er in der ungarischen Festung Munkacs abzubüßen hatte, wohin er am 14. Oktober 1832 abgeführt wurde. Doch hielt er es, trotz mancher Erleichterungen in

der Haft, die er sicherlich dem milden Herzen des Kaisers Ferdinand verdankte, dessen Fürbitte ihn ja auch vor dem Todesurteil bewahrt hatte, nur fünfzehn Jahre in der Kasemattenluft aus und starb 1847 als gebrochener Mann. Seine letzte Ruhestätte fand er im Festungsfriedhof zu Munkacs[16]). Kaiser Ferdinand hatte inzwischen Reindls Sohn, um den sich nach dem Attentate niemand angenommen hatte, erziehen lassen, wobei er bei der Abgabe des Befehls dazu die gütigen Worte: „Ich tu nur meine Schuldigkeit!“ sagte[16a]).

Die Entrüstung über den Mordanschlag war eine allgemeine, um so mehr als das Motiv der Tat ein durchaus verwerfliches war und gerade Ferdinand V. in seiner sprichwörtlichen Güte vor einem solchen Anschlag hätte gefeit sein sollen. Daß er mißlungen und Ferdinands Verletzung nur eine leichte war, rief allgemeine Befriedigung hervor. Als dieser am 10. August 1832 mit seiner Gemahlin Maria Anna zur Krainerhütte fuhr und dann beide im Park zu Fuß spazieren gingen, da empfingen sie überall Beweise der Liebe und Anhänglichkeit und als sie abends im Theater zu Baden erschienen, da herrschte ein unbeschreiblicher Jubel. Es wurden „Die Heirath durch die Güterlotterie“ von Karl Meisl und „Der Freund in der Noth“ von Adolf Bäuerle gespielt. Als das erste Stück zu Ende war, da sangen die Anwesenden die Volkshymne „Gott erhalte Franz den Kaiser“, wobei nach jeder Strophe dreimalige begeisterte Vivatrufe erschollen[17]).

Die Loyalität und Anhänglichkeit der Bevölkerung äußerte sich aber nicht nur spontan wie im obigen Fall, sondern kam in Dankfesten, Dankgebeten ꝛc. allenthalben zum Ausdruck. Daß dabei Baden voranging, mag selbstverständlich erscheinen. In der Pfarrkirche fand ein Dankgottesdienst und am 12. August 1832 anläßlich eines Festes auf der Hauswiese eine feierliche Jubelkundgebung für die kaiserliche Familie statt[18]). Die Erinnerung an den glücklichen Verlauf des Überfalls hielt der am 13. Juni 1833 eröffnete, an der Dreifaltigkeitssäule auf dem Hauptplatz der Stadt Baden angebrachte „Ferdinandsbrunnen“ wach[19]). Nicht minder aufrichtig war die Freude der Wiener offiziellen Kreise und der Bevölkerung. Am 15. August 1832 wurden Dankgottesdienste in der Wiener italienischen Nationalkirche und in der Pfarrkirche zu Altlerchenfeld abgehalten; am 18. August hatte die Wiener Israelitengemeinde ihren Dank abgestattet; am 19. August folgten der Magistrat der Stadt Wien in der St. Stephanskirche mit einem feierlichen Hochamt und die Wiener evangelische Gemeinde; am 26. August bezeugten das Versorgungshaus in St. Marx, die Pfarrgemeinden Leopoldstadt und Rossau und am 4. November 1832 die Pfarre Margarethen, letztere verbunden mit einer Fahnenstiftung, ihre loyalen Gesinnungen[20]). Bereits am 12. August hatte sich eine Abordnung des Wiener Magistrates und der Bürgerschaft, welche der Vizebürgermeister Josef Hollan führte, nach Baden begeben, um den Abscheu

der Bevölkerung über das Attentat dem Kaiser Franz auszudrücken; dieser, sowie die Kaiserin und das Königspaar empfingen die Abordnung in huldvoller Weise[21]). Selbst im fernen Tirol ließ Anna von Hofer, die Witwe nach Andreas Hofer, in ihrer Hauskapelle in Passeier einen Dankgottesdienst abhalten[22]). Im Markte Neudorf bei Baden feierte man anläßlich der Errettung des Königs am Sonntag, den 26. August 1832 auf der Besitzung des Herrn Kolb ein öffentliches Freudenfest, das einen sehr anregenden Verlauf nahm[23]). Und so hat noch mancher Ort sein Scherflein zu diesen Kundgebungen beigetragen, von denen die Nachwelt durch die emsige Registriertätigkeit der amtlichen „Wiener Zeitung" Kenntnis erhielt; viele dieser patriotischen Dankgottesdienste stellten sich gleichzeitig in den Dienst der öffentlichen Mildtätigkeit[24]). Ferdinand V. selbst blieb trotz des Vorgefallenen mit seiner Gemahlin noch bis zum 11. September in Baden, an welchem Tag er sich nach Schönbrunn begab[25]), kehrte aber in der Folge nie mehr wieder.

Aber nicht nur die Bevölkerung und die offiziellen Persönlichkeiten bekundeten offen ihre Anhänglichkeit an das Herrscherhaus, sondern auch eine Reihe von Dichtern griff in die Leyer, stimmte sie auf patriotischen Hochgesang und besang mehr oder minder schwungvoll das Ereignis unter Beigabe mannigfacher Vor- und Rückblicke. Es sind keine bedeutenden Sänger im Haine Apolls, die uns ihre Herzensergießungen hinterlassen haben, aber als Ausdruck der Zeit, als

Stimmungsbilder haben sie doch Anspruch auf Beachtung. Da ist zunächst F. C. Weidmann, ein vielseitiger Schriftsteller und gern gesehener Mitarbeiter verschiedener Zeitschriften des Vormärzes, zu nennen[26]), der seinem Abscheu über das Attentat in gebundener Form Ausdruck verlieh und die Treue und Liebe zu den Habsburgern betonte. Ähnlichen Gedanken gab der beliebte Vorstadtdramatiker Karl Meisl Ausdruck[27]), während der stürmische Karl Freiherr von Braun nach kurzer Schilderung des Vorfalls seine feste Zuversicht in Österreichs Stern bekundete[28]). Eine feierliche, gemessene Hymne, ohne Einzelheiten verfaßte Joachim Kopeßky[29]) und in vier Zeilen gab Professor Anton Josef Stein seine Meinung dahin kund, daß der Bliß nur unser Herz traf[30]). Gemeinsam ist allen diesen Gedichten, daß sie die Tat nur streifen und den Namen des Täters nicht nennen. Im Stile Uhlandscher und Voglscher Balladen dichtete Ludwig August Frankl sein Gedicht „Der neunte August 1832", das als Einzeldruck zum Besten der armen Schulkinder in Baden 1832 in Wien im Comptoir der Wiener Zeitung zum Preise von 10 Kreuzern C. M. erhältlich war[31]) und am 9. September 1832 in der Wiener Lehr- und Erziehungsanstalt der Frau Josefa Knoblich anläßlich einer öffentlichen Prüfung von einer Schülerin dieser Anstalt zum Vortrag gelangte[32]).

Zu den Kunstdichtern gesellte sich ein unbekannter Volksdichter, dessen bänkelartiges Gedicht in zwei, nur wenig voneinander abweichenden Drucken

erhalten ist[33]). Weder ein hervorragender Reimist noch ein gründlicher Kenner der Begebenheit war dieser Bänkeldichter, der nichts anderes tat, als den offiziellen Bericht, wie er im „Beobachter" vorlag[3]), rasch in ungelenke Reime zu bringen und diese Moritat durch den Druck in die Welt zu setzen, wobei es ihm freilich wie später dem Historiker Schimmer erging, daß er den nicht ganz klaren Bericht mißverstand und Reindl, noch bevor er zu Boden gerissen war, den zweiten Schuß gegen sich abfeuern ließ (Strophe 6), was nicht der Wirklichkeit (über diese oben S. 352) entsprach. Alles übrige, das der Bänkeldichter kurz anführt, hält sich an die historischen Tatsachen.

Lied vom König Ferdinand, Kronprinzen zu Österreich.

1. Errettet aus der Mörderhand
Hat Gott den König Ferdinand,
Die Hoffnung von ganz Österreich.
Wir danken, Herr, dir allzugleich.

2. Deß soll sich alles, groß und klein
Und alt und jung recht herzlich freun,
Weil, was zu Baden ist geschehn,
Wir darin Gottes Finger sehn.

3. Der Prinz ging ohne Furcht und Scheu,
Von aller bösen Ahnung frei,
Dort fröhlich nach Helena aus;
Doch kaum war er beim letzten Haus,

4. Schon lauert da mit Mörderwut
Der Reindl auf des Prinzen Blut.
Doch was vermag des Frevlers Tat,
Herr, gegen deinen Schutz und Rat!

5. Ein mörderisches Terzerol
Das teure Leben enden soll.
Doch blieb die Kugel im Gewand
Und ohne Kraft durch Gottes Hand.

6. Nun zielt auf sich der Bösewicht.
Der Schuß versagt, es knallet nicht.
Beherzte Männer eilen her
Und Reindl stellet sich zur Wehr.

7. Franz Täuscher[1]) greift ihn mutig an,
Auch Keller zeigt ihm seinen Mann
Und scharweis kommt das Volk herbei
Und schleppt zum Rathaus ihn, juchhei.

8. Der König trat ganz unverletzt
Zu seinen teuren Eltern jetzt.
Mit ihnen danken deiner Gnad,
Gott, wir, die ihn gerettet hat.

9. Beschütze, Herr, noch fernerhin
Das ganze Kaiserhaus und ihn!
So ruft in Östreich Land und Stadt
Und singt vom Herzensgrund: Vivat!
Vivat! Vivat! Vivat! Vivat!

Nicht nur im Liede wurde Reindl mehr oder minder ausführlich als verruchter Bösewicht hingestellt, auch der Roman bemächtigte sich seiner Gestalt.

[1]) Richtig: Tauscher.

Der Vielschreiber und Vielwisser Moritz Bermann[34]), der aber nur allzuoft die nötige Kritik und Selbstzucht vermissen läßt, schrieb 1876 einen weitausgesponnenen dreibändigen Kolportageroman „Das graue Haus oder Die neuen Geheimnisse von Wien", der den Hauptmann Reindl und dessen Pflegetöchterlein Franziska zu Hauptlhelden hat und Reindl bis zum Tode begleitet, insofern also den Untertitel „Historischer Roman" rechtfertigt. Betreffs des Attentats und der folgenden Szenen (I. S. 45 ff.), sowie der Verurteilung Reindls und der Belohnung der Beteiligten (I. S. 69 f.) folgte Bermann getreulich dem Bericht im „Österreichischen Beobachter"[3]), der demnach bei allen volkstümlichen Erzeugnissen über Reindls Tat Pate stand.

Daß auch die zeitgenössischen Zeichner und Maler sich den Stoff nicht entgehen ließen, erscheint wohl selbstverständlich. So findet sich im städtischen Archiv in Baden eine Spieluhr, auf der das Attentat von C. L. Hoffmeister im Bilde, wenn auch nicht völlig wahrheitsgetreu, festgehalten ist[35]). Gemäß der Rollettschen Überlieferung erscheinen hier nur zwei Männer, der Gärtner und der Hauer, mit dem Attentäter beschäftigt, was aber nicht der Wahrheit entspricht, da der Bediente Keller ebenfalls seinen entsprechenden Anteil an der Festnahme des Hauptmanns Reindl hatte. Völlig auf dem Boden der Tatsachen steht das zweite Bild, das am 1. Juli 1833 im Wallfahrtsorte Mariazell vom Wiener Geschäftsmann Alexander Toldt geopfert und den im übrigen

unbekannten Wiener akademischen Porträt- und Historienmaler Ludwig Beysuß zum Verfertiger hat, welcher nicht ohne Vorteil die offiziellen Berichte benützte[36]). Der geschäftstüchtige Kunsthändler J. Bermann in Wien ließ die günstige Gelegenheit nicht vorübergehen und brachte im August 1832 das erste in Kupferstich ausgeführte, wohlgetroffene Bildnis Ferdinands V. in den Handel, dem eine Zeichnung von Joh. Nep. Ender zugrunde liegt, nach der Josef Kovatsch den Stich besorgte[37]).

17. Das Fuchsenlied (1848)

Zu den heute noch beliebten und gern gesungenen Liedern, die in keinem Kommersbuche fehlen, gehört unstreitig „Was kommt dort von der Höh'?“, das sogenannte Fuchsenlied, das eine gar lange und wundersame Geschichte hinter sich hat. Es singt sich infolge seiner Weise so leicht und seine lederne Variationsfähigkeit findet immer und immer wieder Anklang, sodaß es noch viele Geschlechter in Schach und Bann halten wird, wenn es auch manchmal der Stumpfsinnstimmung ziemlich nahekommt.

Sein Ursprung liegt im Dunkeln und alle Versuche, es im 17. oder 18. Jahrhundert bereits nachzuweisen, scheiterten, denn erst im Jahre 1808 tritt das Lied ins helle Licht der Überlieferung[1]). Der Jurist Ernst Theodor Heinrich Melzer sammelte nämlich 1808 zu Wittenberg in einer Liederhandschrift Studentenlieder und darunter findet sich eine 35strophige Fassung unseres Liedes, das mit den Worten „Zu Nürnberg war ein Mann“ beginnt[2]). Späterhin erklang es unter dem Anfang „Bei Hall' ist eine Mühl'“[3]). Schließlich nahm es die heutige Form „Was kommt dort von der Höh'?“ an.

Kennzeichnend für dieses Lied ist, daß jede Strophe eigentlich nur aus einer Zeile besteht, die fünfmal wiederholt wird und die Wirkung demnach mehr auf melodischem als textlichem Gebiete liegt. Diese Art ist alt und Arthur Kopp konnte eine Reihe

von Texten zusammenstellen[4]), die diesem Schema folgen und alle mehr oder weniger durch die gleiche Weise zusammengehalten werden, während die Texte, wenn sie auch hie und da sich gegenseitig durchdringen, inhaltlich unabhängig voneinander sind. 1540 erscheint als erster Angehöriger dieser Sippe „Wir zogen in das Feld“. 1582 folgt „Ich schifft wohl übern Rhein“, das heute noch als „Ich ging wohl bei der Nacht“ weite Verbreitung hat. Dem 17. Jahrhundert entstammt der „Kirmesbauer“ (Es fuhr ein Bauer ins Holz), der ebenfalls seine Lebensfähigkeit bis in die Gegenwart erhielt und 1722 in Holbergs Komödie „Jeppe vom Berge“ als „Zu Leipzig war ein Mann“ erklingt, was des gleichen Anfanges wegen Veranlassung bot, das Lied „Was kommt dort von der Höh'?“ vor 1722 anzusetzen[5]). Aber mit Unrecht, wie Kopp nachwies, der die Beziehung auf den „Kirmesbauer“ herstellte[6]). Schließlich fügt sich in diese Gruppe auch noch das Kinderlied „Der Schneider hat eine Maus“ ein, womit die Fülle dieser Erscheinung, in der das Fuchsrittlied nur den späten „Studentenbastard“ vorstellt[7]), erschöpft ist.

Ebenso mannigfaltig aber wie die Gruppe selbst entwickelte sich das Fuchsenlied. Besonders im Jahre 1848 trieb es wunderliche Blüten und setzte frische Sprößlinge an, die in jenen fernen sturmbewegten Tagen allenthalben in den Kreisen der Wiener Studenten, die als wackere Legionäre die Freiheit verteidigen halfen, abgesungen und durch tausende von fliegenden Blättern verbreitet wurden. Alexander

Freiherr von Helfert, der Bibliograph dieser Wiener Tagesliteratur, die, als zu Ende Oktober 1848 wieder die Reaktion die Oberhand gewonnen hatte, verschwand, konnte [8]) nicht weniger als vier Fortsetzungen des Fuchsliedes und ein Lied auf die Polizei, das sich an das Fuchslied anschließt, nachweisen und mitteilen, daß bereits am 1. April im Theater an der Wien, als das Stück „Das bemooste Haupt oder der lange Israel" von Roderich Benedix über die Bretter ging, von der Bühne herab, unter großem Beifall der Zuhörer das „Fuchslied" abgesungen wurde [9]). Ja, die Beliebtheit dieses Fuchsliedes und seiner Fortsetzungen ging so weit, daß es an die Stelle der Volkshymne trat und der allgemeine Ausdruck für „Fortschritt, Freiheit und Hochsinn" wurde [10]). Und als am 19. August 1848 vor Kaiser Ferdinand im Anschluß an die Wiener Garnison und die Nationalgarde die akademische Legion auf dem Exerzierfelde vor dem Schottentor defilierte, da geschah dies nicht unter den Klängen der Volkshymne, sondern die akademische Musikkapelle stimmte das „Fuchslied" an [10]). Emil Ertl hat daher mit Recht in seinem Roman „Freiheit, die ich meine", der 1848 in Wiener Studentenkreisen spielt, die erste Strophe dieses Liedes verwendet, als die Studenten, empört über die vom Ministerium beschlossene Auflösung der akademischen Legion, am 25. Mai 1848 in Haufen über die Wollzeile zur Universität zur Verteidigung ihrer Freiheit zogen [11]). Und im Oktober war es erst recht das einigende Band, wie die Ausführungen Berthold Auer-

bachs beweisen, der darüber zu berichten weiß[12]): „In der ganzen Oktober-Bewegung war kein gemeinsames Lied aufgekommen, das in festen Worten die Stimmung der Gesamtheit in diesen Tagen ausprägte. Es ist dies nicht ohne Bedeutung. Sonderbarer Weise, oder auch mit der akademischen Legion zusammenhängend, ist das Fuchslied: ‚Was kommt dort von der Höh'' mit willkürlich wandelbarem untergelegtem Texte hier ein allgemeines Volkslied geworden, aber hauptsächlich nur die Melodie, keine bestimmten Worte."

Bisher nur bibliographisch bekannt, haben diese Lieder, die in fliegenden Blättern weit verbreitet waren und heute schon ziemlich selten sind, bis nun keinen Neudruck gefunden, obwohl sie einen solchen nicht nur aus stofflichem Interesse, sondern auch als Dokumente einer wildbewegten Zeit verdienen würden. Die Wiener Stadtbibliothek, welche eine große Sammlung von Liedern und Flugblättern des Jahres 1848 birgt, welche der Mitstreiter und Mitsänger L. A. Frankl gesammelt und so der Nachwelt erhalten hat, besitzt eine lückenlose Folge der Fuchslieder[13]). Deren Exemplare liegen den unten folgenden Abdrücken zugrunde, die nur in betreff der Interpunktion und Apostrophierung heutigen Anschauungen folgen, sonst aber wortgetreu sind.

Vom zweiten Teil des Fuchsliedes gibt es zwei Fassungen (Nr. I und II unten), welche beide verhaßte Gestalten und Dinge des vergangenen österreichischen Polizeistaates unter die kritische Sonde

nahmen und besonders dem Spitzeltum, von dem man damals hoffte, daß es nunmehr endgültig abgetan sei, an den Leib rückten. Der Polizeispitzel, auch Naderer oder Angeber genannt, war eine traurige Erscheinung in Altösterreich und eine merkwürdige, vom Staate großgezogene und geförderte Gestalt, der überall sein Unwesen trieb und in den höchsten und tiefsten Schichten zu Hause war, viel Unheil anrichtete und manches Glück zerstörte. Man wird daher den Freudenausbruch begreifen, der sein Verschwinden begleitete (unten Nr. I, Strophe 4 f., 12 bis 26; Nr. II, Strophe 16 f.), hatte doch die Freiheit keinen Platz mehr für ihn. Freilich, später tauchte er wieder auf und heute noch bezeichnet der Wiener Volksmund einen Geheimagenten der Polizei (Detektive) mit „Spitzel". Gleichzeitig mit diesem fielen auch der bis dahin allmächtige und gefürchtete Zensor, der jede freie Meinungsäußerung zu unterdrücken hatte (unten Nr. I, Strophe 6 f. und Nr. II, Strophe 14 f.) und der nicht minder gehaßte „Haslinger" (Stock aus Haselholz) der Verachtung anheim (unten Nr. II, Strophe 18 bis 20), denn die Freiheit kannte keine Zensur und keine Prügel mehr. Dafür aber hatte sie andere Prügelknaben und das waren die Vertreter des alten Systems, die man in Bausch und Bogen verdammte und übersah, daß sie oftmals nur Ausübende einer Anschauung waren, die ihnen selbst aufgedrängt wurde. Vor allem freute man sich, daß der allmächtige Staatskanzler Metternich am 13. März 1848 dem Volke zum Opfer gefallen und aus Österreich fort-

gezogen war, um in England, wo er mit seiner Familie eine ehrende Unterkunft gefunden hatte, der Vergänglichkeit alles Irdischen nachzugrübeln (unten Nr. I, Strophe 8 f.; Nr. II, Strophe 6 f.). Aber auch des Grafen Albert Raimund Montecuculi (1802 bis 1852), Cucoli genannt, gedachte man gerade nicht besonders ehrenvoll (unten Nr. I, Strophe 10 f.), obwohl er es doch als Landmarschall der niederösterreichischen Stände gewagt hatte, am 13. März Metternich entgegenzutreten, eine Audienz bei Kaiser Ferdinand zu erzwingen und so mittelbar die Ursache war, daß Metternich gegangen wurde[14]). Mit diesem als Meister war auch der Bürgermeister von Wien Ignaz Czapka Ritter von Winstetten (1791 bis 1881)[15]) gefallen, der seit 1838 als höchst fähiger Mann an der Spitze des Wiener Gemeinwesens stand, zwar nur als ernanntes Oberhaupt der Stadt, aber als solches viele nützliche Einrichtungen geschaffen hatte, wodurch er sich zahlreiche Neider zuzog. Der Hauptgrund für seinen Sturz lag aber darin, daß man ihn als Günstling Metternichs und als kleinen Despoten und Tyrannen ansah, den besonders die Geschäftswelt haßte, da er eine Konsumentenpolitik vertrat und 1833 die Fleischhauer zu Paaren getrieben hatte[16]). Und diese waren es auch, die ihn am 16. März 1848 tätlich bedrohten, so daß er Wien verlassen mußte (unten Nr. II, Strophe 8 f.), erst 1849 zurückkehren konnte und 1856 als Polizeidirektor wieder in Amt und Würden gelangte[16]). Nicht minder unbeliebt war Graf Heinrich Bombelles (1789 bis

1850)[17]), den man im Wortspiel mit „Pampaletsch" (kleines, ungezogenes Kind) als „Bombeletsch" bezeichnete (unten Nr. II, Str. 12), der seit 1836 Ajo der Kinder des Erzherzogs Franz Karl und somit der Erzieher des nachmaligen Kaisers Franz Josef war. Er hatte sich am 17. Mai 1848 mit dem Kaiser und der kaiserlichen Familie nach Innsbruck begeben und galt als einer der Hauptvertreter des reaktionären Systems, der in Innsbruck Kaiser Ferdinand ungünstig beeinflußte (unten Nr. II, Strophe 12 f.)[18]). Ebenso war auch Karl Ludwig Graf Ficquelmont, unten Flügelmann geheißen, unter den Verfehmten (unten Nr. II, Strophe 10 f.); seine Ministerpräsidentschaft war kurz, sie dauerte nur vom 21. April bis zum 4. Mai 1848, nachdem man ihn am 2. Mai einer Katzenmusik würdig erachtet hatte[19]).

Faßt man die in beiden Liedern erwähnten Personen ins Auge, so ergeben sich daraus für die Datierung nicht unwichtige Anhaltspunkte. Da Metternich im ersten Liede (unten Nr. I) noch nicht von Österreich abgereist ist und Montecuculi, der nur am 13. März 1848 aktiv auftrat, eine Rolle spielt, ebenso die Preßfreiheit bereits gewährt ist (14. März), so fällt das Lied vor den 22. März 1848, dem Tage von Metternichs Abreise aus Feldsberg[20]), und vor den 29. März, der die Auflösung der Obersten Polizei- und Zensurhofstelle brachte und damit auch den Zensor, dessen Vorhandensein unser Lied noch voraussetzt, fällte; es gehört also in die zweite Hälfte der Märztage (14. bis 22. März). Die zweite Fassung des 2. Teiles (unten

24*

Nr. II) setzt bereits Metternichs Eintreffen in England, das am 21. April 1848 erfolgte[21]), voraus und spricht von Plänen des Bombelles, ist demnach, da die kaiserliche Familie mit Bombelles am 17. Mai in aller Stille Schönbrunn verlassen hatte und am 20. Mai in Innsbruck eingetroffen war, frühestens in den letzten Tagen des Mai 1848, spätestens aber vor dem Sturz des Bombelles, der vor Ende Juli 1848 erfolgte[18]), entstanden.

I.

Der 2. Theil vom Fuchslied als Fortsetzung des allgemein beliebten Studentenliedes: „Was macht der Herr Papa"[22]).

1.

Was kommt dort von der Höh',
Was kommt dort von der Höh',
Was kommt dort von der ledernen Höh',
Sa! Sa! ledernen Höh',
Was kommt dort von der Höh'?

2.

Es ist der Schinderknecht,
Es ist der Schinderknecht,
Es ist der lederne Schinderknecht,
Sa! Sa! Schinderknecht,
Es ist der Schinderknecht.

3.

Was bringt der Schinderknecht,
Was bringt der Schinderknecht,
Was bringt der lederne Schinderknecht,
Sa! Sa! Schinderknecht,
Was bringt der Schinderknecht?

4.

Er bringt ein Spitzel her,
Er bringt ein Spitzel her,
Er bringt ein ledernes Spitzel her,
Sa! Sa! Spitzel her,
Er bringt ein Spitzel her.

5.

Ihr Diener, meine Herrn,
Ihr Diener, meine Herrn,
Ihr Diener, meine ledernen Herrn,
Sa! Sa! ledernen Herrn,
Ihr Diener, meine Herrn.

6.

Was macht der Herr Censor,
Was macht der Herr Censor,
Was macht [der] lederne Herr Censor,
Sa! Sa! Herr Censor,
Was macht der Herr Censor?

7.

Er kratzt sich hinter'm Ohr,
Er kratzt sich hinter'm Ohr,
Er kratzt sich hinter'm ledernen Ohr,
Sa! Sa! ledernen Ohr,
Er kratzt sich hinter'm Ohr.

8.

Was macht der Metternick,
Was macht der Metternick,
Was macht der lederne Metternick,
Sa! Sa! Metternick,
Was macht der Metternick?

9.

Er dreht sich einen Strick,
Er dreht sich einen Strick,
Er dreht sich einen ledernen Strick,
Sa! Sa! ledernen Strick,
Er dreht sich einen Strick.

10.

Was macht der Cucoli,
Was macht der Cucoli,
Was macht der lederne Cucoli,
Sa! Sa! Cucoli,
Was macht der Cucoli?

11.

Er trinkt Krampampuli,
Er trinkt Krampampuli,
Er trinkt den ledernen Krampampuli,
Sa! Sa! Krampampuli,
Er trinkt Krampampuli.

12.

Trinkt auch der Spitzel Schnaps,
Trinkt auch der Spitzel Schnaps,
Trinkt auch der Spitzel ledern' Schnaps,
Sa! Sa! ledernen Schnaps,
Trinkt auch der Spitzel Schnaps?

13.

Ein Bischen Rips und Raps,
Ein Bischen Rips und Raps,
Ein Bischen ledernen Rips und Raps,
Sa! Sa! Rips und Raps,
Ein Bischen Rips und Raps.

14.

Das freut den Spitzel sehr,
Das freut den Spitzel sehr,
Das freut den ledernen Spitzel sehr,
Sa! Sa! Spitzel sehr,
Das freut den Spitzel sehr.

15.

Doch sind die Gläser leer,
Doch sind die Gläser leer,
Doch sind die ledernen Gläser leer,
Sa! Sa! Gläser leer,
Doch sind die Gläser leer.

16.

Raucht auch der Spitzel gern,
Raucht auch der Spitzel gern,
Raucht auch der lederne Spitzel gern,
Sa! Sa! Spitzel gern,
Raucht auch der Spitzel gern?

17.

Dreikönig[1], meine Herrn,
Dreikönig, meine Herrn,
Dreikönig, meine ledernen Herrn,
Sa! Sa! lederne Herrn,
Dreikönig, meine Herrn.

18.

Dreikönig, ey, ey, ey,
Dreikönig, ey, ey, ey,
Dreikönig, ledernes ey, ey, ey,
Sa! Sa! ey, ey, ey,
Dreikönig, ey, ey, ey.

---

[1] Eine in Wien beliebte Tabakmischung.

19.

Hier hat der Spitzel Heu,
Hier hat der Spitzel Heu,
Hier hat der lederne Spitzel Heu,
Sa! Sa! Spitzel Heu,
Hier hat der Spitzel Heu.

20.

O weh! mir wird's so schlecht,
O weh! mir wird's so schlecht,
O weh! mir wird's so ledern schlecht,
Sa! Sa! ledern schlecht,
O weh! mir wird's so schlecht.

21.

Geschieht dem Spitzel recht,
Geschieht dem Spitzel recht,
Geschieht dem ledernen Spitzel recht,
Sa! Sa! Spitzel recht,
Geschieht dem Spitzel recht.

22.

Verzeihung, meine Herrn,
Verzeihung, meine Herrn,
Verzeihung, meine lederne Herrn,
Sa! Sa! lederne Herrn,
Verzeihung, meine Herrn.

23.

Ich will mich schon bekehr'n,
Ich will mich schon bekehr'n,
Ich will mich schon nun auch bekehr'n,
Sa! Sa! ganz bekehr'n,
Ich will mich schon bekehr'n.

24.

Und jeden Burschen ehr'n
Und jeden Burschen ehr'n
Und jeden braven Burschen ehr'n,
Sa! Sa! Burschen ehr'n
Und jeden Burschen ehr'n.

25.

Fort mit dem Stock und Hut,
Fort mit dem Stock und Hut,
Fort mit dem ledernen Stock und Hut,
Sa! Sa! Stock und Hut,
Fort mit dem Stock und Hut.

26.

Jetzt sind wir wieder gut,
Jetzt sind wir wieder gut,
Jetzt sind wir wieder ledern gut,
Sa! Sa! ledern gut,
Jetzt sind wir wieder gut.

27.

Eins und zwei ist drei,
Eins und zwei ist drei,
Eins und zwei ist ledern drei,
Sa! Sa! ledern drei,
Eins und zwei ist drei.

28.

Der Bursch ist wieder frei,
Der Bursch ist wieder frei,
Der Bursch ist wieder vogelfrei,
Sa! Sa! vogelfrei,
Der Bursch ist wieder frei.

II.

Zweiter Theil zum Studentenliede: Der lederne Fuchs. Nach der bekannten Melodie[23]).

1.

Kommt, Burschen, schenket ein, kommt, Burschen, schenket ein,
Kommt, Burschen, schenket ledern ein, ça, ça, ledern ein,
Kommt, Burschen, schenket ein.

2.

Trinkt auch der Fuchs ein Bier, trinkt auch der Fuchs ein Bier,
Trinkt auch der lederne Fuchs ein Bier, ça, ça, Fuchs ein Bier,
Trinkt auch der Fuchs ein Bier?

3.

Zu dienen, meine Herrn, zu dienen, meine Herrn,
Zu dienen, hochverehrte Herrn, ça, ça, verehrte Herrn,
Zu dienen, meine Herrn.

4.

So stoß' er mit uns an, so stoß' er mit uns an,
So stoß' er mit uns ledern an, ça, ça, ledern an,
So stoß' er mit uns an.

5.

Zum Wohlsein, meine Herrn, zum Wohlsein, meine Herrn,
Zum Wohlsein, hochverehrte Herrn, ça, ça, verehrte Herrn,
Zum Wohlsein, meine Herrn.

6.

Was macht der maître nich, was macht der maître nich,
Was macht der lederne maître nich, ça, ça, maître nich,
Was macht der maître nich?

7.

In England ist ein Haus, da schaut er traurig 'raus,
In England ist ein ledernes Haus, ça, ça, ledernes Haus,
Da schaut er traurig 'raus.

8.

Was macht der Herr Czapka, was macht der Herr Czapka,
Was macht der lederne Herr Czapka, ça, ça, Herr Czapka,
Was macht der Herr Czapka?

9.

Er ist schon abgefahr'n, er ist schon abgefahr'n,
Er ist schon ledern abgefahr'n, ça, ça, abgefahr'n,
Er ist schon abgefahr'n.

10.

Was macht der Flügelmann, was macht der Flügelmann,
Was macht der lederne Flügelmann, ça, ça, Flügelmann,
Was macht der Flügelmann?

11.

Der ist bald abmarschirt, der ist bald abmarschirt,
Der ist bald ledern abmarschirt, ça, ça, abmarschirt,
Der ist bald abmarschirt.

12.

Was macht der Bombeletsch, was macht der Bombeletsch,
Was macht der lederne Bombeletsch, ça, ça, Bombeletsch,
Was macht der Bombeletsch?

13.

Er schmiedet einen Plan, er schmiedet einen Plan,
Er schmiedet einen ledernen Plan, ça, ça, ledernen Plan,
Er schmiedet einen Plan.

14.

Was macht der Herr Censor, was macht der Herr Censor,
Was macht der lederne Herr Censor, ça, ça, Herr Censor,
Was macht der Herr Censor?

15.

Er hängt im Spiritus, er hängt im Spiritus,
Er hängt im ledernen Spiritus, ça, ça, Spiritus,
Er hängt im Spiritus.

16.

Was macht das Spitzel-Heer, was macht das Spitzel-Heer,
Was macht das lederne Spitzel-Heer, ça, ça, Spitzel-Heer,
Was macht das Spitzel-Heer?

17.

Es ist im Ruhestand, es ist im Ruhestand,
Es ist im ledernen Ruhestand, ça, ça, Ruhestand,
Es ist im Ruhestand.

18.

Was macht der Haslinger, was macht der Haslinger,
Was macht der lederne Haslinger, ça, ça, Haslinger,
Was macht der Haslinger?

19.

Er ist im gläsern' Sturz, er ist im gläsern' Sturz,
Er ist im gläsern' Leder-Sturz, ça, ça, Leder-Sturz,
Er ist im gläsern' Sturz.

20.

Das Prügeln hat ein End', das Prügeln hat ein End',
Das lederne Prügeln hat ein End', ça, ça, hat ein End',
Das Prügeln hat ein End'.

Josef Alexander Freiherr von Helfert, selbst ein Teilnehmer an den Gewittertagen des Jahres 1848, wollte sämtliche Fuchslieder in den Monaten Juli und August entstanden sein lassen[24]), was aber aus inneren Gründen, wenigstens für die beiden Fassungen des zweiten Teiles nicht zutrifft, wie schon oben auseinandergesetzt wurde. Aber auch der dritte Teil dürfte schwerlich im Juli gedichtet worden sein, hat er doch Handlungen des Kaisers Nikolaus von Rußland (1796 bis 1855) zur Voraussetzung. Dieser war der Revolution sehr abhold, hatte bereits im März seine Truppen auf Kriegsfuß gesetzt und am 4. April ein geharnischtes Manifest gegen die Pest, so nannte er die Revolution, erlassen. Als aber Wrangel mit preußischen Truppen und Freischärlern anfangs Mai 1848 in Schleswig-Holstein eingerückt war, da stellte sich Zar Nikolaus energisch auf Seite Dänemarks. Über Einflußnahme des Lord Henry Palmerston, der eine für England nicht günstige tätliche Einmischung Rußlands fürchtete, räumte Wrangel am 13. Mai Jütland[25]). Auf diese Ereignisse spielt unser Lied mit dem Herrn Niklo und der Drohung mit den deutschen Wixen (Hieben) an. Seine Entstehung fällt daher ebenfalls in die zweite Maihälfte des Jahres 1848. Der Verfasser, Klemens Franz Stix (1822 bis 1872), damals akademischer Legionär und später Sekretär des Josefstädter Theaters in Wien, betätigte sich auch sonst dichterisch[26]).

III.

Der 3. Theil vom Fuchslied als Fortsetzung des allgemein beliebten Studentenliedes: Was macht der Herr Papa. Von Cl. Fr. Stix[27]).

1.

Was macht der Herr Niklo,
Was macht der Herr Niklo,
Was macht der lederne Herr Niklo,
Sa, sa, Herr Niklo,
Was macht der Herr Niklo?

2.

Er schwingt die Knute schon,
Er schwingt die Knute schon,
Er schwingt die lederne Knute schon,
Sa, sa, Knute schon,
Er schwingt die Knute schon!

3.

Was will der Herr Poltron,
Was will der Herr Poltron,
Was will der lederne Herr Poltron,
Sa, sa, Herr Poltron,
Was will der Herr Poltron?! —

4.

Er will uns Krampus seyn,
Er will uns Krampus seyn,
Er will uns lederner Krampus seyn,
Sa, sa, Krampus seyn,
Er will uns Krampus seyn! —

5.

Doch wir sind Kinder nicht,
Doch wir sind Kinder nicht,
Doch wir sind lederne Kinder nicht,
Sa, sa, Kinder nicht,
Doch wir sind Kinder nicht! —

6.

D'rum lieber Herr Niklo,
D'rum lieber Herr Niklo,
D'rum lieber lederner Herr Niklo,
Sa, sa, Herr Niklo,
D'rum lieber Herr Niklo:

7.

Bleib' er nur fein zu Haus,
Bleib' er nur fein zu Haus,
Bleib' nur er Lederner fein zu Haus,
Sa, sa, fein zu Haus,
Bleib' er nur fein zu Haus! —

8.

Sonst kriegt er deutsche Wix,
Sonst kriegt er deutsche Wix,
Sonst kriegt er deutsche lederne Wix,
Sa, sa, deutsche Wix, —
Sonst kriegt er deutsche Wix!

Ganz zeitlos sozusagen ist der vierte Teil des Fuchsenliedes, der sich gegen die Gutsbesitzer, deren getreue Knechte und Diener und deren Lotterwirtschaft wendet und keinerlei innere Anhaltspunkte bietet, um daraus die Zeit der Entstehung festlegen zu können. Er könnte, da ihm ja die drei anderen

Teile vorausgingen, etwa in den Juni oder Juli 1848 fallen. Bemerkenswert ist der Spott auf die Tschechen (Strophe 11 f.), die der Wiener immer gerne als diebisch hinzustellen pflegte.

IV.

Der 4. Theil vom Fuchslied: Bauernlied[28]).

1.

Was macht der g'strenge Herr,
Was macht der g'strenge Herr,
Was macht der gelbe g'strenge Herr,
Sa! Sa! g'strenge Herr,
Was macht der g'strenge Herr?

2.

Er hat ein Herz von Filz,
Er hat ein Herz von Filz,
Er hat ein Herz von groben Filz,
Sa! Sa! groben Filz,
Er hat ein Herz von Filz.

3.

Was macht die g'strenge Frau,
Was macht die g'strenge Frau,
Was macht die gnädige g'strenge Frau,
Sa! Sa! g'strenge Frau,
Was macht die g'strenge Frau?

4.

Sie reicht die Hand zum Kuß,
Sie reicht die Hand zum Kuß,
Sie reicht die lederne Hand zum Kuß,
Sa! Sa! Hand zum Kuß,
Sie reicht die Hand zum Kuß.

5.

Was macht der Actuar,
Was macht der Actuar,
Was macht der pfiffige Actuar,
Sa! Sa! Actuar,
Was macht der Actuar?

6.

Er pfändt die Bauern aus,
Er pfändt die Bauern aus,
Er pfändt die armen Bauern aus,
Sa! Sa! Bauern aus,
Er pfändt die Bauern aus.

7.

Was macht denn seine Frau,
Was macht denn seine Frau,
Was macht denn seine stolze Frau,
Sa! Sa! stolze Frau,
Was macht denn seine Frau?

8.

Sie nimmt Präsenten an,
Sie nimmt Präsenten an,
Sie nimmt gar gern Präsenten an,
Sa! Sa! Präsenten an,
Sie nimmt Präsenten an.

9.

Was macht der Diener denn,
Was macht der Diener denn,
Was macht der Herrschaftsdiener denn,
Sa! Sa! Diener denn,
Was macht der Diener denn?

10.

Er sperrt die Bauern ein,
Er sperrt die Bauern ein,
Er sperrt die armen Bauern ein,
Sa! Sa! Bauern ein,
Er sperrt die Bauern ein.

11.

Was macht sein böhmisch' Weib,
Was macht sein böhmisch' Weib,
Was macht sein boßhaft böhmisch' Weib,
Sa! Sa! boßhafts Weib,
Was macht sein böhmisch' Weib?

12.

Sie schnipft den G'fang'nen 's Brot,
Sie schnipft den G'fang'nen 's Brot,
Sie schnipft den armen G'fang'nen 's Brot,
Sa! Sa! G'fang'nen 's Brot,
Sie schnipft den G'fang'nen 's Brot.

13.

Was macht der Richter denn,
Was macht der Richter denn,
Was macht der g'scheidte Richter denn,
Sa! Sa! Richter denn,
Was macht der Richter denn?

14.

Er halt's mit'n g'strengen Herrn,
Er halt's mit'n g'strengen Herrn,
Er halt's mit'n gelben g'strengen Herrn,
Sa! Sa! g'strengen Herrn,
Er halt's mit'n g'strengen Herrn.

Das letzte der Lieder nimmt die löbliche Polizei und das bestgehaßte Spitzeltum aufs Korn und hofft, daß der Spitzel für immer verschwunden sei[29]). Vergebene Hoffnung. Er kehrte bald wieder! Der Verfasser gehörte den studentischen Kreisen nicht an, ist aber auch kein bußfertiger und reuevoller Spitzel, wie der Titel vorgibt.

V.

Ein Lied ganz neu, Von der alten Polizei! Von einem bußfertigen und reuevollen Spitzel. Nach der beliebten Melodie des Fuchsliedes[1].

1.

Was macht die Polizei?
Was macht die Polizei?
Was macht die lederne Polizei?
Sa! Sa! Polizei!
Was macht die Polizei?

2.

Sie schickt die Spitzel aus!
Sie schickt die Spitzel aus!
Sie schickt infame Spitzel aus,
Sa! Sa! Spitzel aus!
Sie schickt die Spitzel aus! —

---

[1] Ich bitte die „braven Studenten“ hunderttausendmal um Vergebung, daß ich es wage, ein „Spitzellied“ nach der Melodie eines Studentenliedes zu machen, aber ich wollte ihnen dadurch meine Anhänglichkeit zeigen und die Simpathie, die ich für sie hege; dieß die Ursache.

3.

Was ist ein Spitzel denn?
Was ist ein Spitzel denn?
Ein Spitzel ist ein Schuftenhund,
Sa, Sa, Schuftenhund,
Ein Spitzel ist ein Hund!

4.

Was thut ein Spitzel denn?
Was thut ein Spjtzel denn?
Er spioniret Alles aus —
Sa! Sa! Alles aus!
Spioniret aus! —

5.

Wem sperrt der Spitzel ein?
Wem sperrt der Spitzel ein?
Der Spitzel sperrt Unschuld'ge ein!
Sa! Sa! Unschuld'ge ein!
Er sperrt Unschuld'ge ein! —

6.

Was g'schieht dem Spitzel dann?
Was g'schieht dem Spitzel dann?
Wenn jetzt der Spitzel g'fangen wird!
Sa! Sa! g'fangen wird!
Was g'schieht dem Spitzel dann?

7.

Man schiebt den Spitzel fort!
Man schiebt den Spitzel fort!
Man schiebt ihn auf'n Schubkarren fort!
Sa! Sa! Schubkarren fort,
Man schiebt den Spitzel fort! —

8.

Kommt dann der Spitzel noch?
Kommt dann der Spitzel noch?
Der Spitzel kommt dann nimmermehr!
Sa! Sa! nimmermehr!
Der Spitzel kommt nicht mehr!

18. Zwei Deutschmeisterlieder des vorigen Jahrhunderts

Beinahe jedes der altehrwürdigen, nun aufgelösten österreichischen Infanterieregimenter hat seinen Geschichtsschreiber gefunden, hat seine gedruckte Geschichte aufzuweisen. Alles, was an ruhmreicher Vergangenheit das Einzelregiment beherbergte, was an soldatischem Geist in ihm lebte und was wert war und ist, der Zukunft zur Nachahmung überliefert zu werden, hat in diesen Geschichten seinen Niederschlag gefunden. Die äußere Geschichte der Regimenter ist so für alle Zeiten festgelegt. Wer aber über Stimmungen, über Gefühlsmomente und über all das Aufschluß darin sucht, was dem Soldaten- und im besonderen dem Regimentsleben seinen eigenen, einzigartigen Reiz verlieh, der wird darin vergebens blättern und höchstens zwischen den Zeilen hie und da etwas derartiges herausfühlen können.

Diese innere Geschichte, diesen Regimentsgeist in Krieg und Frieden bieten nur die dichterischen Äußerungen der Soldaten, die in den handschriftlichen Liederbüchern einzelner ihren Niederschlag gefunden haben und von Rekruten- zu Rekrutengeschlecht sich mehr oder weniger forterbten. Jedes Regiment hatte, wenn man so sagen darf, eine Note für sich, die im Gefühlsleben ihren Ausdruck fand und durch den Charakter der Bevölkerung, aus der sich das Regiment

ergänzte, bedingt war. Es ist klar, daß viele dieser Äußerungen des Soldaten- und Volksgeistes weit verbreitet waren, vielen Regimentern eigneten und allgemein soldatischen Charakter trugen. Daneben fanden sich aber stets solche, die ihrem ganzen Wesen und ihrem Inhalt nach nur einem Einzelregiment zugehören konnten, da sie dessen Gepräge zeigten, Fleisch von dessen Fleisch und Blut von dessen Blut waren wie etwa die von Raimund Zoder[1]) mitgeteilten Deutschmeisterlieder echte Kinder dieses „harben Weanaregiments“ sind. Um demnach in den Geist jedes Einzelregimentes einzudringen, wird es sich empfehlen, neben die Regimentsgeschichten Regimentsliederbücher zu stellen, um so die äußere und innere Geschichte, um so das Regiment in seiner Gänze als Einzelwesen historisch erfassen zu können.

Als kleiner Beitrag zur Kenntnis des harben, übersprudelnden, nur ungern sich beschränkenden und beschränken lassenden Deutschmeister- oder Wienergeistes können auch nachfolgende zwei Lieder dienen, welche den soldatischen Anfänger, den Rekruten, zum Gegenstande haben, dem es nur schwer einleuchtet, daß er nun kein Freiherr mehr sondern ein Soldat ist. In gemütlicher Weise versucht er auf alle mögliche Art in den ersten acht Wochen der Abrichtung, die seine Freizügigkeit sehr beschränkt, sich diese in Form eines Urlaubs oder in anderer Weise, wenigstens auf kurze Zeit zurückzuerobern, aber vergebens. Der gestrenge Herr Hauptmann ist und muß im Interesse des Dienstes unerbittlich sein und der Rekrut findet

sich schließlich in seine neue Lage, wo er den Kaiser zu seinem Herrn hat.

Die seinerzeitige Beliebtheit dieser beiden Lieder, genannt „Deutschmeister Rekruten-Lied“ und „Der urlaublustige Deutschmeister-Rekrut“, beweist die Art ihrer Verbreitung als fliegendes Blatt. Saß da in Urfahr bei Linz von 1862 bis 1892 ein Drucker, namens Philipp Kraußlich, der jahraus und jahrein die Lande mit seinen Flugblättern, die auf allen Jahrmärkten ꝛc. um billiges Geld (5 Kreuzer) zu erhalten waren, überschwemmte. Er brachte nur populäre, vielbegehrte Lieder und eines seiner Flugblätter, wovon ein Exemplar die Hofbibliothek in Wien bewahrt[2]), bietet diese beiden Lieder in untenstehender, nur betreffs der Satzzeichen und Apostrophierung hier geregelten Form.

Man könnte, nachdem beide Lieder zusammen unter der Aufschrift „Der Rekrut“ aus Ilz in Steiermark, wenn auch mannigfach abweichend[3]), durch Anton Schlossar[4]) gedruckt vorliegen, zunächst im Zweifel sein, ob beide überhaupt den Deutschmeistern angehören, beziehungsweise Wienergeist verraten. Aber schon die sprachliche Seite der Lieder, wie die Ausdrücke Kluft für Gewand, ferm geigen u. a., sowie die stark an den Volkssängerton gemahnende Diktion weisen unbedingt auf Wien als deren Entstehungsort und nicht auf die schöne grüne Steiermark. Wozu auch die Wendung (Lied I. Strophe 11):

„Er ist ein lustiges Wiener Glied;
Jetzt laß er mich in Fried,“

trefflich paßt, die sich in Steiermark die Umänderung in (Schlossar, Nr. 278, Strophe 6):

„Er is a lustiges Steirerkind,
Jetzt laß er mich in Fried."

gefallen lassen mußte, wodurch der Reim zerstört wurde. Die Zusammenschweißung beider Lieder in ein Lied, wie sie die steirische Fassung zeigt, ist überhaupt nicht ursprünglich und wirkt störend. Denn die Drohung mit dem Stockhaus (Schlossar, Strophe 6 Lied I. Strophe 11) bildet einen so kategorischen Abschluß, daß es völlig unmilitärisch wäre, wenn der Abgewiesene nun neuerlich eine Urlaubsbitte vorbringen würde.

Es liegen vielmehr gemäß dem fliegenden Blatt, das die Verhältnisse richtig bewahrt hat, zwei Lieder vor, welche durch zwei gemeinsame Strophen (Lied I. Strophe 5, 6 = Lied II. Strophe 1, 2) gewisse Berührungspunkte aufweisen, wobei es aber fraglich bleibt, welchem Liede diese Strophen ursprünglich eignen und ob das zweite Lied durch Erweiterung des ersten entstand. Sicher ist nur, daß das zweite beliebter wurde und ist als das erste, dessen Transport- und Stockhaus heute nicht mehr verstanden werden, und daß es bereits öfter gedruckt wurde, so von Heinrich Dieter[5]) und Bernhard Paumgartner[6]), freilich in Texten, die von Wien losgelöst und verallgemeinert sind, was in gewissen Veränderungen der ersten Strophe zum Ausdrucke kommt. Hingegen bietet die Fassung, welche Eduard Kremser[7]) überlieferte, nicht nur wieder den ursprünglichen Text, sondern auch eine kecke

Wiener Weise mit anschließendem Jodler, die ebenso wie die Worte Josef Rueff ersann. Diese Weise drang in die Lande hinaus und ist heute Gemeingut geworden, denn sowohl die von Dieter als die von Paumgartner und Arthur Kutscher[8]) mitgeteilte decken sich völlig mit ihr.

Was am ersten Liede auffällig erscheinen mag, ist die Erwähnung des Schloßberges (Strophe 10), der auf Graz hinzuweisen scheint und wodurch es erklärlich wäre, daß das Lied gerade in Steiermark weite Verbreitung fand. Diese Beziehung auf Graz ist jedoch nur eine zufällige. Wenn die Edelknaben auch von 1869—1871 in Graz in Garnison lagen[9]), so ist das Lied doch älter. Denn der seinerzeit äußerst beliebte, im Jahre 1863 verstorbene Wiener Volkssänger Johann Baptist Moser dichtete auf das damals in Mode gekommene Lied „I bitt', Herr Hauptmann, bitt' recht schön", das mit unserem Liede bekanntlich zwei Strophen gemeinsam hat, ein Kouplet „A heuriger Tanz"[10]) und wir können daher mit vollem Recht annehmen, daß demnach auch unser Lied vor das Jahr 1863 fällt. Und wenn es 1859 bereits zur Weisenangabe eines anderen Liedes, genannt „Die Marketenderin", diente, so war es demnach in diesem Jahre schon allbekannt[11]). Aber bereits vor 1857 sangen die Wiener Fiaker dem Franz Weillrath († 1857), als „Hahnreiter" eine bekannte Wiener Straßenfigur, endlose Strophenlieder in dieser Weise nach[12]).

In den Jahren 1849—1859 finden wir aber

die lebenslustigen und tollkühnen Deutschmeister nach harten Kämpfen, die sie 1848 mitgemacht hatten, meist in ungarischen Garnisonen, also ferne der Heimat, und besonders in Preßburg, wo seit August 1851 der Stab und das erste Bataillon des Regiments garnisoniert waren, zu denen bis zum Oktober 1852 auch das zweite, dritte und vierte Bataillon kamen, so daß mit 8. Oktober 1852 der Regimentsstab samt vier Bataillonen in Preßburg lag[13]). Im Oktober 1853 erfolgte der Abmarsch des Regiments von Preßburg, das zum Teil nach Komorn ging[14]), jedoch durch die 1857 bei der Neuaufstellung der Werbebezirke als Ergänzungsbezirke erfolgte Zuteilung eines Aushilfsbezirkes, bestehend aus der Stadt Preßburg mit 14 umliegenden Ortschaften[15]), zum Hauptergänzungsbezirk Wien noch weiterhin mit Preßburg in Beziehungen stand. Und hier in Preßburg, das in vielem an Wiener Art und Gemütlichkeit erinnerte, gibt es einen Schloßberg, dessen „Mäderln“, auf die unser Lied in Strophe 10 anspielt, heute noch eine gewisse Berühmtheit haben. Dieser ist also in dem Liede, das demnach den Jahren 1851—1853 angehört, gemeint. Diesen will der heimatskranke Rekrut besuchen, auf diesem will er sich unterhalten und wenn er schon nicht in seiner Vaterstadt sein kann, so will er wenigstens heimatliche Laute und Klänge an sein Ohr klingen hören, die ihn auf kurze Zeit vergessen lassen, in der Fremde zu sein. Beide Lieder sind ein Sehnsuchtsschrei des Wieners in der Fremde, sind der Ausdruck für sein

Heimweh und seinen Freiheitsdrang, sind echte Deutschmeisterlieder!

I.

Deutschmeister Rekruten-Lied.

1. Im Frühjahr, wie ist die Stellung kommen,
Habn s' mich zum Soldaten gnommen,
Ein Soldat der bin i worn
Und hab dem Kaiser gschworn — tralera.

2. Wie ich bin in's Transporthaus kommen,
Habn s' mir glei mei Gluft abgnommen,
Die Haar die haben s' mir auch wegputzt,
O je, da hab i gstutzt — tralera.

3. Herr Hauptmann, i bitt recht schön,
Derf ich nicht in d' Kantine gehn?
In d' Kantine ging ich gern
Und möcht a Musik hörn — tralera.

4. Nur nicht rühren und unterstehn
Und mir heut in d' Kantine gehn,
Denn wann dich jemand dort ersieht,
Paß auf, was dir dann gschieht — tralera.

5. Herr Hauptmann, ich bitt recht schön,
Lassen s' mich auf Urlaub gehn.
Auf Urlaub wär ich gar so gern,
In Wien da geigen s' ferm.

6. Nein, mein Kind, da wird nichts draus,
Ich laß dich nicht auf Urlaub z'Haus.
Du mußt erst lernen exerziern
Und erst die Welt probiern — tralera.

7. Ei, so stelln wir uns halt zsamm
Und wie wir exercieret habn,
Da kommt unser Lieutenant,
Führt uns als Kommandant — tralera.

8. Herr Hauptmann, erlaubn sie mir,
I kenn die Welt ja so wie 's Bier
Und weil mir das Bier gut scheint,
Möcht ich zu meine Freund — tralera.

9. Willst du trinken gutes Bier,
Das kriegst in Garnison auch hier;
Wegen Bier bei dieser Zeit
Da geht man nicht so weit — tralera.

10. Herr Hauptmann, bitt recht schön,
Lassen s' mich am Schloßberg gehn,
Denn es ist so lustig dort
Und Maderl sein so gut — tralera.

11. Laß er mich das nicht nochmal hörn,
Sonst laß ich ihn in's Stockhaus sperrn.
Er ist ein lustiges Wiener Glied;
Jetzt laß er mich in Fried.

Eine handschriftliche Aufzeichnung aus dem Jahre 1867, die 1896 zum Abdrucke gelangte, zeigt nur geringfügige Abweichungen diesem Drucke gegenüber[16]).

II.

Der urlaublustige Deutschmeister-Rekrut.

1. Sie, Herr Hauptmann, bitt recht schön,
Lassen s' mich auf Urlaub gehn,
Denn in Wien da wär ich gern,
Weil s' da geigen ferm.



Der Urlaub lustige

Deutschmeister Reckrut.

Verfaßt von Josef Rueff.

Eigenthum des M. Moßbeck Neubau Hauptgasse № 241.

Sie Herr Hauptmann! Bitt recht schön,
Lassens mich auf Urlaub gehn!
Denn in Wien da war ich gern,
Weils da geigen ferm.

2. Nein, mein Kind, da wird nichts draus,
Daß du kommst auf Urlaub z'Haus,
Denn du mußt erst [lernen] exerziern
Und die Welt probiern.

3. Aber Herr Hauptmann, i hab a Madl z'Haus,
Die kennt sich vor Lieb gar nimmer aus,
Sie schreibt mir, daß ich kommen soll
Ganz gwiß auf jeden Fall.

4. Führ dich brav auf, erst nachher dann
Kannst du dich bei mir fragen an;
Glaube mir, mein Ehrenwort,
Ich laß dich ganz gewiß fort.

5. No hörn s', wie i das Wort hab ghört,
Hab ich mi um gar nichts mehr gschert,
Ich saladir und mach links um,
Vor Freuden war i stumm.

6. Ich nimm gleich Feder und Papier
Und schrieb mein Madl alles von mir,
Daß ich schon auf jeden Fall
Kommen werd einmal.

Geringfügige Abweichungen einer Aufzeichnung aus dem Jahre 1866 bietet der Anhang[17]), ebenso[18]) die Varianten eines fliegenden Blattes, das Josef Rueff als Verfasser nennt.

19. Preßburg im Liede der „Deutschmeister"

Mannigfache Beziehungen verknüpften die beiden Donaustädte Wien und Preßburg in der Vergangenheit und reiche Fäden spinnen sich in der Gegenwart noch zwischen beiden, wenn auch die uralte königliche und deutsche Freistadt Preßburg nach einem magyarischen Scheinleben nunmehr zu einer tschecho-slowakischen Stadt wurde. Aber die alte Krönungsstadt war deutsch und wird deutsch bleiben!

Das alte Wien der Vergangenheit und die Kleinstadt Preßburg wiesen manche gemeinsame Züge auf und hatten manche Eigenart, die den Preßburger in Wien und umgekehrt den Wiener in Preßburg an heimatliche Erde erinnerten. In beiden, in Preßburg seit 1780[1]), begrüßten den Ankommenden die Fiaker mit den gleichen gemütlichen Worten: „Fahr'n ma, Euer Gnaden!" In beiden Städten gibt es einen Stock im Eisen, wenn auch der Preßburger nur eine jüngere Nachbildung vorstellt[2]). Hier wie dort war die Gemütlichkeit zu Hause. Wenn der Wiener in seiner reizenden Umgebung nicht nur die Natur bewunderte, von den Hängen zu Grinzing, Sievering, Nußdorf und am Alsbach die reizendste Fernsicht genießen und seiner gemütlichen Stimmung hernach beim Glase goldenen Weines vollen Lauf lassen

konnte, so ging's auch dem Preßburger ähnlich. Oben auf dem Schloßberg vereinte sich die schöne Aussicht mit der klaren Einsicht und die Natur bot dem Auge durch die Fernsicht und dem Geschmack durch den goldigen Preßburger Wein, der auf dem Plateau des Schloßberges so trefflich gedieh, reichliche Labe. Denn Preßburg ist eine uralte Weinstadt und schon das Stadtprivilegium vom Jahre 1291 erwähnt den Weinbau[3]). Als im Jahre 1439 ein neues Grundbuch der Stadt angelegt wurde, da verzeichnete dieses 2003 Weingärten in 113 Rieden, deren deutsche Namen vielfach heute noch üblich sind[4]). Preßburger Wein war weit und breit bekannt und ob seiner Güte beliebt und gerne getrunken. Und da es auf dem Schloßberg zahlreiche Leitgeben gab, die ihren Eigenbau, wie es Vorschrift und Gesetz war[5]), selbst ausschenkten, so spielte sich hier mancher Kampf wackerer Kämpen mit den Geistern des Weines ab und manch edler Zecher konnte die schöne Aussicht des Schloßberges und die nicht minder berühmten Preßburger Beugeln nicht mehr genießen, wenn er schwerbeladen seinem Heim zuwankte oder als Fremdling Preßburgs Gasthöfen zustrebte.

Und wenn er den Schloßberg hinabstieg oder hinabwankte, so durchschritt er das Wienertor, kletterte vielleicht nur allzu mühsam den steilen Stiegenaufgang hinunter und befand sich inmitten der Judengasse, in einem der ältesten und schmutzigsten Viertel der Stadt, dem einstigen Ghetto. Und hier umlauerte ihn eine neue, noch schwerere Gefahr. Wenn oben auf dem

Schloßberg der Gott des Weines seinen Sitz aufgeschlagen hatte, so war hier die Göttin der Liebe zu Hause. Meide die Judengasse[6]), so sang 1863 der Dichter Franz W., der einen poetischen Führer durch Preßburg verfaßte, und fügte erläuternd bei[7]):

> Je mehr wir nun dem Schloßberg nah',
> Wächst auch die Zahl der Damen,
> Ich sah' flugs durch die Finger da
> Und dacht' in Gottesnamen:
> Ist ja die Hauptwach' hier so nah',
> Was könnt' denn Arg's geschehen.

Und doch geschah auch Arges. Die Liebe und der Wein brachten manch junges Menschenkind in schlimme Lagen, wie die allzeit lustigen, harben, feschen Wiener Edelknaben, die sich auch die von „Hoch und Spleni" nannten und trotz mancher trüben Erfahrung immer kreuzfidel blieben und den Kopf hoch hielten, durch ihre Lieder, die sicherlich auf Erlebnissen beruhen, beweisen.

Das Wiener Hausregiment „Hoch- und Deutschmeister Nr. 4", das mit der alten Monarchie nach über zweihundertjähriger wackerer Geschichte 1918 zu sein aufgehört hat, hatte nach den schweren Kämpfen des Jahres 1848 ungarische Garnisonen bezogen. Nach manchem Herumzigeunern war im August 1851 der Regimentsstab und das 1. Bataillon nach Preßburg gekommen und am 17. November 1851 wurde auch das 3. Bataillon von Neutra hieher verlegt, wozu im März 1852 noch die 6. Division kam, welcher Ende April 1852 das 2. Bataillon und am 8. Oktober

1852 das 4. Bataillon folgten, so daß nunmehr der Stab und 4 Bataillone in Preßburg vereinigt waren[8]). Doch dauerte dieses Beisammensein nicht allzulange, denn im Februar 1853 ging ein Teil des 1. Bataillons nach Waizen, im Mai das 3. Bataillon nach Tyrnau und im Oktober der Regimentsstab samt dem 1. und 2. Bataillon nach Komorn ab, wohin spätestens im Februar 1854 auch das 4. Bataillon folgte[9]), womit die Deutschmeisterherrlichkeit in Preßburg für einige Jahre ein Ende hatte. Der Bevölkerung war um dieses Regiment sehr leid, hatte doch am 7. April 1852 das tatkräftige Eingreifen von Kompagnien des 3. Bataillons bei einer Feuersbrunst günstige Erfolge erzielt, welche der Magistrat in Form einiger Eimer Wein, die er der Mannschaft spendete, anerkannte[10]).

In dieser Zeit, zwischen August 1851 und Oktober 1853 entstand nun, ob in Preßburg ist fraglich, eines der beliebtesten Deutschmeisterlieder, das einst in Wien an allen Ecken und Enden ertönte, worüber der Volkssänger Johann Baptist Moser sein spitzes Zünglein wetzte, und auf das eine Menge anderer Lieder gedichtet wurden, so 1859 ein Lied von der Marketenderin und andere mehr[11]). Es ist das allbekannte Liedchen vom urlaublustigen Deutschmeisterrekruten (J bitt', Herr Hauptmann, bitt' recht schön), den das Soldatenleben so gar nicht freut und den das Heimweh nach Wien und die Liebe zu seinem Mädchen derart ergreifen, daß er, seiner soldatischen Pflichten vergessend, gerne heimeilen möchte, um

26*

wieder Freiherr zu sein und die Freiheit in vollen Zügen genießen zu können. Aber der Hauptmann muß sie ihm verwehren, gleich wie in einem gleichzeitig entstandenen Lied, genannt „Deutschmeister Rekrutenlied" (Im Frühjahr, wie ist die Stellung kommen), in dem der Rekrut auf alle mögliche Weise versucht, aus dem Bannkreis der Kaserne zu entkommen[12]). In die Kantine möchte er gehen, Urlaub will er haben, ins Gasthaus zieht es ihn und schließlich wünscht er, wenn er schon auf Wien und die Heimat verzichten muß, in Preßburg heimatliche Laute und Klänge an sein Ohr klingen zu hören, um zu vergessen, daß er in der Fremde ist. Und so wagt er die Bitte:

Herr Hauptmann, bitt recht schön,
Lassen s' mich am Schloßberg gehn,
Denn es ist so lustig dort
Und Maderl sein so gut — tralera.

Aber auch diese Sehnsucht, dieser Schrei nach Genuß wird ihm rauh abgeschlagen:

Laß er mich das nicht nochmal hörn,
Sonst laß ich ihn in's Stockhaus sperrn.
Er ist ein lustiges Wiener Glied;
Jetzt laß er mich in Fried.

Wenn auch das Regiment von Preßburg weggezogen war und in Siebenbürgen und Galizien 1854 auf Kriegsfuß stand, so unterhielt es doch noch immer rege Beziehungen zu dieser anheimelnden, vielfach an Wien erinnernden Garnisonsstadt, deren

Schloßberg mit den lustigen Gelagen und süßen Mädchen manchem tapferen Edelknaben draußen in öden galizischen Nestern vor Augen stand. Und als im März 1857 die Werbebezirke in Ergänzungsbezirke umgetauft wurden, da kam Preßburg mit 14 Ortschaften der Umgebung als Aushilfsbezirk zum angestammten niederösterreichischen und Wiener Werbebezirk hinzu[13]), ein Verhältnis, das freilich nur bis zum Februar 1860 anhielt, in welch letzterem Jahre Preßburg zum neuerrichteten Infanterieregiment Nr. 72 geschlagen wurde, an das auch die Deutschmeister Mannschaft abzugeben hatten[14]). Unterdessen waren sie aber wieder in Preßburg eingezogen. Nachdem sie 1859 an den Kämpfen in Italien teilgenommen hatten, kamen sie im August 1859 über Wien hieher[15]) und konnten alte Erinnerungen auffrischen und alte Liebschaften wieder anknüpfen. Doch schon am 18. August ging das zweite Bataillon nach Tyrnau ab, dafür kam Ende Dezember 1859 das Depotbataillon von Korneuburg nach Preßburg[15]). Anfangs Februar 1860 wurde das 2., 3. und Depotbataillon ans neuerrichtete Infanterieregiment Nr. 72 abgegeben, wofür als Ersatz am 2. Februar 1860 ein Bataillon des Linzer Infanterieregiments Nr. 14 in die Preßburger Schloßkaserne feierlichst einrückte[16]). Nun konnten die Deutschmeister in etwas der Ruhe pflegen und ihre Zeit der militärischen Ausbildung und den Schloßberggenüssen widmen, von denen ein aus dem Jahre 1860 stammendes Lied[17]) offen bekennt, wie ungern, selbst auf die Gefahr hin, daß er

die Ehre verliert, ein richtiger Deutschmeister jener Tage sie missen wollte:

Deutschmeister in Preßburg.
(1860.)

Genau seit die drei letzten Faschingstag'
Muß i mein' Hauptmann, hörn S', frag'n auf d'Nacht,
Ob i net dürfert am Schloßberg geh'n?
Er aber sagt: „Net untersteh'n!

Die Maderln, die san so ausg'lassen dort,
Kommt's Ös hin, lassen s' Euch nimmer mehr fort.
Und Des habt's Nichts als Euer bischen Ehr',
Nehmen s' es Euch, kriegt's es net mehr!"

D' Wahrheit, die hat mein Herr Hauptmann g'redt!
Denk' ich mir; wenn er sich schlafen legt,
Zieh' i mi halt g'schwind an
Und druck' ihm auf und davon.

Aber seitdem, da is mein Herr Hauptmann fein,
Sperrt mi in an Sonntag in's Felserl ein,
Über die Zeit gibt er mir a net mehr.
Er sagt: „Das is All's wegen der Ehr'."

Das Schloßbergleben scheint wirklich nicht so „ohne" gewesen zu sein, wenn die gestrengen Herrn Hauptleute sich beständig dagegen wandten und ihren armen Untergebenen die Hölle mehr als heiß machten. Die Versuchung, es zu genießen, lag umso näher, als die Deutschmeister zu dieser Zeit im Schloß, auf dem Gipfel des Schloßberges, das im Mai 1811 teilweise abgebrannt war, einquartiert waren und zwar

in einer Reihe, zum Teil an die alte Ringmauer angelehnter Gebäude[18]) und daher inmitten dieses lustigen Freilebens standen, von dem sie nur die Kasernenmauern trennten. Und geriet so ein echter Deutschmeister wirklich in eine lustige Schloßberggesellschaft, dann vergaß er alles, den Dienst, die Retraite und dergleichen ähnliche, hübsche militärische Einrichtungen, „drahte“ vergnügt die Nacht durch und wanderte dafür nicht nur in den Arrest, sondern bekam auch entsprechende Prügel zudiktiert, es war ja noch die Zeit der Prügelstrafe. Doch was bekümmerte das einen richtigen Edelknaben, wie ihn etwa das folgende Lied schildert[19]):

Deutschmeister in Preßburg.
(II. Teil. — 1860.)

Deutschmeister in Preßburg,
Dö hab'n das große G'frett,
Dö kommen Vormittag
Vom Exerciren net weg.
Und kommen s' Mittags z'Haus
Und glauben s', sie haben an Fried',
Da schreien glei fünfzig z'samm',
Du gehst auf Ritt.

Und kommt der Sonntag zubi,
Wo sich Jeder g'freut,
Geht ma dann zum Rapport
Und bittet: „über d' Zeit“,
Da sagt der Hauptmann glei',
Wannst kane Strafen hätt'st,
Aber Du g'hörst in an Sonntag
Eini in Arrest.

Geht ma am Schloßberg aufi,
Sieht ma d' Maderln steh'n,
Überall a Musi, überall a Wein.
Man unterhalt sich guat
Und kommt dann nimmer furt,
Und is a lauter Bua
Bis in der Fruah.

Und is ['s] dann in der Fruah
Und is dann Alles aus,
Geht ma in's Kaffeehaus
Und führt die Maderln z'Haus.
Und is dann All's vorbei,
Fallt's am auf amal ein,
Daß man um Neune schon
Hätt' z' Haus sollen sein.

Kommt man dann zum Rapport,
Da is der Teufel los,
Was der Herr Hauptmann da
Für ein Spectakel macht.
„Rechts um! Zum Regiment!"
Das is g'wiß sein Wort.
„Ich steh' ihm gut,
Daß er g'wiß vierzig kriegen thut".

Dieser Fall mit seinem lustigen Anfang und seinem traurigen Ende mag nicht der einzige gewesen sein, sonst hätte des Sängers Höflichkeit geschwiegen und ihn nicht in alle Winde hinausposaunt. Er war jedenfalls alltäglich oder zumindestens allsonntäglich und brachte manchen tapferen Krieger und wackeren Zecher in eine unangenehme und schmerzende Lage. Und doch wird mancher Deutschmeister im stillen geseufzt haben, als am 22. Dezember 1860 das 1. und

2. Bataillon auf Kriegsstand gesetzt und zum Teil nach Neutra verlegt wurde, während am 7. und 8. Februar 1861 das gesamte Regiment, das in eine mobile Armeedivision eingeteilt worden war, Preßburg auf immer verließ, um gegen die wütenden Ungarn, welche die Steuereinhebungen verweigerten, zu Felde zu ziehen[20]. Die nächste Garnison war bis 1862 Großwardein. Hier gab's keinen Schloßberg mit seinen Genüssen und Freuden, keine Erinnerungen an Wien, keine wesensgleichen Einwohner, sondern harte Arbeit und fremde Gesichter. Das Preßburger Idyll war für immerdar versunken, nur die Lieder haben die Erinnerung an eine der lustigsten Zeiten der Regimentsgeschichte bewahrt!

20. Von der alten zur neuen Wien

Die alten Wiener würden ihr Schmerzenskind kaum mehr erkennen, das ihren Lokaldichtern so ausgiebigen Stoff zu allerlei Witzen bot, die oft keinen besseren Geruch hatten, als der bespöttelte Gegenstand selbst. Nein, sie würden ihren „schwefelreichen Acheron", die „Wien", der sie in den zahlreichen mythologischen Parodien auf ihren Vorstadttheatern (z. B. travestierte Alceste) einen hervorragenden Platz einräumten, nicht mehr erkennen, wenn sie sie diesem marmorgeschmückten Portal „entströmen" sehen würden, das zum erstenmal mit seinen Säulen, Hermen und Stelen dem anspruchsvollen Namen dieses Flüßchens gerecht werden soll. Sonst sang der Dichter[1]) nicht besonders ehrerbietig:

„Selbst uns're Wien vergess' ich nicht,
Obschon sie mehr oft stinkt als riecht,
Mit teuflischem Gestanke!
Doch breche Wien ihr nicht den Stab,
Weil sie der Stadt den Namen gab —
Halt' Nase zu, und danke!"

Selbst die kühnsten Träume, die man schon im 18. Jahrhundert in Utopien über die Zukunft der Wien nährte, sind nun übertroffen, wenngleich schon mancher „Erzwiener", der über die Schattenseiten gebührend schimpfte, auch gewisse idyllische Werte, die besonders seiner goldenen Jugend zugute kamen,

schmerzlich oder wehmütig jetzt vermissen wird. Sich an ihren Ufern herumtreiben oder im Sommer ein kühles „Bad“ — horribile dictu — in ihren Gewässern nehmen zu können, gehörte ja noch bis in die jüngste Zeit zu den schönsten Vorrechten der Straßenjugend Wiens und schon im Jahre 1788 weiß sich das „Patriotische Blatt[2])“ vor moralischer Entrüstung über diese Tritonen in puris naturalibus nicht zu fassen. Diese ländlichen Idyllen sind nun freilich verschwunden und auch die Wiener des 18. Jahrhunderts hätten ihren Fluß, der es ihnen nie recht tun konnte, lieber einer großstädtischen Bestimmung zugeführt.

So träumt der witzige Rautenstrauch in einer Utopie[3]) im Jahre 1785 folgendes, das sich nach ihm im Jahre 1805 erfüllen sollte: „Der Fluß Wien, der vorhin so wenig nützte und jährlich bei anhaltenden Regengüssen so vielen Schaden anrichtete, ist durch einen förmlichen Kanal, mit den erforderlichen Schleusen und Pfannen versehen, zu einem beständig schiffreichen Wasser gemacht worden, wodurch man einerseits dem Austreten und den Verheerungen desselben Schranken gesetzt, ihn nützlich gemacht und anderseits den unerträglichen Gestank, den er zur Sommerzeit veranlaßt, gänzlich vertilgt hat.“ Dieser fromme Wunsch erfüllte sich freilich nicht und auch Gräffer[4]) mußte auf die Erfüllung seines Seufzers im Namen der „Wien“: „Nach einem Schleier sehnt sich mein schamerfülltes Antlitz, wie meinem jämmerlichen Gemahl, dem Alserbach, verschwenderisch ge-

worden . . .“ noch ein Jahrhundert warten, wo der Schleier zur festen Einwölbung wurde.

Der Lärm der Weltstadt schien nicht bis zu den Ufern dieses Flüßchens, das ihren Namen trug, zu dringen, nur was in ihr schon Schiffbruch gelitten hatte und verbraucht war, erkannte man ihm, schnöde genug, allein zu.

„Was deine Nachbarn nicht im Hause dulden —
Das dringen sie dir schmählich auf;
Du wirst oft lästig, ohne dein Verschulden,
Und olivfärbig ist dein Lauf.
Zum Höllenflusse ganz dich umzustalten
Vermaß sich dieser Frevler Hohn;
Du bist der Stix, der Phlegethon der Alten . . .“[5])

Das war freilich nicht immer so, die Segnungen der Kultur hatten diese unerquicklichen Verhältnisse bewirkt, und als der Wiener Wald noch im jungfräulichen Zustande war, war auch das Wasser der Wien so rein, daß die Fischerei ein Regale für die Grundherren bildete, so im Freibrief vom 3. Juli 1647 für das Gut Konradswörd (Wieden). Übrigens, je näher man zu jenen Gegenden kam, die dem Wiener amals das „Land“ bedeuteten, desto besser wurde es mit der Reinheit des Wassers; dort sah man auch

„. . . ein Heer von Wäschermädchen, gleich Najaden,
Und pflegt mit aufgeschürzten Arm' und Waden
Der Nachbarn Wäsch' zu reinigen.“

So anmutig sonst das Bild der „Mühle am rauschenden Bach“ ist, gerade der Wien, die an ihren

Ufern seit Alters her Mühlen aufzuweisen hatte, gereichte dieser Umstand, der zwar ein ländliches Idyll in der Nähe eines weltstädtischen Treibens schuf, zum großen Nachteil. Diese Mühlen entzogen der Wien ihr gerade ohnehin nicht überflüssiges Wasser und verschlimmerten so den üblen Geruch im Sommer. Freilich mußten diese Mühlen im Sommer auch oft still stehen. Die Wien konnte es in ihrer Eigenschaft als Gebirgsfluß den Wienern überhaupt nie recht machen. Hatte sie zu wenig Wasser, dann traten die schlimmsten sanitären Übelstände ein, zum Teil auch durch die Bewohner selbst verschuldet, die es dann in den Cholerajahren in den Gegenden an der Wien sehr schlimm büßen mußten. Im Gegenteile wieder hat dies oft unscheinbare Bächlein bei heftigen Gewittern oder lang andauernden Regengüssen die schlimmsten Verheerungen angerichtet. Es war nichts Ungewöhnliches, daß man im 18. Jahrhundert am Morgen nach Schönbrunn fuhr und abends wegen des angelaufenen Wassers der Wien nicht nach Wien zurück konnte. Maria Theresia, die ihr Lieblingsschloß oft bedroht sah, ließ daher die Bergbäche ableiten und das Flußbett einschränken, alles mit geringem Erfolg. Besonders starke Überschwemmungen in den zwei letzten Jahrhunderten fanden in den Jahren 1741, 1785, 1819 und 1851 statt. Sehr schlimm war die Überschwemmung im Jahre 1785, die auch Menschenleben kostete, während im Jahre 1851 wenigstens nur die Brücken zertrümmert wurden. Dagegen vertrocknete im Jahre

1802 der Wienfluß so vollständig, daß die Müller acht Monate hindurch nicht mahlen konnten.

Über die unangenehmen duftigen Eigenschaften der Wien äußert sich schon im Jahre 1783 der Kameral-Ingenieur v. Hubert in einem umfassenden Berichte. Wenn der Wienfluß von der Hundsturmerlinie bis zu den Weißgärbern „voller Unrath und stinkend ist“, meint er, so käme das nicht von dem Wienflußwasser her, welches versickert und nicht faulen kann, sondern von den vielen Möhrungen und anderen Abflüssen. Er spricht ferner von den toten Tieren, welche in den Wienfluß geworfen werden. „Die größeren Unrathshaufen gleich neben der Kärntner- und Stubenbrücken werden aus der Stadt theils in Wägen geführt, theils durch arme Leute auf dem Rücken hinausgetragen. Wer just nicht über die hohe Parapetmauer der Brücke besonders hinuntersieht, der bekommt diese Haufen nicht einmal zu Gesicht.“ — Diese sanitären Übelstände erreichten zu Ende des 18. Jahrhunderts indessen ihren Höhepunkt. Im 19. Jahrhundert wurde durch Anpflanzung von Bäumen und Gesträuchen dem Auge ein ästhetisch erquicklicheres Bild geboten. Das Wohnen in der Nähe des Wienflusses war aber nie der Gesundheit förderlich, schon im 18. Jahrhundert schrieb der Magister sanitatis Phil. Jak. Pock den Ausdünstungen des Wassers die häufig auftretenden Fäulnisfieber und epidemischen Krankheiten zu.

Als Kuriosum mag nun angeführt werden, daß man 1782 behauptete, daß der üble Geruch der

Wien zwar unangenehm, aber nicht gesundheitswidrig sei, in Spanien und anderen heißen Ländern diene ein solcher Geruch dazu, die Luft vor Fäulnis zu schützen, ferner wurde der Vorschlag gemacht, in den 146 Häusern, von welchen Hauskanäle, eigentlich Rinnsale, in den Fluß mündeten, zu gleicher Zeit eine halbe Stunde die Brunnen zu schöpfen und so dem Fluß Wasser zuzuführen. Diese Vorschläge hätten Wien wohl in den Ruf eines großstädtischen Schildas bringen können. Die Wiener selbst spotteten zwar genug über den Duft der Wien, ließen sich aber dadurch nicht abhalten, beliebte, an der Wien gelegene Gasthausgärten zu besuchen, deren einer sogar in nächster Nähe des dubiosen Wassers sich befand, wie Gewey in seinen komischen Gedichten[6]) singt:

„Ein Platz im faulen Bett des Flusses winket
Dem Leckermaul zum „Weichselwein",
Wer seiner Nase gram ist, trinket
Und schlürft genug die Fülle ein."

Die beste Reinigung vollbrachten allerdings die Hochwässer, aber diese Radikalkur war doch ein wenig gar zu ungemütlich. Daß sich die Wien stets in so unangenehmen Gegensätzen bewegte, daran hatten die meist nur halb durchgeführten Vorkehrungen Schuld, die immer Flickwerk waren. Vorschläge zu einer gründlichen Regulierung dieses widerspenstigen Wassers wurden seit der Zeit Josefs II. in großer Anzahl gemacht, einerseits in sanitärer, anderseits in praktischer Hinsicht. Die Schiffbarmachung dieses

Flusses liegt den meisten derartigen Projekten zugrunde, aber nicht weniger als fünf Vorschläge betreffen auch schon die Einwölbung. Die Anlage von Reservoirs hatte bereits das erste derartige Wienregulierungsprojekt im Auge, das im Jahre 1781 der Architekt und Hofstatuarius Wilhelm Bayer überreichte.

Bayer, der erste dieser Projektanten, scheint im Recht geblieben zu sein, da er die Wienflußfrage als ästhetische behandelte. Es handelte sich ihm hauptsächlich um eine Verschönerung der Wien und dadurch der Stadt selbst in landschaftlicher Beziehung. Das wäre durch reichlichere Wassermengen, die in Reservoirs aufgefangen werden sollten, in erster Hinsicht geschehen. Um das Versickern des Wassers im Flußbett zu verhindern, sollten die öden Gründe, welche infolge des Umhauens der Auen entstanden, wieder angepflanzt, der „Sandwucher" geregelt und die Schwellung des Flusses durch die Fischer vermieden werden. Selbstverständlich hätte auch die Benützung der Niederungen der Wienufer zur Ablagerung von Kehricht und der Senkgrubeninhalte eingestellt werden müssen. Josef II. schien eine Zeitlang das Projekt in Erwägung zu ziehen, das aber in dem Obersten Brequin einen Gegner fand. Es wurde denn auch ad acta gelegt und dem gekränkten Bayer im Jahre 1785 nur die „Anerkennung" ausgesprochen[7]).

Indessen brachte das 19. Jahrhundert allerlei Verbesserungen, die das Übel freilich nie bei der Wurzel zu fassen schienen. Man begnügte sich, die schreiendsten Übelstände abzuschaffen, die sich nach



Der letzte schöne Baum am Wienflusse
Aquarell von Rud. Alt
Nach einer Reproduktion



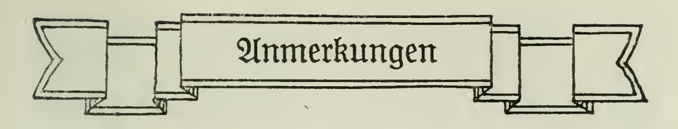
Ablauf einer gewissen Zeit aber auch pünktlich wieder einstellten. Das Beste war noch, daß man wenigstens die Ufer anpflanzte, und in der Tat waren einige Partien der Wien in letzter Zeit fast romantisch schön, so die Strecke von der Tegetthoff-Brücke an abwärts, die uns ja Rudolf Alt in seinem Bild „Der letzte schöne Baum an der Wien“ festgehalten hat. Übrigens scheint sich der Wiener der Wien gegenüber an das Wort: „Erkrankte Liebe ist mein ganzer Zorn“ gehalten zu haben, denn sonst wäre es wohl unmöglich gewesen, daß ein alter Wiener Dramatiker, Josef Bernhard von Pelzel, ihre Ufer für so poetisch befand, daß er „Die lustigen Weiber von Windsor“ in einer Bearbeitung „Die lustigen Abenteuer an der Wien“ (1772) brachte. Herr Falstaff, der hier Ranzenhoven heißt, büßt denn auch seine schnöde Lust in den duftenden Fluten unseres vielgeschmähten Flusses.

Die Romantik unserer Wien, die in der letzten Zeit nur der goldenen Jugend Wiens zugute kam, ist nun freilich endgültig verschwunden und wir brauchen darob nicht allzu großes Leid zu tragen, weder über die Mühlen noch über die Wäschermädel. Die schönen stattlichen Boulevards, die nun an Stelle ihrer ausgewaschenen Ufer getreten sind, sind einer Großstadt entsprechender und die reizenden Promenaden, die längs des Stadtparkes hervorgezaubert wurden, vereinen Kunst und Natur zu einem harmonischen Bild. Wo sonst nur einige Buben „krebsen“ gingen oder ein „frommer Pilger“ seine Sorgen verschlief, soll nun frohes bewegliches Leben und das

Lachen der lustigen Wienerinnen, die aber hoffentlich auf das Hilfsmittel der Wien verzichten, fortab herrschen.

So ist denn die Ehre dieses übel berüchtigten Flusses auf dem einzig möglichen Weg, dem ästhetischen, glücklich wieder hergestellt; seine verächtliche Vergangenheit wird bald nur mehr eine Sage sein und seine Zukunft gehört der Schönheit an. Wien ist dadurch, daß dieses Flüßchen jahrhundertelang den Geschmack seiner Einwohner beleidigte, um eine Sehenswürdigkeit reicher geworden, denn nur dadurch drängte sich die Überzeugung auf, daß die Lösung der Wienfrage[8]) nur in der Lösung einer Geschmacksfrage liegen könne. Sie ist den Vätern unserer Stadt herrlich gelungen, hoffentlich beherzigen sie stets so wie hier auch sonst, wo es die Schönheit Wiens gilt, die Worte des Barden Denis, die er anläßlich der ersten Beleuchtung der Vorstädte sang:

„O, du der deutschen Städte Krone!
Glänzt irgend noch ein Edelstein,
Der soll von deinem Fürsten, deinem Freund und Sohne
Dir eingesetzet sein!“



Anmerkungen

Aus der guten alten Zeit des Bezirkes Landstraße (S. 3 ff.).

Zuerst: Deutsches Volksblatt. Wien. Nr. 6832 und 6833 vom 9. und 10. Jänner 1908 (Feuilleton).

[1]) Sie befinden sich nunmehr im Archiv der Stadt Wien.

Vom Versatzamt in Wien (S. 22 ff.).

Zuerst: Deutsche Zeitung. Wien. Nr. 12638, Donnerstag, den 7. März 1907 (Feuilleton).

[1]) Beschreibung einer Reise durch Deutschland usw., 3. Bd., S. 271 ff.

[2]) Skizzen usw. aus dem Charakter usw. Josephs II., 1789, 10. Slg., S. 50 f.

[3]) Lebensgeschichte Josephs II., 1790, I., S. 462.

[4]) Annehmlichkeiten Wiens, 1788, I., S. 38.

[5]) Benutzt zu diesem Artikel erscheint auch das Werk: (A. Starzer), Das k. k. Versatzamt in Wien von 1707 bis 1900. Wien 1901, gr.-8° und (Fr. R. v. Hoch), Das k. k. Versatzamt in Wien. Wien 1870, 8°.

[6]) Annehmlichkeiten, I., S. 38 ff.

Die Wiener Stubenmädchenliteratur von 1781 (S. 31 ff.).

Zuerst: Zeitschrift für Bücherfreunde. VI. 4. Heft (1902), Seite 137 ff. Hier erweitert.

[1]) Skizze von Wien, 1787, S. 485 ff.

[2]) Realzeitung, Wien 1782, S. 625 ff., 641 ff., 657 ff., 673 ff.; auch besonders erschienen.

[3]) Pezzl, Skizze von Wien, 1787, l. c.

27*

[4]) Näheres über ihn nebst Quellen bei Wurzbach, XXV., S. 61 ff. und in der ziemlich flüchtigen Biographie von Eugen Schlesinger: Johann Rautenstrauch. Biographischer Beitrag zur Geschichte der Aufklärung in Österreich. Wien 1897.

[5]) Siehe darüber Wurzbach l. c.

[6]) Das Todesdatum bei Schlesinger, l. c. S. 22 mit 8. Dezember 1801 ist falsch.

[7]) Österreich. Biedermannschronik, 1784, S. 141.

[8]) Die genannten gehörten alle der extrem klerikalen Partei an.

[9]) Neue Wiener Lokalfresken, Linz 1847, S. 71; Neue Wiener Tabletten, Wien 1848, S. 341.

[10]) Wiener Dosenstücke, Wien 1845, II., S. 160.

[11]) Realzeitung, Wien 1782, S. 631; Jos. Friedr. v. Keppler, Der Fasan, Frankfurt und Leipzig 1784, S. 92 behauptet gar, daß sich in Wien 33 Schriftsteller für die Stubenmädchen wider ihren Widersacher stritten.

[12]) Beschreibung einer Reise durch Deutschland usw., 1784, 3. Bd., S. 197; 5. Bd., S. 272 f., 276.

[13]) 1782, S. 716 ff.

[14]) Die Wiener Autoren, 1784, S. 77.

[15]) Realzeitung, 1782, S. 717.

[16]) Wiener Lokalfresken, S. 72.

[17]) 1782, S. 631.

[18]) l. c. 4. Bd., S. 505 ff.

[19]) Beiträge zur Schilderung Wiens, Wien 1781—1782, II., S. 125 ff.

[20]) Kleine Wiener Memoiren, Wien 1845, I., S. 60 = Denkwürdigkeiten aus Alt-Österreich, München 1918, XIII., S. 44.

[21]) Wien 1787, S. 53.

[22]) Wien 1781, 1. Heft, S. 57.

[23]) Patriotische Briefe eines Reisenden über das Hinableuchten in Wien, Wien 1781, 8°.

[24]) Die Prostitution in Wien, Wien 1886, I., S. 210.

[25]) Kleine Wiener Memoiren, Wien 1845, I., S. 60; II. S. 169 = Denkwürdigkeiten usw., XIII., S. 44, 221.

[26]) Vgl. auch den Dialog zwischen Katl und Mariandl in „Wienerische Musterkarte usw.“ (von J. Richter), 2. Auflage. Wien 1799, S. 57; Richter, Eipeldauerbriefe, 1793, 3. Heft, S. 44 ff.

[27]) Briefe nach Göttingen über die neuesten Schriftsteller Wiens, Wien 1781, S. 25 f.

[28]) Ibid., S. 12.

[29]) Titel von Werken des Rautenstrauch: a) (anonym) Vorlesungen für den Fasching. Wien 1775, 12 Stücke, 8°; b) (anonym) Der Sudelkoch oder Peterkrapfel. Ein Lustspiel. Wien 1776, 8°; c) (anonym) Die Frauenzimmer im 19. Jahrhunderte. Ein Traumgesicht. Wien 1781, 8°.

[30]) Vgl. die Ankündigung in der Wiener Zeitung, 1781, Anhang zu Nr. 57 und 75.

[31]) Ein „Stubenmädchenautor“ wurde von J. Friedel („Gesammelte kleine gedruckte und ungedruckte Schriften“) 1784 in der Posse „Die große Lichtputze im Lothringer Bierhaus“ sogar auf die Bühne gebracht.

[32]) Eine Kritik darüber findet sich in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“, 48 Bd., S. 266 ff.

[33]) Kleine Wiener Memoiren, I., S. 61; II., S. 97 = Denkwürdigkeiten usw. XIII., S. 46, 199.

[34]) Verabredung mit dem Verfasser der neuen Gestalt usw., Wien 1781, S. 16 f.

[35]) Neue Wiener Lokalfresken, S. 71.

[36]) J. Rautenstrauch, S. 127.

[37]) Goedeke, Grundriß, V., S. 303; F. Raab, J. J. F. v. Kurz usw., Frankfurt 1899, S. 22, 58 ff., 79, 121, 159, 177 ff.

[38]) Goedeke, Grundriß, V., S. 327.

[39]) Goedeke V., S. 322.

[40]) Ein Skandalstück (siehe „Kritisches Theaterjournal“, Wien 1788, S. 116 ff.). Das Stubenmädchen als Geliebte des Kasperl war im damaligen Wiener Volksstück eine typische Figur.

[41]) (Math. Voll), Chronologisches Verzeichnis aller Schauspiele usw., Wien 1807, S. 125 (darnach am 11. April 1799 im Leopoldstädter Theater aufgeführt).

[42]) Wiener Zeitung, 1782, Nr. 92, Anhang.

[43]) Die Wiener Autoren, S. 43.

[44]) Nannte sich nach Salzmann (J. Rautenstrauch), „Der Teufel in Wien", 1783, S. 77, auch Gatsmas und schrieb Gassenhauer auf Rautenstrauch.

[45]) Prostitution, I., S. 241: „Keine aus den Stubenmädchen", 1823 und „Stubenmädellied", 1839.

[46]) Wiener Zeitung, 1781, Nr. 5.

[47]) Ein „Unterhaltlicher Sackkalender auf das Jahr 1783 für Fräulein, Jungfern und Stubenmädchen, Wien bei Gerold" findet sich in der Realzeitung, 1783, S. 221 angezeigt und ein „Kalender für Frauen, Fräulein, Demoisellen, Kammerjungfern, Jungfern und Stubenmädchen in Wien auf 1784, desgl. auf 1785" findet sich in den Ankündigungen der Wiener Zeitung, 1783, Nr. 96 und 1784, S. 2941. Schließlich erwähne ich: „Liebreich, Unterhaltliches Taschenbüchel für Fräulein, Mademoisellen, Jungfern und Stubenmädchen. Mit 2 Anhängen und 5 (Kostüm-) Kupfern von Engelmann. Wien 1783, 12°" (s. H. Hayn und A. N. Gotendorf, Bibliotheca germanorum erotica usw., München 1913, IV., S. 202).

[48]) H. Hayn, l. c. V., S. 203, 232.

[49]) Dosenstücke, II., S. 160.

Der Narrendattel (S. 70 ff.).

Zuerst: Wiener Zeitung. Nr. 176 vom Sonntag, den 1. August 1915, S. 7 bis 10 (Feuilleton). Obiger Abdruck erweitert.

[1]) Ausgabe von Ed. Castle, Leipzig 1903, S. 270.

[2]) Rudolf Fürst in seiner Ausgabe, Berlin 1910, III., S. 274.

[3]) Gegen Ed. M. Schranka, Wiener Dialekt-Lexikon. Wien 1905, S. 117.

[4]) Schmeller-Frommann, B. Wb. 2. Aufl., I., Sp. 631; Grimm, D. Wb., II., Sp. 827, 914.

[5]) Der Wiener Dialekt. Wien 1873, S. 112.

[6]) Gewährbuch D der Herrschaft Lichtenthal von 1776 ff. Fol. 303 b: Wiener Stadtarchiv.

[7]) Verlassenschaftsakt im Archiv des Wiener Landesgerichtes in Zivilsachen: Herrschaft Lichtenthal, Nr. 72.

[8]) Briefe des jungen Eipeldauers an seinen Herrn Vettern in Kakran. Jhg. 1810, 10. Heft, S. 16.

[9]) Richter, a. a. O. 1810, 8. Heft, S. 24.

[10]) Richter, 1807, 12, S. 27.

[11]) Richter, 1810, 8, S. 24.

[12]) Richter, 1807, 12, S. 27 f.

[13]) Richter, 1810, 8, S. 24, 25.

[14]) Richter, 1810, 8, S. 24.

[15]) Richter, 1810, 8, S. 25.

[16]) Richter, 1810, 10, S. 13 ff.

[17]) Richter, 1810, 8, S. 25.

[18]) Richter, 1810, 10, S. 14.

[19]) Richter, 1810, 10, S. 15.

[20]) Anton Schacherl, Geheimnisse der Böhmerwäldler. Prachatitz 1900, S. 121.

[21]) Richter, 1810, 10, S. 16.

[22]) Archiv des Staatsamtes des Innern in Wien: Polizeiakten Nr. 1111 ex 1813.

[23]) Vergleiche Friedrich Lehr, Studien über den komischen Einzelvortrag in der älteren deutschen Literatur. I. Die parodistische Predigt. Marburg 1907, S. 42.

[24]) Lehr, S. 14 ff.

[25]) Gesammelte Werke. Herausgegeben von Ernst Baum. I, (Wien 1914), Einleitung, S. 10 f. und 218.

[26]) Richter, 1807, 12, S. 27 f.

[27]) Richter, 1810, 10, S. 16 f.

[28]) Siehe die anonyme Schrift: Sechzehn Fatalitäten oder Faschings-Abentheuer des Mathies Stolperl, eines Öster-

reicher-Bauers. Eine komische Erzählung. o. O. [Wien], 1808. 8°, 23 S.

[29]) A. a. O. S. 18 f.

[30]) Johanna v. Bischoff, Zur Erinnerung an Professor Dr. Ignaz Rudolf Bischoff von Altenstern. Wien 1880, S. 23.

[31]) Johanna von Bischoff, a. a. O. S. 23.

[32]) Richter, 1810, 10, S. 16.

[33]) Thalia. Herausgegeben von Castelli. Wien 1811, S. 228; Richter, 1811, 9, S. 16 ff.

[34]) Bäuerles Theater-Zeitung. Wien 1811, S. 6 ff., 34, 38 f.

[35]) Apollo. Ein Taschenbuch für Theater, Musik und Poesie auf das Jahr 1812. Herausgegeben von A. Bäuerle. Wien (1812), S. 55.

[36]) Handschriftliches Tagebuch in der Wiener Hofbibliothek unterm 13. Juli 1811.

[37]) Theater-Zeitung. 1811, S. 7.

[38]) Theater-Zeitung. 1811, S. 34.

[39]) Theater-Zeitung. 1811, S. 39.

[40]) Der Sammler. V., (Wien 1813), S. 96.

[41]) Richter, 1811, 9, S. 17.

[42]) Theater-Zeitung. 1811, S. 47; Richter, 1811, 11, S. 23.

[43]) Theater-Zeitung. 1811, S. 48.

[44]) Richter, 1811, 11, S. 23.

[45]) Julius Leisching, Aus dem Tagebuche eines alten Wieners. Wien 1907, S. 51.

[46]) J. A. Schmeller, Die Mundarten Bayerns. München 1821, S. 525 f.

[47]) Josef Pommer, Blattl-Lieder. Saalfelden 1910, S. 136 und 210, Nr. 50.

[48]) J. M. Bauer, Auswahl der schönsten Lieder und Gesänge für fröhliche Gesellschaften. 2. Aufl. Nürnberg 1819, S. 28 ff., Nr. 11 und 12.

[49]) Das Wiener Volksleben in komischen Scenen mit eingelegten Liedern. I. Der Hausmeister comme il faut. Wien 1842, S. 68.

[50]) Der Abdruck des Liedes folgt genau dem fliegenden Blatt, nur die Interpunktion wurde geregelt; an Stelle der Umlaute hat das Original die Grundbuchstaben (a, o, u) mit darübergesetztem e.

[51]) Totenprotokoll der Stadt Wien, 1819, L., Fol. 3 a.

[52]) Wilh. Kisch, Die alten Straßen und Plätze Wiens. Wien 1883, S. 351 f.

[53]) C. M. Hampeis, Chronologische Epigraphik der Friedhöfe Wiens. I., (Wien 1833), S. 73, Nr. 299.

[54]) Briefe des neu angekommenen Eipeldauers an seinen Herrn Vettern in Kakran. Mit Noten von einem Wiener. Jahrg. 1819, 3. Heft. Wien (1819), S. 67—72: Verfasser Franz Xaver Karl Gewey.

[55]) Laut Rechnung über das Leichenbegängnis im Nachlaßakt.

[56]) Laut Pflichtteilsausweis vom 28. September 1833 im Nachlaßakt.

[57]) Kleine Wiener Memoiren. I., (Wien 1845), S. 107; Neuausgabe von A. Schlossar und G. Gugitz. I., (München 1918), S. 60 und 375, Anm. 138 (die hier gebotenen Daten nach Blümmls Aufsatz).

Die geschorenen Zuchthäusler in Wien (S. 93 ff.).

Zuerst: Zeitschrift für Bücherfreunde. XII. 10. Heft (1909), Seite 379 ff.

[1]) Vgl. W. Lustkandl, Die josephinischen Ideen usw., Wien 1881 an verschiedenen Stellen.

[2]) Kropatschek, Jurid. Politische Gesetzsammlung sub 1782; Kropatschek, Vollständige Sammlung aller seit dem Regierungsantritt Joseph II., usw. ergangenen Verordnungen, Wien 1788, II., S. 210.

[3]) Vollst. Sammlung, II., S. 443.

[4]) 1782, Nr. 72 (Mitte Septemb.).

[5]) Geschichte Josephs II, Wien 1792, II., S. 48.

[6]) A. F. Geisler, Skizzen aus dem Karakter u. Handlungen Joseph II., 4. Bd., S. 40 f.

[7]) Vgl. Protok. f. Nieder-Österr. (im Arch. d. Staatsamt. d. Innern), 1782, Fol. 506: Freipaß auf 1200 Ellen Hallinatuch zur Winterkleidung für Züchtlinge.

[8]) Wien 1782, S. 233.

[9]) J. H. Faber, Beiträge ... für Josephs II. Lebensgeschichte, Mainz 1790, I., S. 234.

[10]) Skizze von Wien, 1787, 3. Heft, S. 418.

[11]) 1782, S. 12.

[12]) Beiträge, l. c. I., S. 239.

[13]) Der Fasan, Frankfurt und Leipzig 1784, S. 68 f.

[14]) l. c. 4. Bd., S. 224.

[15]) Vgl. Reisen durch das südliche Deutschland, 1789, I., S. 392.

[16]) Protok. für Nieder-Österr., 1782, Fol. 371.

[17]) Provinzialnachrichten, Wien 1786, 21. Juni.

[18]) Reisen durch das südliche Deutschland, 1789, I., S. 392.

[19]) Anekdoten oder Charakterzüge von Kaiser Joseph II., Wien und Leipzig 1790, I., S. 53 f.

[20]) J. H. Faber, l. c. I., S. 317.

[21]) Wien 1786, I., S. 40 ff.

[22]) Beschreibung einer Reise durch Deutschland usw., Berlin 1784, III., S. 205 f.

[23]) Skizze von Wien, III., S. 419.

[24]) Das neue Wien, Wien 1785, S. 38 f.

[25]) Möglichkeiten und Unmöglichkeiten in Österreich, Leipzig 1786, II., S. 14 ff.

[26]) Österr. Biographien, 1790, I., S. 110 f.

[27]) Freimütige Bemerkungen über Aufklärung und Reformen unserer Zeit, Berlin u. Stockholm 1786, S. 70.

[28]) Annehmlichkeiten in Wien, Wien 1788, I., S. 46 f.

[29]) Bildergalerie weltlicher Mißbräuche, Frankfurt u. Leipzig 1785, S. 212.

[30]) In „Die Brieftasche“, Wien 1783, 5. Stück, S. 18.

[31]) Wien 1788, 10. Heft, S. 460 ff.

[32]) Protok. f. Nied. Österr. 1784, Fol. 813.

[33]) Wiener Blättchen, 1783, 15. Dezemb.

[34]) Die Wahrheit in Maske, 1798, 10. Heft, S. 28 f.

[35]) Vgl. darüber meinen Artikel in Wien. Ztg. 1906, 1. u. 3. Nov.

[36]) Die Prostitution in Wien, Wien 1886, I., S. 222.

[37]) 1782, S. 295.

[38]) 1782, S. 405 f.

[39]) Vgl. Kalender ohne Heiligen (sic.), Wien u. Prag 1782, S. 23.

[40]) Geissau, Alphabetisches Verzeichnis der Broschüren usw., Wien 1782, S. 74.

[41]) Provinzialnachrichten, Wien 1782, S. 419.

[42]) Nur dem Exemplar der Wien. Ztg. 1782, Nr. 70, in der Wiener Hofbibliothek ist das Titelblatt als Ankündigung beigegeben.

[43]) Wien 1782, S. 406.

[44]) Vgl. S. Brunner, Mysterien der Aufklärung, Wien 1869, S. 97 f., danach ist die Broschüre in der Schottenbibliothek.

[45]) Vgl. [Behrisch], Die Wiener Autoren, 1784, S. 211.

[46]) Wien 1782, S. 404 f.

[47]) Vgl. Denkwürdigkeiten aus Altösterreich (J. Richter, Die Eipeldauer Briefe, hrg. v. Eug. v. Paunel), XVIII., S. 403.

[48]) Warum wird Kaiser Joseph von seinem Volke nicht geliebt? Wien 1787, S. 49 f.

[49]) Wien 1785, 1. Heft, S. 14.

[50]) Vgl. Auktionskatalog, III., Nr. 115.

[51]) Die Prostitution, I., S. 222.

[52]) Über den Streit vgl. Wien. Ztg. 1782, Beilagen in dem Exemplar der Wiener Hofbibliothek.

Die Schmauswaberl (S. 132 ff.).

Zuerst: Neues Wiener Tagblatt. Nr. 272 vom 6. Oktober 1918, S. 2—4 (Feuilleton). — Hier durch die Nachweise und sonst vermehrt.

[1]) Kleine Wiener Memoiren, I., (Wien 1845), S. 102 ff.; III., (Wien 1845), S. 238 ff.

[2]) Neue Wiener-Localfresken, Linz 1847, S. 214 ff.

[3]) E. K. Blümml, Der Narrendattel. Feuilleton der „Wiener Zeitung" Nr. 176, vom 1. August 1915, S. 7 ff. = überarbeitet und vermehrt oben S. 70 ff.

[4]) Kleine Wiener Memoiren, I., S. 106; Neuausgabe von A. Schlossar und G. Gugitz, I., (München 1918), S. 59 und 369, Anm. 131.

[5]) Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. Herausgegeben von E. K. Blümml, I., (München 1914), S. 225.

[6]) Grundbuch 1006 (Neudeggerisches Gewährbuch E. II.), Fol. 38 v., 99 v.: im Wiener Grundbuchsamt.

[7]) Grundbuch Neubau, Bd. 22, Fol. 167, Einlagezahl 790: im Wiener Grundbuchsamt.

[8]) Wiener Dialekt-Lexikon, Wien 1905, S. 145.

[9]) Der Wiener Dialekt. Lexikon der Wiener Volkssprache, Wien 1873, S. 140.

[10]) Alois Edler von Fraißl, Verzeichniß aller in der k. k. Haupt- und Residenzstadt Wien und sämmtlichen Vorstädten ... befindlichen numerirten Häuser usw., Wien 1812, S. 164.

[11]) Totenprotokoll der Stadt Wien im Totenbeschreibamt, 1813, R, Fol. 37 b.

[12]) A. J. Groß-Hoffinger, Wien wie es ist. 1. Heft. Leipzig 1847, S. 14.

[13]) Neudeggerisches Gewährbuch, lit. E. Nr. 1, Fol. 250 b: Wiener Stadtarchiv Rep. 150, Nr. 8.

[14]) Stiftsgericht Schotten Nr. 27875 im Wiener Landesgerichtsarchiv für Zivilsachen.

[15]) Briefe des neu angekommenen Eipeldauers an seinen Herrn Vettern in Kakran, Wien 1814, 11. Heft, S. 62 f.

[16]) Vergewährt auf die Haushälfte am 11. Oktober 1815 (Neudeggerisches Gewährbuch, lit. E. Nr. 1, Fol. 279b: im Wiener Stadtarchiv).

[17]) Am 22. Jänner 1816 wurde auf diese Haushälfte die Katharina v. Zahlhas vergewährt, an welche die Barbara Eßlinger Ende 1815 ihren Anteil verkaufte (ebd., Fol. 280b).

[18]) Theater-Zeitung, VIII., (Wien 1816), S. 352.

[19]) Wenzel Müller, Tagebücher (Handschrift in der Wiener Stadtbibliothek), S. 212a (11., 12., 13., 18., 24., 30. Juli 1816), 212b (15. August 1816), 213a (5. September 1816), 214a (29. November 1816), 215a (10. Jänner 1817), 216a (10. März 1817) und 218a (3. Juli 1817).

[20]) Laut frdl. Mitteilung des vormaligen Herrn Reichsratsabgeordneten und Direktors A. M. Kemetter in Wien.

[21]) Eduard Breier, Die beiden Grafel. Roman. I., (Wien 1854), S. 94.

[22]) Im alten Realis (Curiositäten- und Memorabilien-Lexicon von Wien. Wien 1846) fehlt die Schmauswaberl ebenso wie der Narrendattel, wohingegen Richard Groner (Wien wie es war. Wien 1919, S. 349f. unter: zum goldenen Schiff) Blümmls Aufsatz, ohne darauf hinzuweisen, restlos ausschrieb.

[23]) Briefe des jungen Eipeldauers an seinen Herrn Vettern in Kakran, 22. Heft, Wien 1803, S. 3 Anm.

[24]) Volks-Zeitung, Wien, Nr. 170, vom 22. Juni 1919, S. 6c.

Das Aschenlied von Ferdinand Raimund (S. 143ff.).

[1]) Edmund Wilhelm Braun, Ausruferfiguren aus Alt-Wiener Porzellan. In: Alt-Wiener Kalender für das Jahr 1918. Wien 1918, S. 97 ff., besonders S. 105, 107, 113, 115f.

[2]) C. Brand, Zeichnungen nach dem gemeinen Volke, besonders Der Kaufruf in Wien. (Wien) 1775. Vgl. darüber Ignaz Schwarz, Der Wiener Kaufruf von Brand. Ein Beitrag zur Wiener Ikonographie. Wien 1911. — Über Joh. Christ. Brand (1722—1795) vgl. man Constant von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthumes Österreich.

II., S. 110 f.; Hans Tietze in: Thieme-Becker, Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler. IV., (Leipzig 1910), S. 525 f. (beide mit manchen fehlerhaften Angaben).

[3]) Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. Hg. von E. K. Blümml. [2]II., (München 1914), S. 378 f. und 604: 564 f.

[4]) Abbildungen des gemeinen Volks zu Wien. Les Portraits du commun peuple à Vienne. Wien in der Hochenleitterischen Kunsthandlung am Kohlmarckt, o. J. (Wiener Stadtbibliothek.) Bietet 100 Stiche. Als Erscheinungsjahr ergibt sich 1789. — Jakob Adam (1748—1811) behandeln lebensgeschichtlich, ohne aber dieses Werk, das einzelne Stiche von Brand verwertete, zu erwähnen, Constant von Wurzbach (a. a. O. I., S. 4 f.) und Thieme-Becker (a. a. O. I., [Leipzig 1907], S. 63).

[5]) Bd. 56, Fol. 307a: Lucas N., ein Aschenträger, im von der Koltischen Haus an der Wien, wird am 1. Februar 1710 an der Lunglsucht, 60 Jahre alt, beschaut. — Bd. 121, Buchstabe H., Fol. 16a: Dem Anton Hanni, Aschentrager, wird im Pfadischen Haus Nr. 120 zu Erdberg sein Kind Anna Maria am 17. März 1793 an abzehrendem Fieber im Alter von 3½ Jahren beschaut. — Bd. 123, Buchstabe H., Fol. 1b: Dem Kaspar Heiland, Aschentrager, wird im Spaliermacherhaus zu Matzleinsdorf Nr. 46 sein Weib Barbara am 5. Jänner 1795 an der Lunglsucht im Alter von 45 Jahren beschaut. — Wiener Zeitung. 1831, S. 1218: Simon Bach, Aschenmann, 45 Jahre alt, vom Lichtenthal Nr. 120, stirbt am 16. September 1831 im allgemeinen Krankenhaus an der Cholera.

[6]) Briefe des jungen Eipeldauers an seinen Herrn Vettern in Kakran. Jahrg. 1806. Heft 12 (Wien 1806), S. 28.

[7]) Hayn-Gotendorff, Bibliotheca Germanorum erotica et curiosa. VIII., (München 1914), S. 482, Nr. 37. — Über Opitz (1775—1841) vgl. Wurzbach, a. a. O. XXI., S. 66 f. wo jedoch dieses Werk nicht verzeichnet ist.

[8]) Karl Fuhrmann, Raimunds Kunst und Charakter. Berlin 1913, S. 33 ff., besonders S. 38; Rudolf Prisching,

Ferdinand Raimunds Mädchen aus der Feenwelt. Progr. Gymnasium Mährisch-Ostrau 1901, S. 3.

[9]) Prisching S. 14.

[10]) Dritter Aufzug, 7. Szene: Ferdinand Raimunds sämmtliche Werke. Hg. von Joh. N. Vogl, II., (Wien 1837), S. 192; Sämmtliche Werke. Hg. von K. Glossy und August Sauer, I., (Wien 1881), S. 293 (III. Aufzug, 6. Szene).

[11]) Der Sammler, XVIII., (Wien 1826), S. 556.

[12]) Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode. Wien 1826, S. 1128.

[13]) Allgemeine Theaterzeitung. Hg. von Adolf Bäuerle. Wien 1826, S. 604.

[14]) Friedrich Ludwig Schmidt, Denkwürdigkeiten. Hg. von Hermann Uhde. ²II., (Stuttgart 1878), S. 259 (sah Raimund am 28. Mai 1829 als Wurzel in der Leopoldstadt).

[15]) Dritter Aufzug, 8. Szene. In 3 Strophen, beginnend: So mancher steigt herum, der Hochmut bringt ihn um (Vogl, II., S. 198 f.; Glossy-Sauer, I., S. 298 f.).

[16]) August Sauer in: Allgemeine Deutsche Biographie. XXVII., (Leipzig 1888), S. 743 = Gesammelte Reden und Aufsätze zur Geschichte der Literatur in Österreich und Deutschland. Wien 1903, S. 253.

[17]) Eduard Castle in: F. Raimunds Sämtliche Werke. Leipzig (1903), S. LXXI mit Faksimile der Raimundschen Urschrift; Cornelius Preiß, Josef Drechsler. Leoben 1910, S. 9 f.

[18]) Vgl. die Ankündigung in: Allgemeine Theaterzeitung. Hg. von A. Bäuerle. Nr. 143 vom 30. November 1826, S. 580.

[19]) Fritz Lange, Der Wiener Walzer. Wien 1917, S. 56 f.

[20]) Wilhelm Börner, Ferdinand Raimund. Leipzig (1905), S. 53; August Sauer in: Allgemeine Deutsche Biographie. XXVII., (Leipzig 1888), S. 744 = Ges. Reden rc., S. 254.

[21]) Börner, a. a. O. S. 76 ff. (fürs Theater an der Wien als Abschiedstag fälschlich der 15. Jänner 1831 angeführt, vgl. dagegen unten Anm. 54).

[22]) Glossy-Sauer, III., S. 511 (München, Herbst 1831).

[23]) R. Fellner, Raimund in Berlin. Die Nation. VII., (Berlin 1890), S. 515 ff.; Der Sammler. XXIV., (Wien 1832), S. 212: „Diese Töne des Aschenliedes berühren in ihren einfachen Worten, in ihrer einfachen Weise, Schmerzen, die, durch das ganze Weltall vibrirend, den Wiederhall in jeder Brust finden"

[24]) Allgemeine Theaterzeitung. Hg. von Adolf Bäuerle. Wien 1826, S. 572.

[25]) Otto Weigmann, Schwind. Des Meisters Werke in 1265 Abbildungen. Stuttgart 1906, S. 54.

[26]) Wolfgang von Wurzbach, Josef Kriehuber. Katalog der von ihm lithographierten Portraits. München 1902, S. 187, Nr. 1626 (ohne Jahr).

[27]) Bücher und Bilder aus der Sammlung Adolf Hofbauer. Auktionskatalog. Wien 1919, S. 92, Nr. 1566. — Eine färbige Gratulationskarte, von J. E. (Endletzberger) aus Traganth verfertigt und mit Goldrahmen versehen, bewahrt die Sammlung Dr. Heymann in Wien. Die Karte stellt den Aschenmann und die Jugend vor (vgl. oben die Abbildung auf S. 149) und weist den zierlich gestochenen Vers auf:

Streb' nicht nach eitlen Glanz zu haschen,
Den jeder Zufall leicht zerstreut;
Dein Glück wird niemahls dan̄ zu Aschen,
Suchst du es in Zufriedenheit. J. E.

Weitere Gratulationskarten mit Raimund als Aschenmann, wobei der Stich von Schwind-Kriehuber zugrundeliegt, erschienen bei Anton Paterno in Wien oder waren von J. S. verfertigt (Gustav E. Pazaurek, Biedermeier-Wünsche. Stuttgart 1908, S. 17, 19 mit Abb. 21 und Tafel 50 links unten).

[28]) Antithesen, oder Herrn Humors Wanderungen durch Wien und Berlin. Eine Sammlung Skizzen aus dem Wiener und Berliner Volksleben, nach der Natur gezeichnet. Wien 1834, S. 68 (Aschenmänner in der Hauptstraße von Altlerchenfeld), 69 (Ruf).

[29]) Märzroth (M. Barach), Alt-Wien. Bilder und Geschichten. Leipzig (1885), S. 6; Karl Meisl, Memoiren. Wien 1868, S. 34.

[30]) Pachhueber's Leben und Meinungen in vertrauten Briefen an Zeitgenossen. II. An den Aschenmann: Wiener Gesellschafter zur Erheiterung für Gebildete. Hg. von And. Schumacher. 2. Heft. Wien 1833, S. 119 ff.

[31]) Fritz Brukner, Ferdinand Raimund in der Dichtung seiner Zeitgenossen. Wien 1905, S. 64 ff., Nr. 37.

[32]) Brukner, a. a. O., S. 43 ff., Nr. 32, besonders S. 44 f., Strophe 3 f.; Meisl, Memoiren. S. 57.

[33]) Vgl. den Nekrolog und den Bericht über das Leichenbegängnis von C. F. Weidmann: Allgemeine Theaterzeitung. Hg. von Ad. Bäuerle. Wien 1833, S. 83, 86 f. (darnach starb Bertoni in der Nacht vom 26. auf den 27. Jänner 1833 am Nervenschlag) und C. L. Costenoble, Aus dem Burgtheater 1818—1837. II., (Wien 1889), S. 140.

[34]) Hier stand vor kurzer Zeit noch als Zufriedenheit (2 Strophen): Weidmann, a. a. O., 1833, S. 86; Vogl IV., S. 336 f., Nr. 6; Glossy-Sauer III., S. 381, Nr. 8.

[35]) Abgedruckt bei Brukner, a. a. O., S. 47 ff., Nr. 35.

[36]) Brukner S. 63 f., Nr. 36: Es füllt das Haus sich an (2 Strophen).

[37]) Miotełki Nowakowskiego z melodramy Chlop Milionowy. Warschau, w litografii J. L. Wemmera. O. J. Fol. (Katalog einer hervorragenden Sammlung, enthaltend Altwieneransichten in Aquarell, Kupferstich und Lithographie. Versteigerung in Wien, den 27. Oktober 1903 durch Gilhofer & Ranschburg. Wien 1903, S. 49, Nr. 524).

[38]) Vogl (IV., S. 330 ff.) bot 8 (eigentlich 10) Aschenlieder, die Glossy-Sauer (III., S. 370 ff.) auf 12 (eigentlich 15) vermehrten, wozu noch Moritz Necker (Die Grenzboten. XLIX., [Leipzig 1890], S. 278 f.) zwei weitere fügte.

[39]) Wie groß ist doch mein Glück in meinem Mißgeschick (1 Strophe): C. J. F. Holzapfel, Theater-Geschenk der k. k. priv. Theater an der Wien und in der Josephstadt auf das Jahr 1831. (Wien 1831), S. 17; Vogl IV., S. 335, Nr. 4 (selbständiger II. Teil); Glossy-Sauer III., S. 385, Nr. 11 (selbständiger II. Teil). Taucht auch als dritte, unor-

ganische Strophe von „Wenn eines was verspricht, das halts darum noch nicht“ (Glossy-Sauer III., S. 383 f., Nr. 10), mit abweichenden Zeilen 5 und 6 auf, welches Lied aber sinngemäß nur aus zwei Strophen (Str. 1 spricht davon, daß die Treue oft nicht echt sei; Str. 2 handelt von falschen Freunden und entspricht mit Varianten Vogl IV., S. 334, Nr. 4, Str. 2 = Glossy-Sauer III., S. 385, Nr. 11, Str. 2 von „Ein Stutzer spricht ganz schwach“, wo sie aber keinen Zusammenhang mit Str. 1 hat, folglich unorganisch ist) bestehen kann.

[40]) O überglücklich Los! Ihr Beifall ist zu groß (1 Strophe): Vogl IV., S. 334, Nr. 3 (II. Teil) = Glossy-Sauer III., S. 373 (als 2. Repetition zu Nr. 2 und zwar in 2 Strophen, wobei sich Raimund in der zweiten entschuldigt, daß ihm nichts mehr einfalle, da sein Kopf schon zu schwach sei: Der Beifall wär' schon recht, allein mir geht's schon schlecht).

[41]) Es zieht auf stiller Heid' ganz winterlich beschneit (5 Strophen): F. Raimund, Des Aschenmannes Wiederkehr. In: Wiener Gesellschafter zur Erheiterung für Gebildete. Hg. von And. Schumacher. 2. Heft. Wien 1833, S. 102 ff.; Vogl IV., S. 337 f., Nr 7; Glossy-Sauer III., S. 379 ff., Nr. 7 und 530 (Textvarianten). — Über Raimunds erstes Auftreten am 10. Jänner 1833 in der Josefstadt wäre ein Bericht von C. F. Weidmann (Allgemeine Theaterzeitung. Hg. von A. Bäuerle. Wien 1833, S. 35 f.) zu vergleichen, worin es heißt (S. 35), daß Raimund als Aschenmann viermal hintereinander gerufen wurde, daß diese Szene „unübertrefflich“ war und „der Künstler überraschte am Schlusse dieser mit Enthusiasmus aufgenommenen Scene das Publikum mit neuen Couplets voll der sinnigsten Beziehungen auf seine Heimkehr und Wiedererscheinung. Der Beifall, mit welchem sie gehört wurden, war stürmisch.“

[42]) Mich macht kein Beifall müd', ich wiederhol' mein Lied (1 Strophe): Vogl IV., S. 333, Nr. 3 (I. Teil); Glossy-Sauer III., S. 381 (als Repetition von Nr. 7 = Anm. 41).

[43]) Ich sing' halt fleißig drauf, sie nehmen's gütig auf (1 Strophe): M. Necker, a. a. O., XLIX., S. 278 (als 3. Repetition).

[44]) Oft herrscht in einem Haus im Fasching Saus und Braus (10 Strophen): M. Necker, a. a. O., XLIX., S. 278 f.

[45]) Otto Rub, Das Burgtheater. Wien 1913, S. 57.

[46]) Karoline Pichler, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. Hg. von E. K. Blümml. II., (München 1914), S. 452, Anm. 129 f.

[47]) Allgemeine Theaterzeitung. Hg. von A. Bäuerle. Wien 1827, S. 100 und 108; Der Wanderer. Wien 1827, Nr. 56 (nächste Vorstellung am 1. März, Tag nach dem Aschermittwoch: ebd. Nr. 59).

[48]) Ich komm' auf ihren Wink ganz langsam und doch flink (3 Strophen): Holzapfel, a. a. O., 1831, S. 16 f.; Vogl IV., S. 335 f., Nr. 5; Glossy-Sauer III., S. 382 f., Nr. 9.

[49]) Leopold Josef Fitzinger, Versuch einer Geschichte der Menagerien des österreichisch-kaiserlichen Hofes mit besonderer Berücksichtigung der Menagerie zu Schönbrunn. Wien 1853, S. 73 f. (S. 13 und 14 Literatur über diese Giraffe); Glossy-Sauer III., S. 382 f., Anm. 1.

[50]) Glossy-Sauer III., S. 383, Anm. (Adolf Bäuerle, Die Giraffe in Wien); Friedrich Anton v. Schönholz, Traditionen zur Charakteristik Österreichs. Hg. von Gustav Gugitz. I., (München 1914), S. 95 f., mit Anm. 1.

[51]) Über Raimunds erstes Auftreten am 22. Februar 1831 in München: Börner S. 77 (fälschlich am 3. Februar); Franz Grandaur, Chronik des kgl. Hof- und National-Theaters in München. München 1878, S. 110 f.; Allgemeine Theaterzeitung. Hg. von A. Bäuerle. Wien 1831, S. 111. — Vom alten Isterland zieht still zum Isarstrand (5 Strophen): Glossy-Sauer III., S. 370 f., Nr. 1 und 529 f. (Varianten).

[52]) Börner S. 80 f.; R. Fellner, a. a. O. — Vom alten Isterland zieht still zum Spreestrand (5 Strophen): Glossy-Sauer III., S. 377 ff., Nr. 5 und 530 (Abweichungen).

[53]) And. Schumacher in einer längeren Besprechung dieses Gastspiels: Allg. Theaterzeitung. Wien 1831, S. 75.

[54]) Es ist halt so bestimmt, wie es der Mensch auch nimmt (3 Strophen): Glossy-Sauer III., S. 374, Nr. 3, mit der Angabe „In Wien 1832". Da aber Raimund 1832 in Wien nicht auftrat, so kann nur sein Abschied von den Wienern am 26. Jänner 1831 als Wurzel, womit er sein Gastspiel im Theater an der Wien beendigte (Der Wanderer. Wien 1831, Nr. 29, S. 52), gemeint sein.

[55]) Wenn man diese „Abdankung" bisher mit 15. Jänner 1831 datierte (Glossy-Sauer III., S. 472 f., Nr. 41), so ist dies falsch, denn am 15. Jänner 1831 trat Raimund im Theater an der Wien in seinem Stück „Der Barometermacher auf der Zauberinsel" auf (Bäuerles Allgemeine Theaterzeitung. Wien 1831, S. 28, 67; Der Sammler. XXIII., [Wien 1831], S. 52), konnte sich daher nicht als Wurzel verabschieden. Das richtige Datum (26. Jänner) ergibt die kurze Notiz in „Der Wanderer" (Wien 1831, Nr. 29, S. 52), worin es unter anderem heißt: „Der Beyfall, den er einerntete, war stürmisch und seine Dankrede sehr gelungen."

[56]) Börner S. 78; erstes und letztes Auftreten und zwar jedesmal als Wurzel am 13. November 1831 und 9. Jänner 1832 (Allgemeine Theaterzeitung. Hg. von A. Bäuerle. Wien 1831, S. 580 und 1832, S. 60; „Der Sammler." XXIV., [Wien 1832], S. 44).

[57]) Es ist halt so bestimmt, wie es der Mensch auch nimmt (5 Strophen): Vogl IV., S. 330 ff., Nr. 1; Glossy-Sauer III., S. 375 f., Nr. 4.

[58]) Ein Stutzer spricht ganz schwach (1 Strophe): Vogl IV., S. 334, Nr. 4; Glossy-Sauer III., S. 385, Nr. 11. Mit dieser Strophe ist eine weitere unorganisch verbunden (vgl. oben Anm. 39).

[59]) Ein Jahr ist es beinah', stand ich am Abend da (4 Strophen): Vogl IV., S. 332 f., Nr. 2; Glossy-Sauer III., S. 378 f., Nr. 6 und 530 (Abweichungen). — Raimund trat 1832 am 5. September zum erstenmal in Hamburg wieder

als Wurzel auf: Allg. Theaterzeitung. Wien 1832, S. 760, vgl. noch S. 784 und 811; Der Sammler. XXIV., (Wien 1827), S. 484 mit folgendem Bericht: „Die Verse, welche der verdienstvolle Gast, als eine Wiederholung des Aschenliedes laut und einstimmig begehrt wurde, vortrug, waren der lieblichen Melodie recht passend untergelegt und konnten ihres Eindrucks nicht verfehlen“.

[60]) Börner S. 78; Herm. Uhde, Das Stadttheater in Hamburg 1827—1877. Stuttgart 1879, S. 55ff., 86; F. L. Schmidt, a. a. O., II., S. 293; „Der Sammler.“ XXIII., (Wien 1831), S. 528. — Über den Erfolg des Aschenliedes beim ersten Auftreten (1. September 1831) berichtet „Der Sammler“ (a. a. O. S. 476) nach einer Hamburger Zeitung: „Auf einstimmiges Verlangen der begeisterten Menge mußte Hr. Raimund das Aschenlied wiederhohlen; die sinnigen und rührenden Verse, welche er der lieblichen Melodie unterlegte, beurkundeten neuerdings das tiefe Gemüth dieses wahrhaft seltenen Künstlers.“

[61]) Der Sommer ist dahin, der Herbst will auch schon ziehn (4 Strophen): Glossy-Sauer III., S. 372f., Nr. 2. — Das erste Auftreten als Wurzel während des zweiten Gastspiels fand in München am 13. November 1831 statt: Allg. Theaterzeitung. Wien 1831, S. 580. Hier heißt es: „das Aschenlied, und besonders die eingelegten Strophen über die Cholera machten Furore“.

[62]) Fünf | Weltliche Lieder, | Das Erste. | Aus der Zauber-Pantomime: | Der Bauer als Millionär. | Der Aschen Mann. | So Mancher steigt herum &c. &c. | Das Zweyte. | Tadädl. | Jetzt komm ich grad da übers Eck &c. &c. | Das Dritte. | Die Tabakspfeife | Erster Theil. | Ueber die Beschwerden dieses Lebens &c. | Das Vierte. | Der Schlaf. | Schlumm're mein Bräutchen in Ruh &c. | Das Fünfte. | Liebe und Freundschaft. | Lieb und Freundschaft geben &c. &c. || Wien, 1827. — 8⁰, 4 Bll. Auf Bl. 4b: Zu finden bey Ignaz Eder, Kupferstichhändler am | Thurn in der Fleckſieder Gasse im eigenem Hause | Nr. 76 zum guten Hirten. — Wiener Stadtbibliothek 21960 A, Bd 5. — Das Aschenlied auf Bl. 1b—2a.

63) Gegenüber Glossy-Sauer I., S. 298 f. folgende Varianten: I $_3$ Trägt; $_4$ Ist dummer (!) als ein ... — II$_4$ Trakter; in d' Küche. — III$_1$ So [Doch; $_6$ Dankbarkeit [Freundlichkeit; $_7$ treuen [treuer.

64) Ein schönes | weltliches Lied, | der Milionär | als | Aschen-Mann. || Bild (links Haus mit Weinzeiger, rechts rückwärts Kirche, vorne ein schreitender Mann). || 1827. — 8°, 2 Bll. Im Besitze von Dr. Richard Abeles in Wien.

65) Drei schöne | weltliche Lieder. || Das Erste: | Der Millionör als Aschenmann, rc. | Das Zweite: | Wie scheint der Mond so hell in | meines Voters Gorten rc. | Das Dritte: | Das Stufen-Alter von zehn bis | hundert Jahren. | Vignette (Blumenkorb). || 1829. — 8°, 4 Bll. Im Besitz von Dr. Blümml.

66) Gegen Glossy-Sauer (I., S. 298 f.) zeigen 1827 (Anm. 64) und 1829 (Anm. 65) folgende Abweichungen: I$_1$ geht [steigt; $_3$ Trägt; $_4$ Ist dümmer als ein ...; $_6$ O Freunde, das ... — II$_3$ frug (1829); $_4$ Trakteur; $_6$ in d' Küche ... — III$_1$ So [Doch; $_2$ etwa Geld; $_5$ Denn [Vor; $_6$ Ich schätze jederzeit; $_9$ Ein Aschen! Ein Aschen! — 1827 und 1829 stimmen, wie man sieht, bis auf II$_3$ völlig miteinander überein.

67) Der wiedergegebene Text folgt 1829, da dieser betreffs Rechtschreibung und Zeichensetzung gegenüber 1827 höher zu bewerten ist; doch ist letztere im Abdruck geregelt. — An Abweichungen weist 1827 auf: I$_3$ frags; $_4$ ihm ... behalt'n (1829 behalten); $_5$ Ich ziehe meinen ...; $_8$ Komm'n (1829). — II$_2$ Fragt; $_8$ = Monn. — III$_3$ Praßen (1827, 1829); $_6$.. Aschen nicht mehr her; $_7$ = Monn. — IV$_3$ Gebts (! 1829) ... von (1827); $_4$ So wärn die Sackeln lerr.

68) Ein schönes neues Lied. | Der | Bauer als Milionär. || Vignette. || Wien, 1810. — 8°, 2 Bll. Im Besitz von Dr. Blümml.

69) Varianten gegenüber Glossy-Sauer I., S. 298 f.: I$_3$ Trägt; $_8$ Ist er ein ... — II$_2$ Von Preißler (!) Spitzen ...; $_3$ fragt'; $_4$ Trakteur; $_6$ in d' Küche. — III$_5$ aller (!); $_6$ Dankbarkeit [Freundlichkeit; $_9$ Ein Aschen! Ein Aschen!

70) Abweichungen gegenüber Glossy-Sauer III., S. 383f., Nr. 10: I_2 hält's. — II_2 treuer [guter; $_3$ oft [ja. — III_1 nun [nur; $_8$ auf (!) [ruf; $_9$ Ein Aschen! Ein Aschen!

71) Varianten: $_3$ zu fehlt; $_4$.. werd'n ... Säcke ...; $_5$ Vermögen schwindet bald; $_6$ Sie fehlt.

72) Dem alten Jahr geht's schlimm, kein Mensch spricht mehr von ihm (4 Strophen): Vogl IV., S. 338ff., Nr. 8; Glossy-Sauer III., S. 385ff., Nr. 12 und 531 (Varianten). — Vorgetragen wurde das Lied jedenfalls in einer Vorstellung des „Bauer als Millionär", die knapp vor Neujahr in Wien stattfand; in Betracht kämen nur im Leopoldstädter Theater die Jahre 1826/27, 1827/28, 1828/29 und 1829/30. Die dem ersten Jänner zunächst liegenden Tage dieser Jahre, an denen „Das Mädchen aus der Feenwelt" gegeben wurde, waren der 27. Dezember 1826 (nächste Aufführung am 4. Jänner 1827: Chronologisches Verzeichniß aller auf den fünf Theatern Wien's gegebenen Vorstellungen. III., [Wien 1828], S. 9, 10), 26. Dezember 1827 (nächste Aufführung am 26. Jänner 1828: ebd. IV., [Wien 1829], S. 9, 12), 6. Dezember 1828 (nächste Aufführung am 5. Mai 1829: Der Wanderer. Wien 1828, Nr. 340; 1829, Nr. 125) und 27. Dezember 1829 (nächste Aufführung 5. Februar 1830: ebd. Wien 1829, Nr. 361; 1830, Nr. 36).

73) Über diese Sitte unterrichtet eingehend ein Büchlein von Johann Ritter von Lucam (Der Neujahrswunsch, oder: Kritische Würdigung aller Meinungen, die sich gegen die Aufhebung der Sitte des Neujahrwünschens erhoben haben. Ein Wort zur Zeit und zur Beförderung eines wohlthätigen Zweckes. Wien 1831. Gr. 8°, 45 S.), das im Dezember 1830 entstanden ist. — Wiener Neujahrsenthebungskarten der Jahre 1831, 1832, 1834 und 1835, hergestellt bei Josef Trentsensky, bewahrt die Wiener Hofbibliothek (Flugblätter: Österreich 1809—1847).

74) Vgl. über Karl Boloz von Antoniewicz die Angaben bei Pichler-Blümml, a. a. O., II., S. 270f., 572 : 448 mit weiterer Literatur.

[75]) Stanzen eines nordischen Aschenmannes. Wien, Gedruckt bey den PP. Mechitaristen, 1831. Gr. 8°, 28 SS. (Wiener Stadtbibliothek.)

[76]) Fünf schöne | Neue Lieder. | Das Erste. | Der Aschenmann. | Komm du zu mir hervor ꝛc. | Das Zweyte. | Es kann ja nicht immer so bleiben ꝛc. | Das Dritte. | Nehmt den Humpen in die Hand ꝛc. | Das Vierte. | Arie aus Preciosa. | Einsam bin ich nicht alleine ꝛc. | Das Fünfte. | Der Metzger. | Mit Blut bespritzt und Messern scharf ꝛc. | Bild. || Gedruckt in diesem Jahr. — 8°, 4 Bll. München, kgl. Hof- und Staatsbibliothek: Sammelband P. o. germ. 852 w, Bd. I., Nr. 13.

[77]) Ludwig Tobler, Kleine Schriften zur Volks- und Sprachkunde. Frauenfeld 1897, S. 136; Karl Fajkmajer, Skizzen aus Alt-Wien. Wien 1913, S. 62; Realis, Curiositäten und Memorabilien-Lexicon. II., (Wien 1846), S. 81 f.

[78]) Mündliche Überlieferung.

[79]) E. K. Blümml, Schottkys Volksliedernachlaß. I., (Wien 1912), S. 119, Anm. 2.

[80]) Neues | weltliches Lied. || Der Aschenmann. | Erster Theil. | Bild (Aschenmann mit Butte und Krücke vor Häusern). || Znaim. | Gedruckt und zu haben bei M. Hofmann. — 8°, 2 Bll. Wiener Stadtbibliothek: 39976 C (Volksliedschachtel). — Beim Abdruck dieses und aller folgenden Lieder ist die Zeichensetzung den Originalen gegenüber etwas geregelt. — Vgl. oben S. 168 die Wiedergabe der Titelseite.

[81]) Neues | weltliches Lied. || Der Aschenmann. | Zweiter Theil. | Bild (ein Bauer). || Znaim. | Gedruckt und zu haben bei Martin Hofmann. — 8°, 2 Bll. Wiener Stadtbibliothek: 39976 C (Volksliedschachtel).

[82]) Zwei sehr beliebte Lieder | vom | Aschenmann. || Zu singen | nach der allgemein bekannten Arie: | Weil man's so gerne hört, | Das Aschenlied begehrt, | So wag' ich's, und erschein' | Damit auch im Verein. || Im Verlage bei Franz Barth in Wien, | Mariahilf, kleine Kirchengasse Nr. 28. || Wien. | C. 42. S. 11. 15. — 8°, 4 Bll. Auf Bl. 1 b: Gedruckt bei Johann

Nep. Fridrich. | 1844. — Wiener Stadtbibliothek: 39976 C (Volksliedschachtel).

Das erste Lied, auf Bl. 2a—3a, zeigt gegenüber [81]), unter sklavischer Beibehaltung des Druckfehlers (mit Behag'n) in I_5, folgende Abweichungen: I_6 Sunst lieget's mir im ...; $_9$ In Aschen! In Aschen! (ebenso in allen folgenden Strophen der Kehrreim verdoppelt). — II_7 san [seyn. — IV_4 nöt [nit. — V_3 nöt [nit; $_7$ gäbe [gebe. — VI_6 a [ka. — VII_5 Manche (!).

Das zweite Lied handelt von Napoleons Beisetzung im Invalidendome zu Paris.

[83]) Otto Horn (Adolf Bäuerle), Therese Krones. Roman aus Wien's jüngster Vergangenheit. III.[2], (Wien 1855), S. 105 f. — Über die Mordtat und Jaroszynski vgl. man Ignaz F. Castelli, Memoiren meines Lebens. Hg. von Josef Bindtner. II., (München 1914), S. 82 ff., 501 f.

[84]) Karl Meisl, Memoiren. Wien 1868, S. 34.

[85]) Pichler-Blümml, a. a. O., [2]II., S. 716, Register (unter Napoleon).

[86]) Paul Holzhausen, Napoleons Tod im Spiegel der zeitgenössischen Presse und Dichtung. Frankfurt a. M. 1902, S. 10 ff.

[87]) Holzhausen, S. 18 ff.

[88]) Holzhausen, S. 68 ff.

[89]) F. W. Freiherr von Ditfurth, Die historischen Volkslieder von der Verbannung Napoleons nach St. Helena 1815 bis zur Gründung des Nordbundes 1866. Berlin 1872, S. 13 f., Nr. 10 (Tod); 78 f., Nr. 54 (Beisetzung in Paris).

[90]) August Fournier, Napoleon I. [2]III., (Wien 1906), S. 361 ff.

[91]) Die Todtenfeier des Kaisers Napoleon. Leipzig 1841, S. 11 ff.

[92]) Holzhausen, S. 83, Anm. 1; Die Todtenfeier rc. S. 9 f.

[93]) Fournier, [2]III., S. 3 ff.

[94]) Handschriftlicher Nachlaß des Johann Baptist Moser in der Wiener Stadtbibliothek, Heft Invent. Nr. 11643 mit einigen Abweichungen im Texte und zwar:

I_9 Vom A. — II_6 jeder [jede; $_7$ is; $_8$ itzt . . .; $_9$ Auf'n . . — III_5 Den ewig großen . . .; $_6$ Dem [Den; $_8$ Den fordert itzt P. — V_4 immer [ewig; $_5$ Wenn nur des Volkes Wut; $_6$ Im Herzen nicht die Glut; $_7$ Flamme; $_9$ Für'n A. — VI_1 von diesem M.; $_2$ nicht [nichts; $_3$ Obwohl der Welt entrückt; $_4$ Daß sie durch ihn beglückt; $_6$ gekannt [erkannt. — VII_5 schlummern [ruhen; $_7$ die Ruhe [den Frieden; $_8$ Muß noch . . — VIII_2 Nimmt den . . — IX_5 is [ist; $_8$ kan [kein'.

[94a]) Hds. 11643 der Wiener Stadtbibliothek (zu Mosers handschriftlichem Nachlaß gehörig). Über den Brand von Steyr vgl. man E. K. Blümml, Der Brand in Steyr 1842 und die Wiener Wohltätigkeit. Heimatgaue. I., (Linz 1919), S. 100 ff., besonders S. 103.

[95]) Wurzbach V., S. 368 ff.; K. Glossy in: Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. X., (Wien 1901), S. 329 ff., 344 ff., XXI., (Wien 1912), S. 2, 23 f., 168 a (Register).

[96]) Vergleiche über die Sittenschilderungen, die einen geographischen Begriff mit „Wie es ist" verbinden, die eingehenden bibliographischen Nachweise von R. F. Arnold (Zeitschrift für Bücherfreunde. V., [Leipzig 1901/02], S. 141 ff., 359 f.), A. L. Jellinek (ebd. V., S. 358 f.) und Gustav Gugitz (ebd. V., S. 479 ff.).

[97]) A. J. Groß-Hoffinger, Wien wie es ist. Viertes Heft: „Der Karneval" und „Aschermittwoch-Lieder". Leipzig 1847, S. 32 ff.: Wo ist die gold'ne Zeit der Buchverlagsamkeit (12 Strophen).

[98]) Ebd. IV., S. 37 ff.: Wo ist die gute Zeit, die alte Lustbarkeit (10 Strophen).

[99]) Ign. F. Castelli, Memoiren meines Lebens. Hg. von Josef Bindtner. II., (München 1914), S. 1 ff., 483 ff., 491 ff.

[100]) Vgl. Alexander Freiherr von Helfert, Die Belagerung und Einnahme Wiens, October 1848 Leipzig 1869, S. 53, 103 ff., 115 f., 178, 226.

[101]) Berthold Auerbach, Tagebuch aus Wien. Von Latour bis auf Windischgrätz (September bis November 1848). Breslau 1849, S. 206.

[102]) Auerbach, ebd. S. 220 f.; Helfert, Die Belagerung ꝛc., S. 222 (Leopoldstadt), 261 (Landstraße), 408 ff.

[103]) Alexander Freiherr von Helfert, Der Wiener Parnaß im Jahre 1848. Wien 1882, S. 288, Nr. 1548.

[104]) Helfert, Parnaß, S. 251, Nr. 1342.

[105]) Helfert, Parnaß, S. 178, Nr. 937.

[106]) Helfert, Parnaß, S. 410, Nr. 2031.

[107]) Helfert, Parnaß, S. 410, Nr. 2029.

[108]) Oskar Wiener, Arien und Bänkel aus Altwien. Leipzig 1914, S. 367 f. — Der Originaldruck, ein offenes Blatt, wobei Bl. 1a und 2b leer sind, in der Wiener Stadtbibliothek (50834 C unter Betz). Auf Bl. 1b: 52. | Bild (Lithographie): Ein Aschenmann mit der Aschenkrücke in der Hand und der Butte auf dem Rücken unter Häusertrümmern; auf dem Boden liegen Kugeln und Balken zerstreut. Darunter: Der Wiener Aschenmann | erster Theul. | Verfast von dem Volkssanger August Betz. | Arie nach Raimunds Aschenlied. — Auf Bl. 2a am Schlusse: Wien b. Anton Leitner Kupferstecher Schottenfeld Feldgahse No. 241. — Vgl. das Faksimile der Titelseite oben S. 188.

[109]) Helfert, Die Belagerung ꝛc., S. 216, 224 f., 228, 262.

[110]) W. G. Dunder, Denkschrift über die Wiener October-Revolution. Wien 1849, S. 865.

[111]) Dunder, S. 770 f.; Helfert, Die Belagerung, S. 224, 244 f.

[112]) Dunder, S. 772 ff.; Helfert, Die Belagerung, S. 272 ff.

[113]) Dunder, S. 774; Helfert, Die Belagerung, S. 274.

[114]) No. 88. | Der Wiener | Aschenmann. || Eigenthum und im Verlag bei Franz Barth | in Wien, | Mariahilf, kleine Kirchengasse Nr. 28. || Ein Zeitgedicht | zur | Erinnerung an die Wiener Oktobertage des Jahres 1848. | Verfaßt von | August Betz. | Nach der Melodie des Aschenmannes | von | Ferdinand Raimund. || D. 45. — 8°, 4 Bll. (Hofbibliothek in Wien: 486.703 A).

Eine in der Titelanordnung und im Text von a), welcher der Abdruck folgt, etwas verschiedene Ausgabe besaß Adolf

Hofbauer in Wien (Bücher und Bilder aus der Sammlung Adolf Hofbauer. Auktionskatalog. Wien 1919, S. 101, Nr. 1710) und besitzt Herr Georg Eckl in Wien:

b) No. 88. | Der Wiener | Aschenmann. || Eigenthum und im Verlag bei Franz Barth, | Mariahilf, kleine Kirchengasse Nr. 28 in Wien. || Ein Zeitgedicht | zur | Erinnerung an die Wiener Oktobertage des Jahres 1848. | Verfaßt vom Volkssänger | August Betz. | Nach der Melodie des Aschenmannes. (!) | von | Ferdinand Raimund. || D. 45. — 8°, 4 Bll.

An Abweichungen gegenüber a) ergeben sich, die Zeichensetzung ausgenommen:

III$_4$ niederbrennt. — V$_7$ g'scheg'n. — VII$_3$ Seins; $_7$ Wanns. — XII$_2$ a [ein. — XIV$_1$ Gloggnitzerbahn. — XVII$_1$ Drum.

Einen dritten, im Titel und sonst abweichenden Druck bewahrt die Wiener Stadtbibliothek (50834 C unter Betz) aus dem Nachlasse des Dichters L. A. Frankl:

c) No. 88. | Der Wiener | Aschenmann. || Eigenthum und im Verlag bei Franz Barth, | Mariahilf, kleine Kirchengasse Nr. 28, in Wien. || Ein Zeitgedicht | zur | Erinnerung an die Wiener Oktobertage des Jahres' 1848. | Verfaßt von | August Betz. | Nach der Melodie des Aschenmannes | von | Ferdinand Raimund. || D. 45. — 8°, 4 Bll.

Die Abweichungen gegenüber a), ohne Berücksichtigung der Interpunktion, weisen auf nähere Beziehungen zu b): I$_4$ Freud. — II$_1$ Richt. — III$_4$ niederbrennt. — V$_7$ g'scheg'n. — VI$_4$ Peltz'. — VII$_3$ Seins; $_7$ Wanns. — VIII$_6$ denselben. — XII$_2$ a [ein. — XIV$_1$ = Gloggnitzerbahn. — XV$_4$ s'. — XVII$_1$ Drum. — XVIII$_7$ lang.

[115]) Bereits am 24. Oktober 1848 spielten sich bei der St. Marxerlinie (Wien III.) kleinere Scharmützel ab und fielen Granaten und Kartätschen ein, ohne aber besonderen Schaden anzurichten (Dunder, S. 653, 655). Die volle Wucht des Angriffes hatte diese Linie erst am 28. Oktober auszuhalten, als der gegen die Landstraße und Leopoldstadt gerichtete allgemeine Angriff der Truppen begonnen hatte. Wohl verbarrikadiert, aber schwach verteidigt, fiel die St. Marxer

Linie, nachdem vier Geschütze den Sturm vorbereitet hatten, bereits im Laufe des Vormittags dem General Karl Zeisberg, der sich an die Spitze eines kleinen Häufleins Freiwilliger gestellt hatte, in die Hand, wobei die geringe Zahl der Verteidiger sich verzweifelt gewehrt hatte (vgl. Dunder, S. 731, 732, 737, 747, 749, 849 f.; Helfert, Die Belagerung, S. 748).

[116]) Vgl. den 2. Teil des Gedichtes von Betz, Str. 2: Wiener, a. a. O., S. 367.

[117]) Vgl. oben S. 190 mit Anm. 111—113.

[118]) Gegenüber Teil II, Str. 4 (Wiener, S. 368) ergibt sich betreffs der in Trümmer geschossenen Häuser Lerchenfelds (Wien VII.) oben eine kleine Abweichung; während dort nur von einem Haus gesprochen wird, werden hier zwei Häuser genannt. Tatsache ist, daß sich die Tätigkeit der kaiserlichen Truppen und der Aufständischen bei der Lerchenfelderlinie am 26., 28. und 30. Oktober nur auf das Abgeben von Kanonenschüssen beschränkte. Vgl. Dunder, S. 685, 747, 815; oben S. 189 mit Anm. 110.

[119]) Pelz = Stützhölzer; zum Zeitwort pelzen = ein Haus stützen (Schmeller-Frommann, B. Wb. [2]I., Sp. 390).

[120]) In Neulerchenfeld (Wien XVI.), das Breitenfeld gegenüber vor der Linie lag, hatten sich wohl am 26. Oktober 1848 heftige Kämpfe abgespielt. Breitenfeld (jetzt Wien VIII.) lag aber während der ganzen Belagerung nur im Ertrag der kaiserlichen Geschütze, daher der geringe, hier angerichtete Sachschade. Vgl. Helfert, Die Belagerung, S. 228, 247.

[121]) Dürfte sich auf den Angriff der kaiserlichen Truppen am 23. Oktober beziehen, wo es diesen gelang, die Aufständischen von der Ferdinands-Wasserleitung zu vertreiben und hinter den Linienwall zu jagen, worauf Lichtenthal (Wien IX.) beschossen wurde (Helfert, Die Belagerung, S. 174). Möglicherweise hat Betz aber auch den heftigen Angriff der Truppen bei der Nußdorferlinie am 26. Oktober im Auge, dem einige Häuser und viele Fensterscheiben zum Opfer fielen (Helfert, Die Belagerung, S. 224).

[122]) Die Einäscherung des Gasthauses „Zum Auge Gottes", noch heute bestehend (Wien IX.), erfolgte am 23. Oktober durch die Aufständischen selbst; die Gründe, welche diese dazu bewegten, sind nicht ganz klar (Helfert, Die Belagerung, S. 177, 483 f., Anm. 115; Dunder, S. 617 f., 651).

[123]) Matthias Feldmüllers Holzverlag in der Spittelau (Wien IX.) fiel den Flammen ebenfalls am 23. Oktober zum Opfer; Grund war die Beschießung Lichtenthals und der Spittelau durch die Kaiserlichen; der Brand war am Abendhimmel weithin sichtbar (Helfert, Die Belagerung, S. 177; Dunder, S. 651).

[124]) Der Unterhaltungssaal „Odeon", in der Praterstraße (Wien II.) gelegen, wurde am Abend des 28. Oktober bei den heftigen Kämpfen, die in der Praterstraße wüteten, ein Raub der Flammen, die in den hunderten Strohbündeln, welche im Odeon als Lagerstroh herumlagen, reichliche Nahrung fanden. Die Entstehungsursache des Brandes ist nicht geklärt und es bleibt fraglich, ob kaiserliche Truppen oder zurückziehende Mobile ihn verursachten. Vgl. Dunder, S. 744; Helfert, Die Belagerung, S. 267, 270.

[125]) Am 26. Oktober nachmittags spielten sich heftige Kämpfe zwischen der Sophien- und Franzensbrücke (Wien III. und II.) ab, die damit endeten, daß die kaiserlichen Truppen die Dampfmühle besetzten und die großen Holzlegestätten am rechten Donaukanalufer aufwärts der Sophienbrücke in Brand schossen. Die Aufständischen zündeten das in der Nähe der Dampfmühle gelegene Bad „am Schüttel" an. Daraus entstanden dann jene großen, bis in die späte Nacht währenden, am 27. Oktober ihre Fortsetzung findenden Brände, denen die meisten Häuser der Franzallee (Wien II.), einige Fabriken u. a. zum Opfer fielen. Vgl. Dunder, S. 691, 692 f., 716 ff.; Helfert, Die Belagerung, S. 229 f., 239 f., 270.

[126]) Gegen die Jägerzeile (heute II. Praterstraße), an deren Ende, dem Nordbahnhof gegenüber die Sternbarrikade errichtet war, gingen die Kaiserlichen schon am 26. Oktober vormittags mit Zwölfpfündern los und bereits nachmittags

brannten beide Eckhäuser der Jägerzeile, in denen steirische Scharfschützen postiert waren (Helfert, Die Belagerung, S. 222, 229).

[127]) Surm = Haufe, Schwarm (Schmeller-Frommann, B. Wb. ²II., Sp. 327).

[128]) Am frühen Nachmittag des 31. Oktober waren die Truppen des FML. Karl Ritter von Hartlieb am Burgglacis angriffsbereit gestellt und die Aufforderung ergangen, die Burg zu übergeben. Die Nationalgarden, vom besten Willen beseelt, dieser Aufforderung nachzukommen, wurden durch Mobile getäuscht und so kam es, daß FML. Hartlieb, als um 3 Uhr nachmittags das allgemeine Bombardement der Stadt begann, mit zwei Zwölfpfündern auch das Burgtor beschießen ließ. Bald darnach drangen Truppen stürmend unter Oberst Felix Fürst Jablonowski gegen das Burgtor vor, mußten aber zurückgezogen werden und das Bombardement begann neuerdings. Nach einer Viertelstunde stürmten von der Paradeisgärtchenseite drei Kompagnien Otočaner heran, die, durch Kanonenschüsse empfangen, mehrere Leute verloren und sich ebenfalls zurückziehen mußten, worauf neuerlich die Beschießung einsetzte. Vgl. Helfert, Die Belagerung, S. 394 ff., 399 f.; Dunder, S. 867 ff.

[129]) Durch Zufall fiel bei der Beschießung der Stadt Wien am Nachmittag des 31. Okober 1848 eine Brandbombe aufs Dach der Hofbibliothek (Wien I., Josefsplatz) und zündete zwischen 4 und 5 Uhr nachmittags. Das Dach, ein Teil der Augustinerkirche und viele naturhistorische Gegenstände wurden durch diesen Brand vernichtet, der bis spät in die Nacht hinein währte und mit dessen Bewältigung ein Teil der eingedrungenen Truppen vollauf zu tun hatte. Vgl. Helfert, Die Belagerung, S. 406 f., 410 ff., 415 und 517 ff., Anm. 275; Dunder, S. 875 f., 880 ff.

[130]) Der Schmelzer Friedhof, der am 26. Oktober von Garden und Mobilen stark besetzt war, wurde, nachdem ein vergeblicher Sturm und eine entsprechende Vorbereitung durch die Artillerie, welche Grabsteine und Statuen zerschoß und

die Gräber aufwühlte, vorangegangen waren, von kaiserlicher Infanterie gestürmt, am Abend jedoch wieder aufgegeben (Helfert, Die Belagerung, S. 224, 228; Dunder, S. 700 f.). Am 28. Oktober hatten ihn die Kaiserlichen wieder in Besitz und verwendeten die hölzernen Friedhofskreuze als Brennstoff (Helfert, Die Belagerung, S. 247). — Am gleichen Tage wurden der Matzleinsdorfer Friedhof, der aber wieder geräumt werden mußte, und der Hundsthurmer Friedhof von den kaiserlichen Truppen erstürmt, was ebenfalls nicht ganz ohne Verheerungen abging, wenn gleich diese beiden Friedhöfe lange nicht so litten, wie der Schmelzer Friedhof (vgl. Dunder, S. 748; Helfert, Die Belagerung, S. 244, 246).

[131]) Beim allgemeinen Angriff am 28. Oktober galt es auch, sich des Gloggnitzerbahnhofes, heute Südbahnhof, zu bemächtigen, der, von Studenten, Arbeitern und Proletariern verteidigt, vormittags von den kaiserlichen Truppen tatkräftig beschossen, aber vergebens zu stürmen versucht worden war. Um 4 Uhr nachmittags neuerlich aufs Heftigste mit Granaten und Bomben bearbeitet und zum Teil in Brand geschossen, gelang es den Truppen erst bei einbrechender Dämmerung den Bahnhof, der greuliche Verwüstungen aufwies, in Besitz zu nehmen. Vgl. Helfert, Die Belagerung, S. 245 f., 263 ff.; Dunder, S. 742, 748. — Das Belvedere, in dem der Insurgentengeneral Bem sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, wurde vom Einschnitt der Ostbahn aus am 28. Oktober vormittags beschossen und von den Aufständischen schon nach den ersten Schüssen zum Großteile geräumt, so daß die Verwüstungen nur gering waren (Helfert, Die Belagerung, S. 246, 263; Dunder, S. 742).

[132]) Ein offenes Blatt, wobei Bl. 1a und 2b weiß: 56. | Bild (Lithographie): Ein rufendes Aschenweib. | Das Wiener Aschenweib | als Seitenstük zum Aschenmann. | Verfast von Johann Ernst. | Arie nach Raimunds Aschenlied. — Am Fuße von Bl. 1b: Wien b. Anton Leitner Kupferstecher Schottenfeld Feldgasse No. 241. — 8°, 2 Bll., Wiener Stadtbibliothek (50834 C unter Ernst). — Vgl. das Faksimile des Titels

oben S. 199. — Über Johann Ernst vgl. Helfert, Parnaß, S. 444 b.

[133]) Ein Verzeichnis aller Hingerichteten und Verurteilten bei Dunder, S. 903 ff.

[134]) Ein offenes Blatt, wobei Bl. 1a und 2b leer; auf Bl. 1b: Bild (Lithographie): Ein Aschenbursche in Pantoffeln, mit Krücke und Butte, im Hintergrunde ein Gefecht. Darunter: Der europäische Aschenmann | bearbeitet von August Betz. | Ausschließliches Verlagsrecht u. Druck von C. Barth Mariahilf No. 28 in Wien. — 8°, 2 Bll. (Wien, Stadtbibliothek, 39976 — C: Volksliedschachtel.) — Vgl. das Faksimile des Titels oben S. 203.

[135]) Vgl. darüber Thomas, La guerre d'orient de 1854 à 1855. Paris (1901), S. 32 ff.

[136]) Vgl. Edmond Bapst, Les origines de la guerre de Crimée. Paris (1912), S. 155 ff., 345 ff.; Thomas, S. 15 ff.

[137]) Heinrich Friedjung, Der Krimkrieg und die österreichische Politik. Stuttgart 1907, S. 9.

[138]) Friedjung, S. 81 ff., 96, 116.

[139]) Friedjung, S. 121 f.

[140]) Ein offenes Blatt, wobei Bl. 1a und 2b leer sind; auf Bl. 1b: Bild: Vorn ein Aschenmann mit Butte am Rücken, stützt sich auf Krücke; im Hintergrund rechts Kirchturm, links Baum, Wegweiser. Hügelige Landschaft, sich nach rückwärts senkende Straße. Darunter: Der russisch türkische Aschenmann. | von Joh. Ernst. | Arie: Der Aschenmann von Raimund. — Am Fuße der Seite: Eigenthum des Ant. Leitner, Bürger u. Kupferstecher Schottenfeld Feldgasse No. 241 in Wien. — Vgl. das Faksimile des Titels oben S. 209.

[141]) Über Joh. Ernst vgl. Helfert, Parnaß, S. 444b.

[142]) Die Sammlung des Bischofs Michael Haas befindet sich durch die Güte meines 1918 verstorbenen ehemaligen Lehrers Prof. Dr. Joh. W. Nagl in meinem Besitz. Über die Bestrebungen des Bischofs Michael Haas auf volkskundlichem Gebiete vgl. man J. W. Nagl in Nagl-Zeidler, Deutschösterreichische Literaturgeschichte. II., S. 101; sonst noch Rich. Rotter.

Michael Haas. Biographischer Beitrag zu einer künftigen Geschichte des ungarischen Schulwesens. Progr. Oberrealschule Ofen 1859.

[143]) Vgl. über Martinelli als Volksschauspieler: Ludwig Eisenberg, Großes Biographisches Lexikon der Deutschen Bühne im XIX. Jahrhundert. Leipzig 1903, S. 646 ff., besonders S. 648; A. Bettelheim in: Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog. XVIII., (Berlin 1917), S. 37 ff. und Neue Gänge mit Ludwig Anzengruber. Wien 1919, S. 187 ff., 309.

[144]) Mitgeteilt von meinem Schwiegervater Herrn Oberlehrer i. P., Julius Zoder in Wien († 29. September 1919).

[145]) Gemalt vom Maler Alexander Goltz als Deckengemälde, das die Apotheose der Wiener Schauspielkunst darstellt. Es erscheinen darinnen (links) u. a. Mozart mit der Königin der Nacht und Papageno, Raimund mit der Jugend (Krones) und dem Aschenmann (Girardi) usw.

[146]) Max Kalbeck, Raimund im Burgtheater. Neues Wiener Tagblatt, Nr. 44 vom 16. Februar 1918, S. 2—4 (Feuilleton), besonders S. 4 c.

[147]) Neue Freie Presse, Nr. 19.227 vom 5. März 1918. Abendblatt, S. 1 a (unter: Kleine Chronik).

Johann Mederitsch, genannt Gallus, und das Wiener Volkslied (S. 214 ff.).

Zuerst: Mozarteums-Mitteilungen. 1. Jahrgang. Heft 2. Salzburg 1919, S. 21—23. Hier erweitert und vermehrt.

[1]) Wiener Lieder und Tänze. 2 Bde. Wien 1911 und 1913.

[2]) Arien und Bänkel aus Altwien. Leipzig 1914.

[3]) Der Wiener Volks- und Bänkelgesang in den Jahren von 1800—1848. Wien, o. J. (1913).

[4]) Der Wiener Walzer. Wien 1917.

[5]) Grillparzers Klavierlehrer Joh. Mederitsch, genannt Gallus. Altwiener Kalender für das Jahr 1919. Wien 1919, S. 134 ff. — Vgl. noch die biographische Skizze von A. Fareanu, Musikpädagogische Zeitung. VIII., (1918), Nr. 3, S. 17 ff.

[6]) Signatur VII. 2207.

[7]) Die travestirte Alceste. Ein komisches Singspiel in zwey Aufzügen. Aufgeführt auf dem k. k. privilegirten Schikanederischen Theater. Wien 1802, S. 48 f.

[8]) Antiope und Telemach. Als Telemachs zweyter Theil. Eine Karrikatur in Knittelreimen mit Gesang in zwey Aufzügen. Die Musik ist von Herrn Ferdinand Kauer, Musik-Direktor. Wien 1805, S. 70.

[9]) Totenprotokoll der Stadt Wien im Wiener Stadtarchiv, 1790, Buchst. M, Fol. 67 a.

[10]) Vom Wiener Volkstheater. Wien und Teschen (1884), S. 92.

Pamphlete von J. B. Alxinger (S. 224 ff.).

Zuerst: Wiener Zeitung, Nr. 46, Sonntag, den 24. Febr. 1907 (Feuilleton).

[1]) R. M. Werner, Aus dem josephinischen Wien usw. Berlin 1888, S. 133.

[2]) F. Kratter, Freimaurer Auto da Fé in Wien, 1786, S. 38 ff.

[3]) Post von Wien, 1784, I., S. 197 ff.

[4]) Wiener Blättchen, 1784, 7. Febr.

[5]) Wiener Blättchen, 1784, 19. März.

[6]) Vgl. auch Realztg., Wien 1786, S. 10 f.

[7]) Über Franz Hald (1751—1793): Wien. Schriftsteller- und Künstlerlexikon, 1793, S. 52; Wurzbach, VII., S. 231. Er war Jesuit und Theolog.

[8]) F. Kratter, l. c. S. 39.

[9]) R. Keil, Wiener Freunde (1784—1808), Wien 1883, S. 41.

[10]) Anti-Hoffmann, Wien 1792, S. 88.

[11]) Das Hanswurstenhaus befand sich Zeughausgasse Nr. 184 alt, an der Ecke des Salzgrieses, und war 1717 von Jos. Ant. Stranitzky, dem berühmten Hanswurst, erbaut worden. Seine Erben verkauften es 1760 dem Abt von Klein-Mariazell, 1798 übernahm es die n. ö. Staatsgüteradmini-

29*

stration, die später die k. k. Lottodirektion darin unterbrachte (s. K. A. Schimmer, Häuserchronik, 1849, S. 43).

[12]) Retzer hatte die besondere Eitelkeit, sich von zahlreichen Autoren Werke dedizieren zu lassen, die er dann bei der Zensur, wohl auch bei der Kritik in Schutz nahm.

[13]) Der Wirth vom goldenen Eimer im neuen Lerchenfelde. (Wien) 1786, S. 17 ff.

[14]) Anspielungen auf Sonnenfels' Bemühungen um die Beleuchtung der Stadt Wien, um die Aufhebung der Folter und um die Vertreibung des Hanswursts.

[15]) L. c. S. 45 ff.

[16]) An und über Hoffmann, Alxinger und Huber. Wien 1792, S. 58, 67, 70.

[17]) Anti-Hoffmann, l. c. S. 88.

[18]) R. Keil, Wiener Freunde, S. 26 f.: „Sein liebes Ich kam alle Augenblicke ins Spiel und seine Eitelkeit würde unerträglich sein, wenn nicht sein Witz und seine Beredsamkeit die Phantasie bestächen."

P. Pankratz Waldbauer (S. 236 ff.).

[1]) Allgemeine Wiener Bücher-Nachrichten, oder Verzeichnis neuer und alter Bücher mit kurzen Anmerkungen für das Jahr 1786. Wien, Trattner 1786, Nr. V. den 1. Februar: Beilage: Neuerschienene Schriften (Fortsetzung bis 31. Jänner 1786), S. 80 Nr. 59: Hanners Lebensbeschreibung. 8°. Wien 1786 bey Binzing (! sic).

[2]) Vgl. darüber P. v. Hofmann-Wellenhof, Alois Blumauer. Wien 1885, S. 132 ff. und Gustav Gugitz, Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft, XVIII., (Wien 1908), S. 36 f. und 60 f.

[3]) Lt. freundlicher Mitteilung des Herrn P. Julius Smeresch, O. F. M., nach Akten im Wiener Franziskanerkloster.

[4]) Nach Akten des fürsterzbischöflichen Ordinariatsarchivs in Wien. Fasz. 342 St. Peter am Neuwald: Abteilung 2 (Pfarrer).

[5]) Bockornius ist die Latinisierung von Pokorny, welcher Name zum tschechischen Adjektiv pokorný-demütig, demutsvoll (Josef Rank, Neues Taschenwörterbuch der Böhmischen und Deutschen Sprache. I., [Prag 1887], S. 654 a) gehört, demnach bedeutet das Substantiv „der Demütige," ein Name, der für einen Ordenspriester trefflich paßt.

[6]) Fr. Schweickhardt Ritter von Sickingen, Darstellung des Erzherzogthums Österreich unter der Enns. V. U. W. W., IV., (Wien 1832), S. 191.

[7]) Bericht des Lokalkaplans Christoph Anton Relle vom 27. August 1785 ans Wiener Konsistorium: fürsterzbischöfliches Ordinariatsarchiv. Fasz. 342: Abt. 3 (Pfarrliche Einkünfte, Pfarrsakten).

[8]) Josef Maurer, Wiener Diöcesanblatt, 1894, S. 32, Regest Nr. 125.

[9]) Fürsterzbischöfliches Ordinariatsarchiv in Wien. Fasz. 342 St. Peter am Neuwald: Abteilung 3 (Pfarrliche Einkünfte).

[10]) ebd. Fasz. 342: Abt. 6 (Stiftungen).

[11]) ebd. Fasz. 342: Abt. 1 (Errichtung der Pfarre).

[12]) Gestionsprotokolle des Erzbischöflichen Consistorii in Wien (im fürsterzbischöflichen Ordinariatsarchiv), 1808, Nr. 1216, 2062.

[13]) Schweickhardt, a. a. O., V. U. W. W., IV., S. 192; fürsterzbischöfliches Ordinariatsarchiv in Wien. Fasz. 342 St. Peter am Neuwald: Abt. 4 (Kircheninventare): Inventare vom 20. Jänner 1808 und Dezember 1843.

[14]) Gestionsprotokolle etc. 1811, Nr. 2231.

[15]) Gestionsprotokolle etc. 1817, Nr. 380.

[16]) Gestionsprotokolle etc. 1826, Nr. 2626, 2736.

[17]) Totenprotokoll der Pfarre St. Peter am Neuwald (lt. freundlicher Mitteilung des hochwürdigen Herrn Pfarrers Matthias Luef in St. Peter am Neuwald) und handschrift-

liches Diözesannekrologium in der Kanzlei des fürsterzbischöflichen Ordinariates in Wien.

[18]) Laut freundlicher Nachricht des hochwürdigen Herrn Pfarrers Matthias Luef in St. Peter am Neuwald.

Die Marokkaner in Wien (S. 267 ff.).

Zuerst: Deutsche Zeitung, Nr. 12237, Freitag, den 26. Jänner 1906 (Feuilleton).

[1]) J. H. Faber, Beiträge usw. für Josef II. Lebensgeschichte, Mainz 1790, I., S. 281 ff. (diente auch sonst als Quelle).

[2]) H. Trockendorfer, Verlorene Briefe usw. über die Aufklärung in Wien, 1785, S. 63 und 62 ff. überhaupt.

[3]) Briefe über den gegenwärtigen Zustand der Litteratur usw. in Österreich, 1788, S. 33; Trockendorfer l. c.

[4]) Briefe über den gegenwärtigen Zustand usw., S. 33.

[5]) Josef Neuwirth in: Monatsblatt des Vereines für Geschichte der Stadt Wien, I., (Wien 1919), S. 20 f. — Weitere hier nicht benützte Quellen über den Aufenthalt der Marokkaner in Wien bieten: M. de Lamberg, Lettres critiques &c., Amsterdam 1786, II., S. 43 f.; (J. Richter), Wienerische Musterkarte. 2. Aufl. Wien. O. J., S. 80 f.; Lust-Reisen durch Bayern, Würtemberg, Pfalz, Sachsen, Brandenburg, Österreich usw. i. d. J. 1789—91, Leipzig 1791—93, II., S. 123, 206 f.

[6]) Von Traunpaur rührt auch noch ein anonymes Schriftchen her: „Echantillons envoyés par un Observateur barbaresque à sa Belle au bout d'une anneé de Séjour dans une Capitale policée. Traduction en Vers libres du Maroquin en Février 1784. (Wien) 1784, 16 S. 8° (Duxer Schloßbibliothek)."

[7]) Etwa das Wirtshaus zum Marokkaner in Währing, Herrengasse (jetzt Gentzgasse) Nr. 63, vgl. M. Bermann, Maria Theresia und Kaiser Josef II., Wien 1881, S. 851 f.; ein anderes Bierhaus des gleichen Schildes auf der Schottenbastei und ein schon verschwundenes Marokkanerhaus (Nr. 530 alt) in der Kramergasse (s. Kisch, Vorstädte, I., S. 245).

Die Schminke im alten Wien und ihre Gegner (S. 281 ff.).

Zuerst: Deutsche Zeitung, Nr. 12797, Samstag, 17. August 1907 (Feuilleton).

[1]) Aus der Zeit Maria Theresias, 1764–1767, Wien, S. 145.

[2]) E. N. Neiner, Neu ausgelegter kurioser Tändelmarkt usw., Wien 1734, S. 248 f.

[3]) (Jos. Richter), Der Erz-Wiener nach dem Leben gemalt usw., Wien 1784, S. 17.

[4]) Beschreibung einer Reise durch Deutschland, 1785, V., S. 278.

[5]) 1787, S. 43, 1042; 1790, S. 2701, 2918 f.

[6]) Briefe eines reisenden Franzosen, 1784, I., S. 199.

[7]) 25 Ärgernisse, Wien 1786, I., S. 70 ff.

[8]) Arnold (= J. Rautenstrauch), Schwachheiten der Wiener, 1784, III., S. 28 ff.

[9]) Skizze von Wien, 1789, VI., S. 941.

[10]) Wien 1786, S. 522 ff.

[11]) Wiener Zeitung, 1787, S. 2358.

[12]) Anekdoten und Charakterzüge von Kaiser Joseph II. 1790, III., S. 80.

[13]) A. F. Geisler, Skizzen aus dem Charakter usw. Josephs II., 1790, 13. Slg., S. 157 f.

[14]) Reise durch das südliche Deutschland, 1789, I., S. 356.

[15]) Neuestes Gemälde von Wien, Wien 1797, S. 159 f.

[16]) Reise von Glogau nach Sorrent usw., Berlin 1804, I., S. 116 f. — Auch M. Kosmeli behauptet in „Die zweiundvierzigjährige Affin usw., Wien und Berlin 1800, I., S. 157“: „Es gibt beiläufig gesagt keinen Ort in der Welt, wo die Schminke jeglicher Farbe so zentnerweise verschleudert wird, wie hier [in Wien]“.

[17]) Reise durch einen Theil von Sachsen, Böhmen, Österreich usw., Köthen 1807, S. 273 f.

[18]) (J. Richter), Das alte und das neue Wien, Wien 1788, I., S. 8 f.

Die ersten Versuche der Aeronautik in Wien (S. 293 ff.).

Zuerst: Wiener Zeitung, Nr. 1 und 3, Freitag und Sonntag, den 1. und 3. Jänner 1909 (Feuilleton).

1) Wiener Blättchen, 1783, 28. Dezember.

2) Provinzialnachrichten, Wien 1783, S. 1669 f.

3) Nach dem Berichte des „Wiener Blättchens“ 1784, 21. Jänner; Wiener Zeitung 1784, S. 86 und 109 ff., sowie „Provinzialnachrichten“, 1784, S. 81 ff. Über seine ersten Versuche verbreitet sich Widmannstädter auch in einem Brief an Maximilian Grafen Lamberg vom 31. Dezember 1783. Er schreibt:

Mein Herr Graf! Mit Vergnügen beantworte ich Ihren Brief und wünsche Ihrem Verlangen genugthun zu können. Ich machte verschiedene Versuche, die ich meinen Freunden und dem vortrefflichen Ingenhouß zeigte. Die Kugel, von der Ihnen der Hofrath schrieb, hatte 12 Zoll im Durchmesser, wog 130 Gran und war im Stande außer einer Wagschale, die 29 Gran wog, noch 95 Grane zu tragen. Das erste mal blieb sie mir 6 Stund, die folgenden male aber bis 9 Stund auf dem Plafond, dann ließ sie sich sehr langsam nieder. — Ich will Ihnen eine kleine Beschreibung mittheilen, mein Herr Graf, daß Sie sie leicht selbst werden verfertigen können. Sie nehmen die Häutchen, wie sie die Goldschlager brauchen, aber nur einfach und leimen sie mit Hausenblasen zusammen, welches Ihnen ohnehin bekannt sein wird. Nun muß eine 3 bis 4 Zoll lange Röhre aus eben den Häutchen gemacht werden. Man bläst sie sodann auf und untersucht genau, ob sie luftdicht ist. Ist sie es, so wird sie mit Steinöl ein wenig geschmiert. Wenn sie soll gefüllt werden, bereitet man zuvor eine Flasche einer hinlänglichen Menge brennbarer Luft, z. B. für diese 18zollige eine Maßflasche voll. Nimmt eine Glocke, die gerade diese zu fassen im Stande ist, mit einer Pipe versehen und füllet diese Glocke mit der brennbaren Luft. Aus der Blase wird dann alle gemeine Luft langsam herausgedruckt und [die

Blase] auf die Pipe gebunden. Ober der Pipe wird die Röhre der Blase wieder gebunden und fest zusammengezogen, sobald die Luft aus der Glocke in die Blase gepresset worden (die Blase darf aber nicht zu stark gespannet werden, sonst würde sie springen); sobald das obere Band zugezogen worden, so wird die Röhre mit einem Messer hart ober der Pipe abgeschnitten und die Kugel wird mit aller Gewalt gegen die Decke fahren. [Folgt eine Zeichnung mit Beschreibung.]

Ich habe einen geschickteren Menschen gesucht, den ich eben fand, welcher dergleichen Kugeln für Geld machen wollte. Ich bin versichert, daß er viele Liebhaber finden wird. Der erste Versuch, den er mir zeigte, ist gut ausgefallen. Ich wünsche Ihnen, mein Herr Graf, mit meiner Beschreibung Genüge geleistet zu haben. Ich bin 2c. Ihr gehorsamster

Widmannstätter.

[4]) Provinzialnachrichten, Wien 1784, S. 560; II., S. 34.

[5]) Wiener Blättchen, 1785, 27. Juli.

[6]) Vgl. Teufeleien, Möndhereien usw., 1784, II., S. 85, wo der Almanach verspottet wird.

[7]) Wiener Blättchen, 1784, 8. Juni.

[8]) Ibid. 1784, 8. Jänner; 14. Februar.

[9]) Ibid. 1784, 14. Februar; Wiener Zeitung, 1784, S. 77.

[10]) Wiener Zeitung, 1784, S. 1157.

[11]) 1784, 2. Heft, S. 26 f.

[12]) Wiener Blättchen, 1784, 2. Mai.

[13]) Ibid. 1784, 10. Mai.

[14]) H. Trockendorfer, Briefe über die Aufklärung in Wien, 1785, S. 55 f.

[15]) Vgl. J. Pezzl, Skizze von Wien, 1786, 2. Heft, S. 205 f.: „Am 10. Mai hatte . . . Hyam versprochen, nach vollendeter Reiterei drei Luftbälle steigen zu lassen, mit deren letztern ein Mensch, oder bei zu ungestümmen Winde ein Widder in die Luft gehen würde. Der Zulauf war groß, wie natürlich. Was geschieht? Erst kömmt ein kleines Bläschen von der Größe eines Spielballons und fliegt davon; darauf

erscheint der Ballon, welcher einen Menschen oder Widder in die Luft führen sollte; und was war's? eine Kugel von gummierten gelben Taffet, von etwa fünf Fuß im Durchmesser, mit einem daran hangenden hölzernen Käficht, welcher leer und so klein war, daß nicht einmal eine Gans darin Raum hatte. . . ."

[16]) (J. Perinet), 25 Ärgernisse, Wien 1786, S. 46.

[17]) Wiener Blättchen, 1784, 18. März.

[18]) Wiener Zeitung, 1784, S. 589 f.; Wiener Blättchen, 1784, 21. März; Der Spion von Wien, 1784, 2. Heft, S. 43.

[19]) Wiener Blättchen, 1784, 23. April.

[20]) Wiener Zeitung, 1784, S. 1458.

[21]) Vgl. Realzeitung, Wien 1785, S. 662.

[22]) Über die Bewegungen, die der Luftballon zeigen sollte, nahm der brave Stuwer wohl den Mund etwas zu voll. Danach sollte der Ballon so leicht regiert werden, „daß, wenn die Luftschiffer sich gleich bis auf die Scheitel (!) der Zuschauer herabließen, sie dennoch ungeachtet der Schwere von 2600 Pfund niemand verletzen, sondern so herabkommen werden, daß zwei Personen sie an jede beliebige Stelle tragen können."

[23]) Wiener Zeitung, 1784, 7. Juli.

[24]) Wiener Blättchen, 1784, 8. Juli.

[25]) Ibid. 1784, 14. Juli.

[26]) Wiener Zeitung, 1784, S. 1681 f.

[27]) Ibid. 1784, S. 1743, 1757.

[28]) Ibid. 1784, S. 1825.

[29]) 1784, S. 1962.

[30]) Wienerische Musterkarte, 2. Aufl., Wien 1784, S. 71 f.

[31]) Wiener Blättchen, 1785, 29. August.

[32]) Wiener Zeitung, 1785, S. 954.

[33]) Ibid. S. 985.

[34]) Wiener Zeitung, 1785, S. 1709; Wiener Blättchen 1785, 25. Juli.

[35]) Wiener Blättchen, 1788, 20. März.

[36]) Provinzialnachrichten, 1788, S. 224.

[37]) Wiener Zeitung, 1788, S. 1119, 1238, 1271 f.

[38]) Ibid. 1788, S. 1760, 2049, 2133.

[39]) Vgl. Briefe einiger Frauenzimmer in Wien &c., Frankfurt und Leipzig 1789, S. 117, die sich sehr lobend darüber äußern.

[40]) Wiener Zeitung, 1789, S. 1740, 2244. Dieser Herr Czerny scheint auch in Prag seine Künste gezeigt zu haben. Am 16. Mai 1789 schreibt Lamberg an Opiz: „Haben Sie Herrn Czerny's aerostat'sches Schiff mitangesehen? Wann kömmt er nach Brünn? Haben Sie die Gnade und überschicken Sie mir einen Prager gedruckten Anschlagzettel über diesen Aerostaten." Lamberg spricht auch noch an anderer Stelle (Bd. IX., S. 209 f.) über „Matthias Czerny, aerostatischen Maschinenverfertiger" und seine Luftjagden.

[41]) Ibid. 1788, S. 2271.

[42]) Ibid. 1789, S. 1740; die Polizeiindices im Statthaltereiarchiv, 1789, Buchst. F. V., S. 11 haben folgende Eintragung: Frascaras Franz Gesuch seine Seiltanzkunst in N. Ö. produzieren zu dürfen; an die Kr. Ä. gewiesen. — Wird dessen Weibe die vorgefaßte Luftfahrt eingestellt [zirka Juli].

[43]) Wiener Zeitung, 1790, S. 2270, 2438.

[44]) Ibid. 1790, S. 2143 f.

[45]) Ibid. 1791, S. 956.

[46]) Vgl. dazu: Wiener Plunder von Ridendo, 1784, 2. Heft, S. 76.

[47]) A. F. Geisler, Skizzen aus dem Charakter &c. Joseph II., 1789, 11. Slg., S. 226. Lamberg schreibt auch am 30. Juni 1789 an Opiz: „Der Fürst Sulkowsky hat bei dem Monarchen für Blanchard um Erlaubnis angesucht, seinen riesenförmigen Luftballon in Bielitz in Oberschlesien aufsteigen zu sehen. Die Beweggründe hiezu sind zugleich von des Fürsten Unterthanen selbst unterstützt worden. Wirte, Brauhäuser und überhaupt ganz Bielitz können nicht anders als viel bei der Zusammenkunft so vieler Fremden zu ge-

winnen hoffen. Ich zweifle aber, daß es Se. Majestät erlauben werden."

[48]) Sendschreiben des Abate Andres über das Literaturwesen in Wien, 1795, S. 147.

[49]) Wiener Zeitung, 1790, S. 3107.

[50]) Politische Gespräche der Todten, 1791, S. 195 ff.

[51]) Wiener Zeitung, 1791, S. 568.

[52]) Beilage zu den politischen Gesprächen der Todten, 1791, S. 90.

[53]) Auszug aller europäischen Nachrichten, Wien 1791, 16. März.

[54]) Wiener Kommunalkalender, 1902, S. 543 ff. — Lamberg behauptet in einem Brief vom 17. Juni 1791 an Opiz, Blanchard habe seinen Physiker, einen Exkapuziner, in Warschau verloren und eben deswegen könnte er seine Ballons seitdem nicht mehr gehörig füllen.

[55]) Politische Gespräche der Todten, 1791, Geheimer Briefwechsel, S. 99 f.

[56]) Auch deutsch in der Wiener Stadtbibliothek unter dem Titel: „Ausführlicher Bericht der mit höchster Bewilligung Sr. k. k. Majestät in Wien den 6ten July 1791 unternommenen 38ten Luftreise vom Herrn Blanchard ꝛc. Wien, gedr. b. J. Ochs. 8°."

[57]) Wiener Zeitung, 1791, S. 1857.

[58]) Auszug aller europäischen Nachrichten, Wien 1791, Juli, S. 308.

[59]) Wiener Zeitung, 1791, S. 1938, 2006.

[60]) Kommunalkalender, 1902, S. 548.

Die Jakobinerfurcht in Wien, 1791—1793 (S. 326 ff.).

Zuerst: Deutsche Zeitung, Nr. 12726, Donnerstag, den 6. Juni 1907 (Feuilleton).

[1]) Allerdings war ein solcher Brief in mehreren Abschriften von Andreas Freiherrn von Riedel von Wien aus

ausgesandt worden, wofür er dann zu sechzig Jahren Festung verurteilt wurde. Der Brief hatte gar keine Wirkung gemacht.

[2]) Wiener Kommunalkalender, 1902, S. 542 ff.

[3]) Die Geschichte dieser handschriftlichen Zeitung sowie ähnlicher wird an anderer Stelle gegeben werden. Sie scheint in verschiedenen Händen gewesen zu sein, so in jenen eines gewissen Karl Fritz von Rustenfeld und zuletzt in jenen eines Sollizitators, namens Strachowitz, der seine Redaktion am Hohen Markt Nr. 458 hatte. Diesem wurde sie anfangs März 1794 für immer verboten (vgl. Protokoll für Niederösterreich 1794, Fol. 92).

[4]) Das Exemplar in der Hofbibliothek läuft nur vom 1. März 1792 bis 15. Dezember 1793 und dürfte demnach nicht ganz vollständig sein, da „Der heimliche Botschafter" erst im März 1794 unterdrückt wurde.

[5]) Nachricht vom 26. Mai 1792.

[6]) Nachricht vom 2. Oktober 1792.

[7]) Nachricht vom 19. November 1793.

[8]) Nachricht vom 5. Oktober 1792.

[9]) Der Verfasser wurde erst durch Gugitz auf Grund der Archivalien entdeckt.

[10]) Wahrscheinlich handelt es sich um einen gewissen Grafen Soltyk, der in diesen revolutionären Bewegungen eine Rolle spielte und verhaftet wurde.

[11]) Vgl. die Nachrichten vom 8. November 1793.

[12]) Karoline Pichler, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben, Hrsg. von E. K. Blümml, München 1914, I., S. 178 ff.

Der Wiener Eisstoß im Jahre 1830 (S. 340 ff.).

Zuerst: Deutsche Heimat, 3. Jahrgang, Heft 1/2, Wien 1907, S. 17—20.

[1]) Man vergleiche über diese Vorgänge besonders F. Tschischka, Geschichte der Stadt Wien. Stuttgart 1817, S. 477 f.; Karl Hofbauer, Die Rossau und das Fischer-

dörfchen am oberen Werd. 2. Aufl. Wien 1866, S. 61 ff.; Jakob Blümel, Die Geschichte der Entwicklung der Wiener Vorstädte. A. Die Leopoldstadt. Wien 1884, S. 64 ff.; die eingehendste Darstellung gibt Franz Sartori, Authentische Beschreibung der unerhörten Überschwemmung der Donau im Erzherzogtume Österreich unter der Enns im Jahre 1830. I., (Wien 1830), S. 15 ff. Einiges bietet noch: Karoline Pichler, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. Hg. von E. K. Blümml, II., (München 1914), S. 263 f., 567 Anm. 441.

[2]) Sartori I., S. 103, 128.

Der Mordanschlag auf König Ferdinand V. von Ungarn in Baden (S. 348 ff.).

[1]) Paul Tausig, Berühmte Besucher Badens. Ein Beitrag zur Geschichte der Stadt Baden bei Wien. Wien 1912, S. 10.

[2]) K. A. Schimmer, Ferdinand I., Kaiser von Österreich, dessen Leben und Wirken bis zu seiner Thronentsagung. Wien 1849, S. 27.

[3]) Österreichisch-kaiserliche privilegirte Wiener Zeitung, Nr. 184 vom Freitag, den 10. August 1832, S. 1a und Nr. 186 vom 12. August 1832, S. 743; darnach wiedergegeben bei Rainer v. Reinöhl, Irrtümer in der Geschichte Badens, I., (Baden 1909), S. 46 f. — Österreichischer Beobachter. Wien 1832, Nr. 223 vom 10. August 1832, S. 1083 und Nr. 226 vom 13. August 1832, S. 1097; Schimmer, S. 28; Hermann Rollett, Neue Beiträge zur Chronik der Stadt Baden bei Wien, IV., (Baden 1891), S. 90 f. = Begegnungen. Erinnerungsblätter (1819—1899). Wien 1903, S. 46 f.; Rainer v. Reinöhl, a. a. O. I., S. 48 f. (Bericht der Fürstin Metternich); Viktor Graf Ségur-Cabanac, Kaiser Ferdinand I. als Regent und Mensch. Wien 1912, S. 43 und 45 (Bericht der Fürstin Metternich); Franz Schnürer, Habsburger Anekdoten. 2. Aufl. Stuttgart 1906, S. 135 f. (Attentat erfolgt fälschlich

an einem „Sommerabend“ und der Attentäter wird irrig von einem jungen Weinbergarbeiter festgenommen.)

[4]) Wurzbach, Biographisches Lexikon, XXVIII., S. 108 ff.

[5]) Rollett, Neue Beiträge 2c., IV., S. 91 = Begegnungen. S. 46.

[6]) Wiener Zeitung, a. a. O.; Beobachter Nr. 226, S. 1097; Ségur-Cabanac, S. 44; Schimmer, S. 28.

[7]) Vgl. über diese Karoline Pichler, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. Hg. von E. K. Blümml, II., (München 1914), S. 562 f. Anm. 427.

[8]) Rainer v. Reinöhl, I., S. 48; Ségur-Cabanac, S. 44; Beobachter Nr. 223, S. 1083 und Nr. 226, S. 1097. — Schimmer, S. 28, läßt die Schüsse vor dem Niederreißen des Mörders fallen, was durch den ersten, nicht besonders ausführlichen und ungenauen Bericht im „Beobachter“ (Nr. 223, S. 1083) verursacht sein dürfte. Am ausführlichsten: Rollett, Neue Beiträge, IV., S. 91 = Begegnungen, S. 47.

[9]) Rollett, Neue Beiträge, IV., S. 91 = Begegnungen, S. 47. Gegen diese Anschauung wandte sich bereits Reinöhl, I., S. 49 f. mit Erfolg, ohne das Handschreiben vom 20. August 1832 zu kennen.

[10]) Österreichischer Beobachter Nr. 234 vom 20. August 1832, S. 1135; Wiener Zeitung 1832, S. 767.

[11]) Paul Tausig, Die Glanzzeit Badens. Ein Kulturbild aus den Jahren 1800 bis 1835. Baden 1914, S. 135 f.

[12]) Österreichischer Beobachter 1832, Nr. 226, S. 1097; Schimmer, S. 28; Rollett, Neue Beiträge 2c., IV., S. 91 = Begegnungen, S. 47 und XIII., (Baden 1900), S. 31; Reinöhl, I., S. 47.

[13]) Biographische Angaben über Reindl bieten: Rollett, Neue Beiträge 2c., XII., (Baden 1899), S. 61 f. (kurz); Ségur-Cabanac, S. 42 f. (ausführlich nach Akten des Kriegsarchivs).

[14]) Österreichischer Beobachter 1832, S. 1083, 1097; Schimmer, S. 27 f.; Ségur-Cabanac, S. 44, 45; Reinöhl, I., S. 47, 48.

[15]) Österreichischer Beobachter 1832, S. 1083, 1097; Schimmer, S. 28.

[16]) Ségur-Cabanac, S. 43, 44. — Schimmer, S. 28 f., spricht von einem am 13. Oktober 1832 erflossenen Urteil, das auf 20 Jahre Kerker lautete.

[16a]) Schnürer, a. a. O. S. 136.

[17]) Österreichischer Beobachter 1832, S. 1097; Bäuerles Allgemeine Theaterzeitung. Wien 1832, S. 660 und darnach Paul Tausig in: Das Badener Buch. Wien 1919, S. 47 (1832).

[18]) Tausig, Die Glanzzeit Badens, S. 136.

[19]) Rollett, Neue Beiträge rc. VI., (Baden 1893), S. 64; Tausig, a. a. O. S. 137.

[20]) Österreichischer Beobachter 1832, S. 1125, 1147; Wiener Zeitung 1832, S. 775, 811, 815, 827, 855, 936, 1080.

[21]) Österreichischer Beobachter 1832, S. 1135; Wiener Zeitung 1832, S. 763.

[22]) Österreichischer Beobachter 1832, S. 1276.

[23]) Bäuerles Allgemeine Theaterzeitung. Wien 1832, S. 680, 712.

[24]) Es liegen mehr oder minder ausführliche Berichte über Gottesdienste rc. an folgenden Tagen und aus folgenden Orten vor (Wiener Zeitung 1832): 10. August Kaposvár (S. 827). — 15. August Krems a. d. Donau (S. 783). — 16. August Ischl (S. 839). — 19. August Spitz a. d. Donau (S. 811). — 20. August Temesvár (S. 815). — 26. August Brünn Zivil und Militär (S. 798, 807), Prag (S. 802), Gran (S. 811), Kremnitz (S. 811), Agram (S. 815), Ödenburg (S. 827). — 27. August Leoben (S. 839). — 1. September Graz (S. 818). — 2. September Klosterneuburg (S. 818), Preßburg (S. 827), Olmütz (S. 839), Troppau (S. 839), Ofen und Pest (S. 839), Kopreinitz in Kroatien (S. 859). — 5. September Linz (S. 839). — 8. September Lemberg (S. 859), Garnison Prag (S. 871). — 9. September Waidhofen a. d. Ybbs (S. 843). — 10. September Innsbruck (S. 847). — 16. September Klagenfurt (S. 879), St.

Pölten (S. 883), Herzogenburg (S. 952). — 18. September Laibach (S. 883). — 20. September Mailand und Venedig (S. 903). — 23. September Tulln (S. 1020). — 30. September St. Andrä a. d. Traisen (S. 1004).

25) Österreichischer Beobachter 1832, S. 1256; Wiener Zeitung 1832, S. 847.

26) Bäuerles Allgemeine Theaterzeitung. Wien 1832, S. 657 f.

27) Ebd. 1832, S. 681.

28) Ebd. S. 661.

29) Ebd. S. 677.

30) Ebd. S. 705.

31) Rollett, Neue Beiträge &c. XI., (Baden 1898), S. 93 Nr. 226; Wiener Zeitung 1832, S. 882 (Ankündigung).

32) Bäuerles Theaterzeitung. Wien 1832, S. 740.

33) Beide Drucke in Blümmls Besitz:

A) Lied | vom | König Ferdinand, | Kronprinzen | zu | Österreich. — Ohne Ort, Drucker und Jahr, 8°, 4 SS. Der Text beginnt auf S. 1.

B) Lied | vom | König | Ferdinand, | Kronprinzen | zu | Oesterreich. || Errettet aus der Mörderhand. — Ohne Ort, Drucker und Jahr, 8°, 4 SS. Der Text beginnt auf S. 2.

Varianten von A) und B) gegenüber obigem Abdruck, dem die heutige Rechtschreibung und Interpunktion zugrunde liegt: I^3 ganz fehlt B. — II^1 Alles A B; ^{3} Baaden A — V^4 Gotteshand A B — VIII^3 Ihnen A B; ^{4} Ihn A B — IX^2 Ihn A B — IX^3 Su . . . Oesterreich A; ganze Zeile fehlt B; ^{4} von B.

34) Über Moritz Bermann (1823 — 1895) vgl. man Franz Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts. ^{5}I., S. 106 f.

35) Tausig, Die Glanzzeit Badens. S. 136; Reinöhl I., S. 45.

36) Reinöhl, a. a. O. I., S. 45, 46; eine Abbildung in Velhagen und Klasings Monatshefte. 1918, Juliheft, und oben vor S. 353.

[31]) Vgl. die Ankündigung in der Wiener Zeitung Nr. 194 vom 23. August 1832, S. 778. — Über Joh. Nep. Ender (1793—1854) vgl. Wurzbach, IV., S. 38 ff. und über Josef Kovatsch (1799—?) ebd. XIII., S. 67 f.

Das Fuchsenlied (1848) (S. 365 ff.).

[1]) Über dessen Geschichte vgl. Arthur Kopp, Das Fuchsrittlied und seine Verzweigungen. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. XIV., (Berlin 1904), S. 61 ff.

[2]) Abgedruckt bei Kopp, a. a. O. XIV., S. 62.

[3]) Kopp, a. a. O. XIV., S. 63.

[4]) Kopp, a. a. O. XIV., S. 63 ff.

[5]) Hoffmann v. Fallersleben, Unsere volkstümlichen Lieder. 4. Aufl. Besorgt von K. H. Prahl. Leipzig 1900, S. 251, Nr. 1199.

[6]) Kopp, a. a. O. XIV., S. 63.

[7]) Kopp, a. a. O. XIV., S. 73.

[8]) Der Wiener Parnaß im Jahre 1848. Wien 1882, S. 289, Nr. 1554—1560.

[9]) Helfert, Parnaß, S. XXXVII.

[10]) Helfert, Parnaß, S. LXIV.

[11]) Leipzig 1909, S. 413.

[12]) B. Auerbach, Tagebuch aus Wien. Von Latour bis auf Windischgrätz. Breslau 1849, S. 197 f.

[13]) Im Karton 50834 C der Wiener Stadtbibliothek.

[14]) Vgl. über ihn: Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich. XIX., S. 41 ff.

[15]) Vgl. über Czapka: Wurzbach, a. a. O. III., S. 83 f.; Arnold Winkler, Monatsblatt des Vereines für Geschichte der Stadt Wien. I., (Wien 1919), S. 59 ff., besonders S. 63 ff.

[16]) Winkler, a. a. O. I., S. 64, 74.

[17]) Wurzbach, a. a. O. II., S. 39 f.

[18]) Vgl. darüber Josef Alexander Freiherr v. Helfert, Geschichte der österreichischen Revolution. II., (Freiburg i. B. 1909), S. 45, 233 ff., 254, 287.

19) Vgl. Wurzbach, a. a. O. IV., S. 221 ff.

20) Helfert, Geschichte ꝛc. I., S. 305.

21) Helfert, Geschichte ꝛc. I., S. 307.

22) 1 Bl., 8⁰, o. O. und Dr. — Bl. 1 a: Der 2. Theil vom | Fuchslied | als Fortsetzung des | allgemein beliebten Studentenliedes. | „Was macht der Herr Papa.“ — Helfert, Parnaß, S. 289, Nr. 1555 (erwähnt diesen Druck). — Die Strophenbezifferung fehlt dem Originaldruck.

Druck: 1_3 ledenen — $3_{1,4}$ Schinderskrecht — 7_1 Es [Er; $_3$ lederneu — 18_3 Dreiköuig — 21_5 drm [dem — 25_3 lederneu — 26_4 gnt [gut — 27_5 nnd [und — 28_1 Bnrsch [Bursch; $_3$ Bursch.

23) 2 Bl., 8⁰. — Sammlung L. A. Frankl. — Bl. 1 b: (Bild, unterzeichnet K 21). | Zweiter Theil | zum Studenten-liede: | Der lederne Fuchs. | Nach der bekannten Melodie. | Im Verlag b. Franz Barth in Wien, Mariahilf, kleine Kirchengasse No. 28. — Bl. 1 a und 2 b weiß. — Helfert, Parnaß, S. 289, Nr. 1555 verzeichnet mehrere Ausgaben, darunter auch diese. — Die Strophenbezifferung fehlt dem Originaldruck.

24) Helfert, Parnaß, S. 289, Nr. 1554 ff.

25) Helfert, Geschichte ꝛc. I., S. 383 f.; II., S. 35.

26) Helfert, Parnaß, S. 459 b; Wurzbach, Biographisches Lexikon. XXXIX., S. 61 f.

27) 1 Bl., 8⁰, o. O. — Sammlung L. A. Frankl. — Bl. 1 a: Der 3. Theil vom | Fuchslied | als Fortsetzung des | allgemein beliebten Studentenliedes, | Was macht der Herr Papa. | Von Cl. Fr. Stix. — Am Schluß (Bl. 1 b): Gedruckt bei M. Lell. — Helfert, Parnaß, S. 289, Nr. 1557 (ob anderer Druck?).

28) 1 Bl., 8⁰, o. O. — Sammlung L. A. Frankl. — Bl. 1 a: Der 4. Theil vom | Fuchslied. | Bauernlied. — Am Schluß (Bl. 1 a): Gedruckt bei M. Lell. — Bl. 1 b weiß. — Helfert, Parnaß, S. 289, Nr. 1558 (ob anderer Druck?). — Die Strophenbezifferung fehlt dem Originaldruck.

30*

[29]) 1 Bl., 8°. — Sammlung Nikola. — Bl. 1 a: Ein Lied ganz neu, | Von der alten Polizei! | Von einem bußfertigen und reuevollen | Spitzel, | Nach der beliebten Melodie des Fuchsliedes*). — Bl. 1 b: Gedruckt bei M. Lell. — Helfert, Parnaß, S. 289, Nr. 1560 (andere Ausgabe?). — Die Strophenbezifferung fehlt dem Originaldruck.

Zwei Deutschmeisterlieder des vorigen Jahrhunderts (S. 390 ff.).

Zuerst unvollständig in: Mitteilungen des Deutschmeister-Kameradschaftsverbandes. Wien 1918, Nr. 10, S. 6.

[1]) Mitteilungen des Deutschmeister-Kameradschaftsverbandes. Wien 1918, Nr. 4, 5, 6 und 9.

[2]) Signatur 417394—B, II. Bd., Stück 148, 149.

2 Bll., 8°. — Bl. 1a: Deutschmeister | Rekruten-Lied. || — Bl. 2a: Der urlaublustige | Deutschmeister-Rekrut. || — Bl. 2b (am Schluß): Urfahr, Kraußlich's Buchdruckerei u. lith. Anstalt.

Lied 1 (oben S. 396 f.): Druck: III_4 hören — IV_2 d'Cantina; $_4$ Dir . . . geschieht — VI_4 probirn.

Lied 2 (oben S. 397 ff.): Druck: II_4 probirn — VI_4 ein Mal.

[3]) Schlossar, Nr. 278, Strophe 1—4 = Lied I. Strophe 1—4; Schlossar, Strophe 5, 6 = Lied I. Strophe 10, 11; Schlossar, Strophe 7—12 = Lied II. Strophe 1—6.

[4]) Deutsche Volkslieder aus Steiermark. Innsbruck 1881, S. 311, Nr. 278.

[5]) Soldaten-Liederbuch. 8. Aufl. Salzburg 1897, S. 119 Nr. 70.

[6]) Österreichische Soldaten-Lieder. I., Wien 1916, S. 15 f. Nr. 10 = Soldaten-Liederbuch. Hg. vom k. u. k. Kriegsministerium. I., Wien 1918, S. 15 f.

[7]) Wiener Lieder und Tänze. Wien 1911, S. 36.

[8]) Das richtige Soldatenlied. Berlin 1917, S. 65 f. (als Lied des Deutschen Reserve-Infanterieregiments Nr. 92).

[9]) Alois Veltzé, k. u. k. Infanterieregiment Hoch- und Deutschmeister Nr. 4. Wien 1906, S. 71; Amon, S. 703 f.

[10]) J. B. Moser, Das Wiener Volksleben in komischen Scenen. Neue Folge. X. Doktor und Barbier. Wien 1865, S. 44 ff.

[11]) (Bild: Marketenderin.) | Die Marketenderin v. J. 1859. | 2. Theil, zu die Wiener Freiwilligen. | Melodie: Herr Hauptmann ich bitt recht schön. | Druck u. Verlag v. M. Moßbeck Wien Neubau Hauptgaße No. 241. — 8°, 2 Bll. (Wiener Stadtbibliothek 50834 C.)

[12]) Moritz Bermann, Alt- und Neu-Wien. Wien 1880, S. 1074.

[13]) Vgl. Gustav Ritter Amon von Treuenfest, Geschichte des k. k. Infanterie-Regimentes Hoch- und Deutschmeister Nr. 4. Wien 1879, S. 619, 624.

[14]) Amon, S. 625.

[15]) Amon, S. 631.

[16]) Illustriertes Wiener Extrablatt. Nr. 251 vom 12. September 1896, S. 7. Titel wie oben (S. 396). Mitgeteilt von Herrn Franz Hamral (VIII., Lerchenfelderstraße 76) nach einem Manuskript weil. des Onkels seiner Eltern. Datiert 1867. — Varianten: II_2 die [mei; $_3$ hab'n's. — IV_3 wenn; $_4$ geschieht. — V_2 Lassen's. — VI_1 Nichts; $_4$ Und erst die . . — VIII_1 erlaub'n — X_1 ich bitt'; $_4$ Maderln.

[17]) Illustriertes Wiener Extrablatt. Nr. 251 vom 12. September 1896, S. 7. Datiert 1866 und mitgeteilt von Frau Mathilde Fiedler; Titel wie oben (S. 397). — Varianten: I_3 ich; $_4$ geignen. — II_1 Nichts; $_3$ lernen fehlt. — III_1 Aber fehlt; $_3$ i [sich. — IV_4 g'wiß. — V_1 Na [No; $_2$ Nichts; $_3$ J salutir; $_4$ Vor. — VI_1 J . . . glei . .; $_2$ schreib' . . All's . .; $_3$ Daß i ganz g'wiß auf . . .

[18]) (Bild) | Der Urlaub lustige | Deutschmeister Reckrut. | Verfast von Josef Rueff. | Eigenthum des M. Moßbeck Neubau Hauptgaße No. 241. — 2 Bll. 8°., wovon 1 a und 2 b weiß. — Wien Stadtbibliothek. — Varianten (unberücksich-

tigt blieben solche orthographischer Art und Abweichungen in der Interpunktion): I_3 war ich. — II_1 nichts; $_2$ lernen fehlt. — III_3 i. — IV_3 Ehren-Wort; $_4$ gwiß. — V_2 nichts; $_4$ ich. — VI_2 alls; $_3$ Daß ich ganz gwiß auf ... — Faksimile des Titels oben S. 398.

Preßburg im Liede der Deutschmeister (S. 400 ff.).

[1]) Stephan von Rakovszky in: Presburg und seine Umgebung. Preßburg 1865, S. 29.

[2]) Alfred Burgerstein in: Alt-Wiener Kalender für das Jahr 1918. Wien 1918, S. 44 f.

[3]) Johann Batka, Historisches über den Preßburger Weinbau. Pozsony 1902, S. 21 f.; Theodor Ortvay, Geschichte der Stadt Preßburg. II. 1, (Preßburg 1895), S. 399 ff. (reiche Nachweise von Weingartennamen und Besitzern bis 1526).

[4]) Batka, a. a. O. S. 19 ff.

[5]) Batka, a. a. O. S. 28.

[6]) Der poetische Führer durch Presburg und die nächste Umgebung. Preßburg 1863, S. 54.

[7]) Der poetische Führer usw. S. 51.

[8]) Gustav Ritter Amon von Treuenfest, Geschichte des k. k. Infanterie-Regimentes Hoch- und Deutschmeister Nr. 4. Wien 1879, S. 619, 622, 623, 624.

[9]) Amon, a. a. O. S. 624, 625, 626.

[10]) Amon, a. a. O. S. 623.

[11]) Vgl. oben S. 394 ff.

[12]) Vgl. oben S. 396 ff.

[13]) Amon, a. a. O. S. 631.

[14]) Amon, a. a. O. S. 647.

[15]) Amon, a. a. O. S. 646.

[16]) Amon, a. a. O. S. 647.

[17]) Illustriertes Wiener Extrablatt. Nr. 248 vom 9. September 1896, S. 7.

[18]) Adolf Stephanie, Das königl. Residenzschloß in Preßburg von seiner Entstehung bis zu seinem Verfalle. Preßburg 1897, S. 19 f.

[19]) Illustriertes Wiener Extrablatt. Nr. 249 vom 10. September 1896, S. 7 (Einsender Jakob Prechelmacher, „ein alter Deutschmeister“).

[20]) Amon, a. a. O. S. 649, 651.

Von der alten zur neuen Wien (S. 410 ff.).

Zuerst: Deutsche Zeitung, Nr. 12473, Freitag, den 21. September 1906 (Feuilleton).

[1]) J. Perinet, Komische Lobsprüche in Blumauers Manier, Wien 1806, S. 190 f.

[2]) 2. Heft, S. 87 ff.

[3]) Das neue Wien, 1785, S. 35 f.

[4]) Kleine Wiener Memoiren, 1845, III., S. 195 f.

[5]) (Gewey), Komische Gedichte über die Vorstädte Wiens, Wien 1812, 3. Heft, S. 3 ff.

[6]) Gewey, 3. Heft, S. 18.

[7]) Vgl. darüber auch das Protokoll für Nieder-Österreich im Archiv des Staatsamtes des Innern 1781 bis 1784 unter dem Buchstaben B P. (Bayer).

[8]) Zu dem Artikel erscheinen noch benützt: *a)* J. Pezzl, Skizze von Wien, 1788, 5. Heft, S. 804 ff.; *b)* Atzinger und Grave, Geschichte und Verhältnisse des Wienflusses, sowie Anträge für dessen Regulierung und Nutzbarmachung, Wien 1874, 8°; *c)* Realzeitung, Wien 1782, S. 540 ff.

Bilderverzeichnis.

Register.

Personenverzeichnis.

31*

Ortsverzeichnis.

a) Wien (Topographisches).

Häuser:

b) Fremde Orte.

Liedanfänge.

Verzeichnis der Sachen.

Inhaltsverzeichnis.

Emil Karl Blümml:

Gustav Gugitz:

* * *

Druckfehlerverbesserung.

S. 200 Str. V_4 gewiß.
S. 278 Z. 4 von unten lies: Seinen.

Buchdruckerei Carl Fromme, G. m. b. H., Wien V.



